Der Sultan und seine Politik

Bernhard Stern



Der Sultan und seine Politik

Erinnerungen und Beobachtungen
eines Journalisten

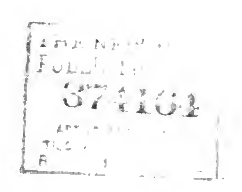
Von

Bernhard Stern



Leipzig
Verlag von B. Elischer Nachfolger





Vorwort.

Die türkischen Zustände bleiben gewöhnlich selbst jenen, die jahrelang dort unten leben, unlösbare Rätsel, wenn nicht ganz merkwürdige Zufälle einen plötzlichen Einblick in die seltsamen Verhältnisse gestatten. Mir sind während der vielen Jahre, die ich in Konstantinopel und den türkischen Provinzen als Spezialkorrespondent des „Berliner Tageblatt“ und der „Neuen Freien Presse“ verbrachte, solche Zufälle in außerordentlich reichem Maße zu Hilfe gekommen, und ich habe das große Glück gehabt, mit Männern bekannt und befreundet zu werden, deren Urteile und Kenntnisse für meine Zwecke unschätzbar wurden. So darf ich hoffen, daß die nachfolgenden Blätter, die nicht bloß eigene Erlebnisse schildern, sondern auch die Erinnerungen und Betrachtungen der bedeutendsten Männer der heutigen Türkei wiedergeben, das Interesse aller, die den nahen Orient ehrlich näher kennen lernen wollen, erwecken werden.

Venedig, am 24. August 1906.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

Der Sultan und Kalif.

Eine Sultans-Statistik. — Erinnerungen an Murad V. — Toleranz und Freisinn Murads. — Seine Liebe zur Musik und zur Architektur. — Mißtrauen des Sultans Abdul Asis gegen seine Neffen. — Gefangenschaft der Prinzen-Thronfolger. — Aussprüche Murads. — Ein Liebesabenteuer im Harem des Abdul Asis. — Murad als Sultan. — Er ergibt sich dem Weine. — Murads Ende. — Abdul Hamid II. und Murad V. — Das alte Gesetz des Brudermordes. — Osmanische Thronfolge. — Die präsumtiven Nachfolger Abdul Hamids II. — Sultanat und Kalifat. — Sultan und Khedive. — Erinnerungen an den Khedive Ismael Pascha. — Abdul Hamid II. und der Khedive Abbas Pascha. — Erinnerungen an den Scheich Dschemaleddin Efendi el Afghani. — Der angebliche Urheber des Mordes an Schach Nasreddin. — Die Abenteuer Dschemaleddins in drei Weltteilen. — Schicksale persischer Reformversuche. — Dschemaleddin über den Islam. — Panislamismus. — Abdul Hamid II. und Schach Musaffreddin. — Sunniten und Schiiten. — Abdul Hamids II. Stellung in der Welt.

Abdul Hamid II., der vierunddreißigste Sultan aus dem Hause Osmans, regiert jetzt drei Jahrzehnte lang. Von seinen 33 Vorgängern haben kaum 10 ebensolange oder länger geherrscht: Achmed III. etwa 27 Jahre; Murad I., Murad II. und Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, je 30 Jahre; Bajesid II. regierte 31, Urchan 34 Jahre; Osman I., der Begründer der Dynastie, und Mohammed IV., der als Kind zum Sultan ausgerufen wurde,

1*

blieben fast 40 Jahre auf dem Throne; am längsten war Suleiman der Große der Gesetzgeber Sultan im Türkenreiche, nämlich 46 Jahre. Im vorigen Jahrhundert regierte bloß Abdul Medschid, der Vater Abdul Hamids II., mehr als 25 Jahre; von den Regierungsperioden der anderen Sultane reicht nur die des ersten Mohammed mit 24 Jahren an das Vierteljahrhundert heran. Die übrigen Herrscher mußten schon nach 20, 14, 8, 4 Jahren oder gar nach einem Jahre — meist infolge einer Revolution als Entthronte — auf die Herrschaft verzichten. Der Bruder und unmittelbare Vorgänger Abdul Hamids II., Murad V., wurde bereits nach 93 tägiger Regierung abgesetzt und dann 28 Jahre lang im Tschiragan-Palast zu Konstantinopel gefangen gehalten; hier starb er Ende August 1904, just am Jahrestage seiner Absetzung.

Fast niemals hat sich ein Thronwechsel in der Türkei in friedlicher Weise vollzogen. So befand sich das Reich Osmans auch im Mai 1876 in einem furchtbaren Chaos, als Murad V. zur Herrschaft berufen wurde. Sultan Abdul Asis war ermordet worden, nachdem er durch seine wahnsinnige Wirtschaft das Reich an den Rand des Abgrunds gebracht hatte. Die Verschwendung dieses Monarchen hatte zum Staatsbankrott geführt, die öffentliche Schuld war im Laufe eines einzigen Jahrzehnts von 375 auf 4000 Millionen Franks gestiegen; und diese Milliarden hatte der Sultan nur für seine Privatzwecke verbraucht. Wie die finanziellen Kalamitäten den Staatsbankrott, so hatten die moralischen und politischen Zustände den Bankrott der Regierung und zuletzt des Sultans selbst veranlaßt, der seine Schuld mit seinem Leben begleichen mußte. Im Augenblick, da diese Tragödie stattfand, herrschte allgemeine

Verwirrung, bis die Partei der Jungtürken*) mit ihrem Führer Midhat Pascha an der Spitze in den Vordergrund trat und sich zur Herrin der Situation machte. Aus dem Prinzengefängnis**) zog sie den Neffen des ermordeten Sultans hervor und setzte ihn als ihr Instrument auf den Thron Osmans. Aus Mehemed Murad Efendi war in der Nacht des 30. Mai 1876 Sultan Murad der Fünfte geworden ... Murad wurde am 21. September 1840 als Sohn des Reform-Sultans Abdul Medschid und einer tscherkessischen Sklavin geboren. Seine Jugend war eine überaus glückliche gewesen. Sein der westlichen Kultur zuneigender Vater ließ die Prinzen Murad und Abdul Hamid europäisch erziehen. Sie wurden nicht, wie es bisher Sitte gewesen war, bloß der Gesellschaft von Frauen und Eunuchen überlassen, sondern aus der Abgeschiedenheit des Harems hinausgeführt. Persönlichkeiten, die Murad V. einst nahegestanden, erzählten mir, daß der Prinz früh-

*) Diese merkwürdigste Episode der modernen osmanischen Geschichte habe ich ausführlich in einem früheren Buche behandelt: „Jungtürken und Verschwörer. Die innere Lage der Türkei unter Abdul Hamid II. Nach eigenen Ermittlungen und Mitteilungen osmanischer Parteiführer." Leipzig 1901.

**) Die Institution des „Prinzenkäfigs" datiert aus der Zeit Mohammeds IV. Vgl. Hammers „Geschichte des osmanischen Reichs", II. Ausgabe, Pesth 1835, Band III, Seite 417: „Im Jahre 1653 setzte der Sultan seinen Bruder Suleiman im Sserai im Gemache des Buchsbaumgartens fest, welcher von nun an vorzugsweise der Käfig, nämlich der der Prinzen-Thronfolger, hieß. Bis Mohammed III. waren dieselben noch als Statthalter in die Sandschake Kleinasiens gesandt worden, seitdem waren dem Kronprinzen wohl auch Sandschake verliehen worden, aber er bezog nur die Einkünfte und verwaltete die Statthalterschaft durch einen Mutesellim; von jetzt an wurden die Prinzen-Söhne und -Brüder nicht nur Amtes und Titels, sondern auch der Freiheit beraubt, zu Staatsgefangenen herabgewürdigt."

zeitig lesen und schreiben lernte und schon als Knabe eine ungewöhnliche schriftstellerische Begabung verriet. Einer seiner Lehrer war der berühmte Omer Efendi Kerdan Kiran (zu deutsch: Omer mit der beweglichen Gurgel); er unterrichtete seinen Schüler nach einer vortrefflichen Methode, so daß Murad in Stil und Sprache bald seinen Meister übertraf. In der Epoche des Sultans Abdul Medschid wehte eine freiere Luft am kaiserlichen Hofe, und Prinz Murad bewegte sich in einer Umgebung, die weder Fanatismus noch Aberglauben kannte. Er ging sogar soweit, sich öffentlich gegen jene zu wenden, die den Haß gegen die Andersgläubigen als ein Religionsgesetz verkündeten, und er erklärte, daß seiner Überzeugung nach die Religionen nichts anderes seien als Evolutionen des menschlichen Geistes. Seit dem Kalifen Akbar hatte kein Moslem solche Ansichten zu verlautbaren gewagt, und als man in weiteren Kreisen von ihnen Kenntnis erhielt, erfaßte die Alttürken ein panischer Schrecken vor dem gefährlichen Freigeist.*) Die Zeit, die ihm die Studien übrig ließen,

*) Es ist dies mehr in sozialem und politischem Sinne zu nehmen, als in religiösem. Denn obwohl in derartigen Dingen die Moslems als fanatisch gelten, kennt die osmanische Geschichte doch kaum mehr als zwei Fälle, wo sogenannte Freigeister ihrer unbedachten Reden wegen bestraft wurden. So erlitt unter Mohammed IV. ein Kaufmann zu Brussa die Todesstrafe, weil er im Unmut fluchend die Worte: „Hol der Teufel den Propheten!“ ausgestoßen hatte. Unter demselben Sultan wurde am 24. August 1681 der Witzling Patburunsade Mohammed wegen einiger kühner Witze als Freigeist hingerichtet; der Sultan wohnte der Exekution bei und der fanatische Pöbel jubelte. Der Verurteilte hatte vergebens beteuert, daß die Anklage Verleumdung; aber Patburunsade Mohammeds persönlicher Feind, der Oberstlandrichter Bejasisade, fand die Zeugnisse gegen den Unglücklichen für genügend. Der Historiker Raschid und andere Chronisten verdammen die Hinrichtung aus dem Grunde, „daß dem Spruche des Gesetzes nur



füllte der Prinz mit Musik aus. Zwei Italiener waren es, die ihm hierin als Lehrer dienten: Guatelli und Lombardi. Beide sind erst vor kurzem gestorben. Sie hatten tiefe Einblicke in das innere Leben Murads zu gewinnen vermocht, aber da sie ihre offiziellen Stellungen bei Hofe auch unter Abdul Hamid beibehalten hatten, wagten sie es nur im Kreise ganz verläßlicher Freunde, Züge aus der Jugend des entthronten Padischahs zu erzählen. Solchen seltenen Aussprachen verdanke ich die Kenntnis vieler interessanter Erinnerungen an Sultan Murad. Guatelli und Lombardi waren zwei Meister im Reiche der Musik und des Gesanges, und unter ihrer Leitung erwarb Murad eine große künstlerische Fertigkeit, da er von Natur eine starke musikalische Begabung besaß. Guatelli bewahrte Kompositionen Murads, der türkische Texte in eine reizende Musik setzte und sich beim Vortrag seiner eigenen wie fremder musikalischer Werke über die Langeweile tröstete, die das Hofleben ihm verursachte. Merkwürdig war es, daß er, der in der Unterhaltung heiter bis zum Übermut sein konnte, sofort in Träumereien und selbst in Melancholie verfiel, wenn seine Hand die Tasten des Pianos berührte. Stundenlang vermochte er sich solcher Stimmung zu überlassen, und es ist zweifellos, daß sich schon damals auf diese Weise die Krankheit manifestierte, die ihn später durch Schwermut zum Irrsinn führte. Als er sich dem Mannes-

---

die Handlungen, aber nicht die Gedanken unterworfen, daß der Richter nur nach dem Äußeren sprechen dürfe, und vor Gott allein die Geheimnisse des Menschen aufgeschlossen seien". Daraus geht erfreulich hervor, daß der Menge der Fanatiker gegenüber die Meinungen der Aufgeklärten schon vor zwei Jahrhunderten in der Türkei zur Geltung kamen.

alter näherte, gesellte sich bei Murad zur Liebe für Musik eine wahre Leidenschaft für Architektur; einem Freunde sagte er einmal: „Wäre ich nicht ein Mitglied der Familie Osmans, so hätte ich am liebsten ein Architekt sein wollen.“ Sein ganzes Vermögen verbrauchte er für architektonische Phantasien. Seinen Kjöschk in Kurbalidere bei Kadikö baute er jeden Augenblick um. Noch viele Jahre später, und just in dem Moment, da das Ende des Abdul Asis mit Schrecken und Revolution nahte und der Tag gekommen war, an dem Murad die Herrschaft gewinnen sollte, selbst in diesem Augenblick, als seine Freunde unter tausend Gefahren zu ihm drangen, um ihn über die Situation zu unterrichten, beschäftigte sich der Erbe des Thrones und des osmanischen Weltreiches zunächst mit Baufragen, die nicht die Rekonstruierung des morschen Staates, sondern der kaiserlichen Paläste betrafen. Man wird in diesen Charakterzügen eine Ähnlichkeit zwischen Murad V. und Ludwig II. finden, deren Schicksal als Herrscher schließlich auch das gleiche wurde. Nur hatte der Bayernkönig Kraft genug, sein Leben, als es in Nacht versank, jäh selbst zu beenden, während Murad V. noch achtundzwanzig Jahre lang sein Leiden tragen mußte.

Nach dem Tode des Vaters Abdul Medschid hatte sich das Los, das dem Prinzen Murad und seinen Brüdern bisher ein freundliches Leben gestattet hatte, schnell geändert. Abdul Asis war mißtrauisch und furchtsam und glaubte, daß sein Neffe und Thronfolger ihn vorzeitig von der Herrschaft zu entfernen trachtete. Die Angst, die die Söhne Abdul Medschids beim Regierungsantritt Abdul Asis' erfaßte, wird am besten dadurch illustriert, daß Mohamed Reschad Efendi — der dritte der Brüder, gegen-

wärtig Thronfolger — bei der Nachricht vom Tode des Vaters und der Thronbesteigung des Onkels sich ins Meer stürzen wollte. Diese Angst war wohl gerechtfertigt. Abdul Asis ließ die Söhne seines Bruders in Dolmabaghtsche internieren. Später wurde Murad als der gefährlichste Thronagnat nach dem Tschiflik von Kurbalidere gebracht, wo er keine Verbindung mit der Hauptstadt unterhalten konnte. Als Abdul Asis nach Ägypten zur Eröffnung des Suezkanals und zur Weltausstellung nach Paris reiste, mußten ihn seine Neffen begleiten, weil der Sultan fürchtete, sie Wochen hindurch in Konstantinopel ohne seine persönliche Bewachung zu lassen. Er schleppte also Murad und Abdul Hamid auf seinen Fahrten mit, geriet aber in Wut, als Napoleon, Königin Viktoria und König Wilhelm von Preußen dem osmanischen Thronfolger Murad Efendi, der damals ein liebenswürdiger junger Mann von 27 Jahren war, höflich und freundlich begegneten. Nach der Rückkehr aus Paris wurde Murad von seinem Oheim noch strenger als zuvor bewacht. Er durfte niemals ausgehen, sondern nur in geschlossenem Wagen ausfahren; und auch dazu mußte er jedesmal vorher die Erlaubnis des Sultans einholen. Murads Umgebung bestand aus einem Heere von Spionen, und nur unter Anwendung peinlichster Vorsichtsmaßregeln war es ihm möglich, hier und da einen seiner ihm treugebliebenen Freunde aus der Hauptstadt zu empfangen. So gelang es ihm trotz strengster Aufsicht, der er unterworfen war, mit einem französischen Advokaten von Pera in Verbindung zu treten und zu bleiben. Er beauftragte diesen, eine Konstitution auszuarbeiten, und warf selbst die Ideen zu einer solchen in großen Zügen aufs Papier. Er gestand aber dann, daß

seine eigenen geistigen Mittel nicht ausreichten, um ein mustergültiges Projekt zu entwickeln. Eine türkische Konstitution! Die türkische Sprache hatte damals noch nicht die Worte für Freiheit und für Vaterland ihrem Schatze einverleibt. Wie sollte in jenem Volke ein Verständnis für eine Konstitution vorhanden sein? Murad hatte die besten Absichten, er träumte von Freiheit und Beglückung des Volkes, liebte die Gerechtigkeit, aber er kam nicht zu reifen Entschlüssen, um eine Gesetzgebung schaffen zu können, die dem Geiste, der ihn beseelte, zu entsprechen vermocht hätte. Dem erwähnten französischen Freunde sagte er einmal, daß er, wenn er zur Regierung kommen, die Reform des Reiches mit der Erziehung beginnen würde: „In den Schulen sollen auf denselben Bänken Moslems neben Juden, Christen oder Götzendienern, wenn es auch solche gibt, Platz nehmen. Dann werden sie sich alle von frühester Kindheit an gewöhnen, sich als Brüder, als Freunde, nicht als Feinde zu betrachten." Murad las sogar fleißig republikanische und revolutionäre Schriften, die sein perotischer Freund ihm brachte. Er träumte, während er selbst ein Gefangener und Sklave seines Oheims war, von der Abschaffung der Sklaverei, von der Beseitigung des Eunuchenwesens, der Emanzipation der türkischen Frau und ihrer Erziehung zu einer ebenbürtigen Genossin der Europäerin. „Sie würden nicht glauben," klagte er einmal, „welche Trauer, welcher Widerwille sich meiner inmitten meines Harems stets bemächtigen. Die Unterwürfigkeit der Frauen tötet hier alle Liebe. Es herrscht im Harem die gröbste Unwissenheit, und der Aufenthalt darin ist für mich eine Qual, geisttötende Langeweile." — — — „Als ich dreizehn oder vierzehn Jahre alt war,"

erzählte er ein anderes Mal im Freundeskreise, „beschäftigte ich mich eines Tages mit Tischlerarbeit*); da hörte ich plötzlich in einem Nebenzimmer das Rauschen eines Frauenkleides. Meine Hände hielten in der Arbeit still, mein Herz schlug höher und meine Ohren lauschten mit einem bisher unbekannten Reize den leisen Geräuschen, die das sich nähernde Weib mit seinen seidenen Gewändern verursachte. Dann öffnet sich die Tür meines Zimmers und mit Lächeln auf den Lippen tritt eine junge und schöne Tscherkessin zu mir. Graziösen Schrittes eilt sie zu meinem Tische und flüsternd läßt sie sich neben mir nieder. Es war das erste Mal, daß ich mich allein in Gesellschaft einer fremden Frau befand, und ich wurde namenlos verwirrt. Die Tscherkessin lächelte ob meiner Verwirrung, nahm mir meine Arbeit aus der Hand und sagte: „Efendim, lassen Sie diese Beschäftigung und benützen Sie eine flüchtige Viertelstunde, da niemand uns belauschen kann. Ihr Eunuch ist in der Nähe und wacht über uns!" Diese Ansprache kühlte mich ab, statt mich zu entflammen. Von der Liebe hatte ich wohl schon geträumt, aber nicht von der Liebe in dieser Form: ich hätte geträumt von der Liebe, die gewonnen werden muß, nicht von der Liebe, die sich selbst anbietet; und so ging ich aus dieser Versuchung rein wie Joseph hervor; die Tscherkessin, die aus dem Harem meines Oheims Abdul Asis den Weg zu mir zu

*) Im Hause Osmans ist es Herkommen, daß jeder Prinz ein Handwerk lerne. Mustafa IV. war Buchbinder, ein anderer Sultan flocht Körbe, ein dritter konnte Panzer schmieden, ein vierter, Osman III., war Pantoffelmacher. Abdul Hamid II. erlernte gleich Murad das Tischlerhandwerk und versteht es meisterlich. Vgl. mein Buch „Abdul Hamid II., seine Familie und sein Hofstaat, nach eigenen Ermittlungen". Budapest 1901, Seite 99.

finden gewußt, hatte umsonst ihr Leben und vielleicht das meine aufs Spiel gesetzt.“ — — — Zu seinem Unglück ergab sich Murad in der Einsamkeit und Gefangenschaft dem Trunk. Wein und Mastik zerrütteten seine Nerven, und als er den Tag erlebte, da er alle seine Pläne zur Ausführung bringen sollte, hatte er wohl noch immer den besten Willen, aber nicht mehr die physische Kraft dazu. Er ließ verkünden, was ihm die Urheber des Staatsstreichs vorsagten. Er erklärte, daß alle Untertanen sich fortan einer vollkommenen Freiheit erfreuen sollten; das Staatsgesetz müsse beachtet, die Bildung gepflegt, die Finanzwirtschaft geregelt werden; ausgerottet waren Tyrannei, Unduldsamkeit, Amtsmißbrauch und Bestechlichkeit. — Das Jungtürkentum hatte gesiegt, es regierte in Wahrheit das Reich und den Sultan. Die Presse wurde frei, und in dem jungtürkischen Organ „Waköt“ („Die Zeit“) wurden die kühnsten Dinge erörtert. Aber bald erkannte Midhat Pascha, der Murad V. auf den Thron gebracht hatte, daß aus dem Prinzenkäfig nicht derselbe Murad zurückgekehrt, der beim Tode Abdul Medschids von Abdul Asis darin eingesperrt worden war, und kurz entschlossen ließ der allmächtige Großwesir seinen Sultan am 30. August 1876 wieder des Thrones verlustig erklären. So endete der Padischah von 93 Tagen; nachdem er fünfzehn Jahre im Prinzenkäfig, des Thrones harrend, als Gefangener seines Oheims verbracht hatte, mußte er den doppelt so langen Rest seines Lebens als Gefangener seines Bruders, als Opfer seines kranken Geistes dahinsiechen. Das Kismet hat sich an ihm erfüllt. Er wollte das Land vom Despotismus befreien und hatte die Herrschaft über sich selbst verloren. Er wollte dem Volke

die Freiheit geben und taumelte selbst aus einer Gefangenschaft in die andere, aus dem Prinzenkäfig in das Irrenhaus. —

Abdul Hamid II. wurde von den Jungtürken als Usurpator bezeichnet, weil er den Thron Osmans einnahm, solange Murad V. noch lebte. Aber solche Beispiele sind in der türkischen Geschichte nicht selten; und es ist wahrlich ein Zeichen der Milderung der osmanischen Sitten und Reichsgesetze, daß Abdul Hamid seinen des Thrones entsetzten Bruder nicht behelligte, sondern 28 Jahre lang in Frieden leben ließ. Um dies zu würdigen, braucht man sich nur in Erinnerung zu rufen, wie grausam in früheren Zeiten in solchen Fällen verfahren wurde, da man nicht bloß die wirklichen, sondern auch die möglichen Rivalen kurzerhand aus der Welt schaffte. Als Sultan Bajesid Jildirim (Bajesid der Wetterstrahl) im Jahre 1389 seines Vaters Thron erbte, begann er seine Regierung mit der Hinrichtung seines Bruders Jakub. Und der osmanische Reichshistoriograph rühmte diesen Mord als eine politisch notwendige und kluge Tat mit den Worten: „Unruh ist ärger als Hinrichtung. In Nachahmung des Beispieles Gottes, der allein und ohne Nebenbuhler herrscht, muß auch Gottes Schatten auf Erden, der Herrscher der Rechtgläubigen gleich Gott auf dem Thron einzig und ohne Nebenbuhlerschaft herrschen.“ Andere osmanische Geschichtsschreiber fanden es allerdings für passend, der Meldung von dieser Greueltat die Bemerkung hinzuzufügen, daß der Brudermord ohne Wissen Bajesids geschah. Dafür haben die europäischen Historiker, die gern die Greuel der osmanischen Geschichte noch übertreiben, die Fabel verbreitet, daß Bajesid sogar sieben Brüder hinrichten ließ;

Bajesid hatte aber bloß zwei Brüder, von denen der jüngere, Sawedschi, schon viel früher eines natürlichen Todes gestorben war. Der Streit der Historiker, ob der Brudermord notwendig oder nicht notwendig war, wurde übrigens bald von Sultan Mohammed II., dem Eroberer Konstantinopels, gründlich durch die Schaffung des Kanun oder Reichsgesetzes zur Sicherung der Thronherrschaft entschieden. Dieser Kanun befahl ein für allemal den Brudermord als erste Herrscherpflicht. Der alten Geschichte sind vereinzelte Fälle nicht fremd, da Tyrannen ihre Brüder hinrichteten, um sich die Alleinherrschaft zu sichern. Das erzählen uns Cornelius Nepos von Timoleon und Livius vom illyrischen König Gentius oder dem mazedonischen König Perseus. Hammer erwähnt in seiner Geschichte des Osmanischen Reiches die Beispiele aus Persien: Darius ermordete, unterstützt von fünfzig seiner Brüder, seinen neunzigjährigen Vater Artaxerxes; aber sein Bruder Ochus bemächtigte sich statt seiner der Herrschaft und ließ den Darius und die anderen neunundvierzig Brüder samt ihren Weibern und Kindern ermorden. In die vater- und brudermörderischen Fußstapfen der Keianiden traten die Arsaciden, ihre Nachfolger: Phrahates IV. mordete seinen Vater, seinen erwachsenen Sohn und dreißig Brüder. Justinus, der römische Geschichtsschreiber, bemerkt bei der Erzählung von diesem Tyrannen, der zugleich Vater-, Bruder- und Sohnesmörder war, daß es in Persien gleichsam zur Verherrlichung des Thrones gehörte, wenn Vater- und Brudermörder denselben bestiegen.

Aber selbst den barbarischen Despoten Persiens kam es nicht in den Sinn, den Brudermord zum Reichsgesetz zu erheben. Dies blieb den Osmanen vorbehalten. Mo-

hammed II. begründete seinen grauenhaften Kanun mit folgenden Worten: „Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, zur Sicherheit der Ruhe der Welt seine Brüder hinrichten lasse; sie sollen danach handeln.“ — Und ausnahmslos handelten sie danach. Als der achtundzwanzigjährige Murad III. am 21. Dezember 1574 den Thron bestieg, war seine erste Regierungstat die kanunmäßige Ermordung von fünf Brüdern. Diesen Murad III. überlebten von seinen 102 Kindern zwanzig Söhne. Der älteste und Thronfolger Mohammed III. ließ seine neunzehn Brüder nur bis zu des Vaters Beerdigung leben und dann durch Stumme erwürgen. Vierundzwanzig Stunden nach dem Begräbnis des Vaters folgte die feierliche Bestattung der neunzehn Prinzenleichen. Von diesen neunzehn Prinzen waren vier erwachsen gewesen und sorgfältig erzogen worden; wäre Mohammed früher gestorben, so wäre einem von ihnen das Los des Thrones statt der Henkerschnur zuteil geworden. Einer der Prinzen, Mustafa, war trotz seiner Jugend schon ein berühmter Dichter und bei der Nachricht von dem Tode des Vaters beklagte er sein eigenes unvermeidliches nahes Ende in rührenden Versen.

Nicht angewendet wurde das grausame osmanische Reichsgesetz nur in einigen wenigen Fällen, so zunächst gleich vom Nachfolger Mohammeds II., dem Sultan Bajesid II., gegenüber seinem einzigen Bruder Dschem, weil sich dieser vorsichtigerweise beizeiten geflüchtet hatte und gut gerüstet sein Leben verteidigte. Auch Suleiman der Große und Sultan Selim II. führten das furchtbare Testament des Eroberers nicht aus, weil sie beim Re-



gierungsantritt keinen Bruder und Rivalen hatten. Murad IV. hatte in einer Anwandlung von Bruderliebe bei seiner Thronbesteigung den Kanun des Brudermordes außer acht gelassen; aber als bei einem Aufruhr das Heer die Sultansbrüder Bajesid und Suleiman, die außerordentlich populär waren im Gegensatze zu dem gehaßten Tyrannen, zu sehen verlangte um ihnen zuzujubeln, da beschloß der Sultan nachträglich, die beiden Brüder erwürgen zu lassen: und während eines Siegesfestes wurden Bajesid und Suleiman hingerichtet. Solche verspätete Hinrichtung von Sultansbrüdern war gesetzwidrig; und der Diwan entschied mutigerweise einmal in diesem Sinne. Mohammed IV. hatte, weil er selbst noch keine Söhne besaß, seiner Brüder Suleiman und Achmed Leben verschont. Aber als ihm seine geliebteste Gemahlin Rebia Gülnüsch (Frühlingsrosentrank), eine geborene Griechin aus Retimo, einen Sohn geschenkt hatte, wollte er den Brudermord sofort vollziehen lassen; der Mufti verhinderte dies durch die Vorstellung, „daß die Hinwegräumung der Brüder noch nicht an der Zeit, weil die Thronfolge durch einen einzigen Sohn in der Wiege nicht hinlänglich befestigt sei." Mohammed gab aber seinen blutigen Gedanken nicht auf und drang nachts durch das Schlafzimmer seiner Mutter, der Sultanin Tarchan, einer geborenen Russin oder Polin, in das seiner beiden Brüder, um selbst das Mordwerk zu vollführen. Zwei Sklavinnen weckten die Sultanin durch Stöße, weil sie nicht zu schreien wagten. Die Mutter sprang auf und fiel dem Sultan, der mit gezücktem Dolche daherkam, in die Arme. Mohammed hatte nicht den Mut, in Gegenwart der Mutter den Brudermord zu vollführen; die Prinzen wurden verschont, aber die beiden Sklavinnen

zur Strafe dafür, daß sie die Sultanin gewarnt hatten, gehenkt. Als dem Sultan einige Jahre später noch ein zweiter Sohn geboren war, faßte er abermals den Beschluß, die zwei Brüder als überflüssige Thronanwärter hinwegräumen zu lassen. Der Großwesir gab seine Zustimmung mit dem Vorbehalte, daß auch der Mufti, die Wesire und die Häupter des Heeres einwilligten. Der Sultan verfügte sich darauf zum erstenmal zum Diwan und trug dem Ministerrate sein Verlangen vor; alle baten einstimmig, der Padischah möge seinen Brüdern das Leben schenken, und der Mufti Ali Efendi führte überdies Gesetzesgründe an, „weil der Brudermord nur dann kanunmäßig sei, wenn er gleich nach der Thronbesteigung vollzogen werde". Der Sultan war gezwungen nachzugeben und die beiden Prinzen blieben am Leben.*) Nur ein einziger von den älteren osmanischen Herrschern, Sultan Achmed I., verzichtete freiwillig auf das blutige Sultansrecht des Brudermordes. Achmed blieb bis in die neueste Zeit ohne Nachahmer. Noch Sultan Machmud II., der Großvater des jetzt regierenden Sultans, machte bei seinem Regierungsantritt Gebrauch von seinem Rechte sich der Thronrivalen zu entledigen und ließ den abgesetzten Mustafa IV. ermorden. Und Murad V. selbst erlangte den Thron durch die Ermordung seines Oheims Abdul Asis. Abdul Hamid II. bewies also nach osmanischer Auffassung eine geradezu leichtsinnige Milde, indem er seinen

---

*) Hammers Geschichte des Osmanischen Reiches. I 182. 581, II 673, III 151. 586. 614. 714. — Über die beiden hier erwähnten Sultaninnen vgl. mein Buch: „Abdul Hamid II., seine Familie, sein Hofstaat", S. 71 ff. und mein Buch: „Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei", Band II, S. 83—98.

unmittelbaren Vorgänger nach dessen Entthronung noch 28 Jahre lang am Leben ließ. Auch gegen die übrigen Thronanwärter hat der gegenwärtige Sultan niemals etwas unternommen, obwohl er sie selbstverständlich in strenger Abgeschlossenheit von der Welt hält.

Da die osmanische Thronfolge darin besteht, daß nach dem Tode oder der Absetzung eines Sultans der älteste Prinz der Dynastie zum Sultan erhoben werden müsse, sind die gegenwärtigen Thronanwärter in erster Linie: ein Bruder Abdul Hamids II., Mohammed Reschad Efendi, und ein Sohn des Abdul Asis, Jussuf Jseddin Efendi. Abdul Asis hatte zugunsten seines letztgenannten Sohnes die Thronfolge wieder abändern wollen, und dies wurde eine der Ursachen zu seiner Entthronung, worauf ihm rechtmäßig sein Neffe Murad V. als ältester Prinz der Dynastie folgte; und ebenso trat Abdul Hamid II. an Stelle Murads V. Aber dadurch, daß Murad V. noch 28 Jahre lebte, war Abdul Hamid II. während dieser drei Jahrzehnte faktisch nicht das Oberhaupt, nicht der Älteste der Familie, und wenn er auch als Sultan die Macht in Händen hatte und sich Gehorsam verschaffte, so fand er doch in seiner Eigenschaft als Kalif nachhaltigen häufigen Widerstand; denn der Islam kennt viele Sultane, aber nur einen Kalifen. Der Sultan ist absetzbar, sagen die Gesetzesgelehrten, der Kalif aber ist es nicht. Und solange Murad V. der Kalif lebte, konnte Abdul Hamid II. nicht Kalif sein. Schließlich haben es auch des Sultans Feinde erst vor drei Jahren zu einem Aufstand in Yemen gegen Abdul Hamid als Usurpator des Kalifats gebracht und dieser Aufstand wird dem Padischah noch viele Sorgen machen. Im glücklichen Arabien, wo auf den Stätten

von Medina und Mekka des Propheten Wiege und Grab sich befinden, in dessen heiligem Boden die stärksten Wurzeln des Türkenreiches vergraben schienen, dort tobt ein Sturm, der das Osmanentum seiner ganzen Macht und Herrschaft berauben will. Die unbändigen Nachkommen jenes Volksstammes, in dessen Mitte der Prophet lebte, stritt und starb, haben sich in trotzigem Aufstand erhoben gegen den Sultan von Konstantinopel, den Padischah, den Souverän der Souveräne.

Für den osmanischen Sultan ist die Würde des Kalifen aber dasjenige, was an ihm seit dem Niedergange des Osmanenreiches die moslemischen Völker noch am höchsten verehren. Als der Prophet das Zeitliche gesegnet hatte und Abubekr seine Erbschaft übernahm, da bezeichnete sich dieser als Kalif, Statthalter der Propheten und Befehlshaber der Gläubigen; nach seinem Beispiele nannten sich alle seine Nachfolger: Kalifen. Der Titel Kalif wurde im Laufe der Zeit für die Moslems der Inbegriff absoluter Macht und unabhängiger Autorität in allen religiösen und weltlichen Dingen. Nur die Sekte der Schiiten erkannte diese Macht und Autorität nicht an; als der schiitische Perserschach Ismail Bagdad erobert hatte, setzte er, um die Rechtgläubigen, die Sunniten, zu verhöhnen, dort einen Eunuchen als Emir ein und verlieh ihm, das Andenken der früheren sunnitischen Herrscher dadurch verspottend, den Titel Kalif der Kalifen. In einer in meinem Besitze befindlichen, den meisten Bibliographen unbekannt gebliebenen zeitgenössischen Berichte*) über den Schach

*) Das Leben vnd gewonhait vnd gestalt des Sophy künigs der Persien usw. 1515. Getruckt zu Augspurg durch Erhart öglin. kl. 4°, 10 Blätter. Verfasser ist der Arzt Joannes Rotta.

Ismail ist eine charakteristische Stelle folgenden Inhalts: „Siach Ismail trinckt wein aber in verborgner weiß | vñ ißt schweine flaich | Er hette als mir hat gesagt ainer von seinen gehaymen | zum leisten aine in seim hausz ernert vnd gemacht fayst vnd groß | welcher er durch schmeung des Türcken hiesse nennen den Conducor Baisit | das ist des Türcken namen.“ — Aber im übrigen Islam wurde derjenige, der jeweilig das Kalifat besaß, widerspruchslos als das kirchliche und weltliche Oberhaupt aller Rechtgläubigen angesehen; der Kalif verfügte über alle Moslems vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean, von China bis Marokko; er verlieh den Königen ihre Länder und ihre Titel.

Erst viele Jahrhunderte später als der Titel eines Kalifen wird der eines Sultans erwähnt; diesem kommt nur eine rein militärische und weltliche Bedeutung zu. Der Kalif ist der Nachfolger Mohammeds, der Emir almumein, der Oberbefehlshaber aller Gläubigen. Sultan aber kann jeder Herrscher eines Landes sein, wenn der Kalif ihm den Titel gewährt, oder wenn er sich den Titel selbst erfolgreich anmaßt. Der erste moslemische Fürst, der in der Geschichte des Morgenlandes den Sultanstitel führt, hat ihn sich selbst gegeben. Das war Machmud der Gasnewide, der König eines türkischen Stammvolkes, der vor neun Jahrhunderten mit seinen Horden über den Oxus erobernd nach Chorassan drang. Die frühesten Herrscher aus dem Hause Osmans waren nicht Sultane. Erst Bajesid der Wetterstrahl erhielt vom abbassidischen Kalifen den Sultanstitel. Nicht lange Zeit verging und der Nachfolger Bajesids, Selim der Erste, führte den letzten Kalifen der Abbassiden aus Ägypten fort, und seither blieb das Kalifat im Hause Osmans mit dem Sultanat von Konstantinopel

vereinigt. Diese Vereinigung verlieh den türkischen Kaisern eine Macht ohnegleichen. Aus den Häuptlingen, die mit geringer Gefolgschaft als Vasallen der Seldschuken nach Anatolien eingebrochen waren, wurden Emire; dann vertauschten die Nachkommen Osmans diesen Titel mit dem des Sultans; seit der Eroberung von Byzanz nannten sie sich Herren zweier Erdteile und zweier Meere; seit der Eroberung von Ägypten waren sie die Kalifen, die Beschützer der heiligen Städte Mekka und Medina. Bei der Zeremonie der Säbelumgürtung eines neuen Sultans gehen hinter dem Sultan und Kalifen zwei Pagen mit zwei Turbanen her als Symbolen dieser Herrschaft über zwei Erdteile und zwei Meere, als Wahrzeichen dieses Schutzrechtes über Mekka und Medina.

Bald wird von all dem Glanz und der einstmals beispiellosen Macht vielleicht nichts mehr sein als die Erinnerung. Immer kleiner wird der Kreis, in dem sich die Herrschaft des osmanischen Kalifen bewegt. Von den zwei Erdteilen sind nur noch winzige Streifen dem Zepter des Padischah untertan; die Gewalt über die zwei Meere hat längst zu bestehen aufgehört. Der Schatten Gottes ist nur noch ein Schatten seiner selbst. Fünf Jahrhunderte lang übten die Nachkommen Osmans die Herrschaft schrankenloser Willkür, war der Wille des Sultans der Wille hunderter Millionen Gläubiger. Der Sultan als Kalif ist nicht bloß der Herr der Türken; er ist, wenn nicht das Staatsoberhaupt, doch der Papst aller Moslems. Theokratisch-militärisch war stets der osmanische Reichs- und Regierungsgedanke. Der Nachfolger Osmans war seit Selim auch der Nachfolger des Propheten, der oberste Heerführer der Gläubigen, der Streiter für den Islam,

der Gesetzgeber in weltlichen Dingen, das höchste Forum in geistlichen Fragen, der oberste Richter auf Erden, der Pontifex maximus des Glaubens. Der Scheich ül Islam nimmt im türkischen Reiche nur eine ähnliche Stellung ein wie der Oberprokurator des Heiligen Synod in Rußland. Der Scheich ül Islam ist nur dem Scheine nach eine Art moslemischer Papst; in Wahrheit ist auch er, wie alle im Reiche, eine Kreatur des Sultans, der ihn nach Belieben ernennt, absetzt, verurteilt, verbannt. Der Kalif macht jenen Ulema, der sein besonderes Vertrauen genießt, zum Scheich ül Islam, zum Chef des Ulemas, zum Vorsitzenden der Körperschaft, die das Scheri, das Gesetzbuch, nach den Vorschriften des Korans zu interpretieren hat. Der wahre Herr, der unbeschränkte und unfehlbare aber ist der Kalif. Dem osmanischen Sultan ist von seiner einstigen Macht fast nichts mehr geblieben als dieser Nimbus des Kalifats. Wenn auch dieser entschwindet, dann ist das Ende mit Schrecken gekommen. Darum vergaß man in Jildis Kjöschk angesichts der drohenden Nachrichten aus Yemen alle Angst vor den kleinen erbschleichenden Balkanvölkern und schickte Zehntausende der besten Truppen nach Arabien, um den Aufstand zu dämpfen. In Europa hätte der Sultan nicht viel mehr zu verlieren — in Yemen steht alles auf dem Spiele; hier kämpft das Osmanentum im Ringen um die Erhaltung des Kalifats den härtesten Kampf um seine ganze Existenz.

Dieser Kampf wird noch lange fortdauern, aber die Situation ist für Abdul Hamid zweifellos eine günstigere geworden seit dem Tode Murads V. Denn nun ist der Sultan wirklich der alleinige Kalif. Es gab eine Zeit, und sie ist nicht weit hinter uns gelegen, wo dem

Sultan Abdul Hamid II. auch von Ägypten her Gefahr für seine Kalifenwürde drohte, und es war nicht pure interesselose Gastfreundschaft, als der Padischah dem abgesetzten Khedive Ismael Pascha in Konstantinopel eine Zufluchtsstätte schenkte. Dieses Asyl war in Wahrheit ein Gefängnis, in welchem der osmanische Sultan einen ehemaligen Rivalen um das Kalifat in sicherem Gewahrsam hielt. Die osmanische Dynastie hatte das Kalifat von den ägyptischen Sultanen durch Eroberung an sich gebracht; der ehrgeizige Khedive Ismael hoffte, es aus dem Zusammenbruche der Türkei nach dem Kriege mit Rußland zurückgewinnen zu können. Er hatte den Plan noch nicht einmal zu Ende gesponnen, da wurde seiner eigenen Herrlichkeit der Faden jäh abgerissen, und Ismael mußte des Sultans Gnade erflehen und in einem stillen Schlosse zu Emirghian am Bosporus als Verbannter seine Tage beschließen. Von Emirghian am Bosporus sieht man den Rauch der schnellen Dampfer, die in fünfzig Stunden den Weg von Konstantinopel nach Alexandrien zurücklegen. 50 Stunden! Eine winzige Spanne Zeit — zwei Tage und zwei Nächte; so nahe liegt eins vom anderen; für den Einsiedler von Emirghian aber waren Ewigkeiten zwischen beiden Hauptstädten aufgetürmt. In Emirghian am Bosporus spielte der letzte Akt des Dramas, das allen bitteren Gesetzen der Tragik entsprach und schwere Schuld mit schwerer Sühne büßen ließ. Kaum ein zweiter Fürst der jüngsten Zeit hat ein so wechselvolles Leben gekannt wie Ismael Pascha, der im Februar 1895, im Alter von 65 Jahren, von einem furchtbaren Krebsleiden aufgerieben, ins Grab sank. Auf eine freudlose Prinzenjugend folgte eine glanzvolle Herrscherperiode, und nach dem hellsten Tag

kam die dunkelste Nacht. Verstoßen von seinem Volke, verbannt aus seiner Heimat, seiner fabelhaften Schätze beraubt und gänzlich mißachtet zog er durch Europa von der Tür eines Monarchen zu der Tür eines anderen, bis die Gnade des Sultans sich seiner erbarmte und dem ehemaligen Vasallen der Pforte die Sünden verziehen und ein Heim am Bosporus geschaffen wurde . . . Ismael Pascha hat viel Gutes gewollt und manches Gute auch gestiftet. Er hatte in Frankreich studiert, eine sorgfältige Erziehung erhalten und Liebe für europäisches Wesen, westliche Bildung und Freiheit eingesogen. Kaum trat er die Herrschaft Ägyptens an, so begann er die Frohnden und das Monopolsystem abzuschaffen und die Sklaverei aufzuheben. Sein größtes Werk aber war die Vollendung des Suezkanals. Sein Name wird ewig damit verknüpft bleiben. Er führte das Werk aus, das in alten Zeiten vier Könige — Ramses der Zweite, der Bedrücker der Hebräer; Necho der Zweite, der Sohn Psametichs; Darius Hystapses und Ptolemäus — mehr oder weniger versuchten. Erst ihm war es bestimmt, Asien und Afrika voneinander zu trennen und dadurch vier Weltteile doch einander näher zu bringen. Das war ein Tag ohnegleichen, jener 16. November 1869, an dem die Eröffnung des Kanals stattfand! Zwanzig Millionen Franks hatte der Khedive aus seiner Privatschatulle für die Feier des Tages ausgeworfen. Kaiser und Könige, Prinzen und Prinzessinnen, Gelehrte, Dichter und Künstler, alle Berühmtheiten Europas waren zu Gaste geladen und teilweise auch gekommen. Die seefahrenden Nationen hatten Kriegsschiffe hergesendet, das gab eine prächtige Flotte, wie sie die Welt kaum wieder sehen wird. Alle Völkerschaften waren vertreten,

selbst aus Australien und China waren Boten da. Und für jede Konfession ward Gottesdienst gehalten nach ihrem Ritus. Im Augenblick, da die feierliche Eröffnung stattfand, rollten die Donnerrufe der Geschütze durch die Wüste in das Land. Es war, als hätten die gewaltigen Schüsse die schlummernden Könige in den Pyramiden wecken wollen, auf daß sie das Wunder der Neuzeit erblickten. Aber ach, der Geschützdonner hatte bald eine andere Bedeutung: er zerschmetterte den Jubel des Festes, und als der Rauch verflogen war, kam der große Krach! — Ismael und Lesseps! — — Wie glücklich hat man sie beide einst gepriesen — wie unglücklich ist beider Ausgang geworden! O Solon, Solon, Solon! ... Für seine großen Reformen brauchte Ismael große Geldbeutel. Er machte sich nicht viel Sorge sie herbeizuschaffen. Er preßte heraus, was und wo er konnte. Und um seiner genialen Reformen willen ging sein Reich finanziell zugrunde. Hunderte von Millionen stampfte Ismael aus dem fruchtbaren Boden. Wasser und Luft und Erde machte er seiner Finanzwirtschaft dienstbar — bis das Wasser erschöpft und die Erde ausgepreßt und die Luft so eng wurde, daß das Volk zu ersticken drohte. Dann kam die Reaktion und Ismael fiel gerechterweise als Opfer für die Tilgung seiner Mißbräuche. — Bei seinem Regierungsantritt bezog Ismael nur 4800 Beutel jährlich, etwa 160 000 Taler. Zehn Jahre später brauchte er schon das Vierfache, und schließlich mußte das Land 60 000 Beutel, also mehr als das Zwölffache der ursprünglichen Apanage für den Khedive herbeischaffen. Millionen spielten bei Ismael Pascha die Rolle wie bei einem großen Bankier ein simpler Einser. Ein Werk kostete einhundert Millionen — eine Kleinigkeit, Ismael zauberte

sie in wenigen Stunden zur Stelle. Ein Werk kostete viele hundert Millionen — ein Spaß, in wenigen Tagen war das Geld aufgebracht. Und als es dann doch schwerer wurde, da waren freundliche Geldgeber zu Vorschüssen von Riesensummen bereit. Bald gab es Schulden über Schulden — endlose Zahlenreihen, schwindelmachende Forderungen zahlloser fremder Gläubiger. Durch diese Summen hätte man Millionen Menschen reich und sorgenlos machen können — hier waren sie nichts: Staub, vom Nilwasser spielend verschlungen. — Und plötzlich ging es abwärts, und rapid. Der Khedive, Rettung suchend, geriet auf moralische Abwege. Er verfeindete sich mit dem sultanischen Oberherrn, er fing an verräterisch mit den europäischen Mächten zu kokettieren — und alles um Geld. England war bereit zu helfen; es kaufte dem Khedive seine zweimalhunderttausend Suezaktien um hundert Millionen ab — aber der Strohalm hielt den sinkenden Mann nicht mehr über Wasser. Nach und nach verkaufte der Khedive seinen Privatbesitz, seine Güter, seine Lustschlösser, seine Schätze, seine Reliquien — vergebens — der Tag des Gerichts war über ihn hereingebrochen. Das Volk tobte, das Militär revoltierte, die Hofleute konspirierten, die Gläubiger drängten und drohten. Da blieb nichts anderes übrig, es mußte ein Ende gemacht werden. Der Sultan setzte den Khedive Ismael Pascha ab und übergab dessen ältestem Sohne Tewfik Pascha die Herrschaft. Ismael aber wurde für immer aus Ägypten verbannt . . . Mit seinem Harem, dem letzten Reste seines Eigentums, verließ er das Vaterland und zog zuerst nach Neapel, dann durch ganz Europa, bei allen Mächten gegen den Sultan intriguierend, an allen Höfen bettelnd, daß man ihm wieder

zur Herrschaft und zu Geld verhelfen möchte. Umsonst; selbst die, die er einst als Gäste bei sich gesehen hatte, mußten ihm ihre Ohren verschließen und als er zudringlicher wurde, ihm sogar die Tür weisen. Da entschloß sich Ismael Pascha den Sultan um Gnade zu bitten; und der Sultan gewährte sie ihm, schenkte ihm ein Schloß am Bosporus und hieß ihn friedlich und in der Stille sein Leben beschließen. In Emirghian am Bosporus lebte fortan Ismael Pascha sorgenlos und wunschlos. Ja, es fing an, ihm auch finanziell wieder besser zu gehen, die Heimat widmete ihm eine reiche Pension, der Sultan zahlte ihm ein großes Gnadengehalt — und er hatte keine Gelegenheit mehr zur Verschwendung. Und als er knapp vor seinem Tode den berühmten Wiener Professor Nothnagel berief, konnte er den Glanz der alten Zeit wieder auffrischen und für die einzige Visite des Arztes ein Honorar von 750 Pfund — rund 20000 Franken — bezahlen. Das war der letzte Beweis seiner sprichwörtlichen Splendidität. Bald darauf hat ihn der Tod bezwungen. — — Selbst unrühmlich von der Herrschaftsbühne abgetreten; der Sohn und Nachfolger eines plötzlichen mysteriösen Todes gestorben; der Enkel ein Spielball in den Händen der fremden Eindringlinge — schon diese drei Momente würden genügen, das Elend dessen, der sie erleben mußte, unendlich und tief ergreifend erscheinen zu lassen. Eine alte Sage erzählt: Necho der Zweite wollte vor zweitausend Jahren einen Suezkanal bauen; aber er ließ die Arbeiten abbrechen, weil ihm ein Orakel prophezeite, daß mit einem Suezkanal nur dem Unglück und dem Ruin der Unabhängigkeit vorgearbeitet, den Fremden und Unterdrückern der ägyptischen Freiheit der Zugang in das

Land leicht gemacht werden würde. Als zweitausend Jahre nach Necho der Khedive Ismael den Suezkanal schuf, fehlte es nicht an warnenden Erinnerungen an dieses alte Orakel. Aber Ismaels Ehrgeiz, ein grandioses Werk mit seinem Namen zu verknüpfen, sprach lauter als das Orakel. Und so wurde sein Ehrgeiz befriedigt und auch das Orakel erfüllt.

Nach dem Tode Ismaels stellte sich übrigens heraus, daß der abgesetzte Khedive nicht so verarmt gewesen war, als man geglaubt hatte. Sein Nachlaß betrug nicht weniger als 700 000 Pfund. Erbe war sein Enkel, der gegenwärtige Khedive Abbas Pascha. Im Herbste 1894 kam Abbas Pascha nach Konstantinopel, um die Erbschafts-angelegenheiten zu ordnen. Man begegnete ihm ziemlich kühl, in der offiziellen Welt fand er kaum Beachtung. Um ihm „das höchste kaiserliche Wohlwollen“ zu bezeigen, ließ der Sultan den Khedive bei seiner Ankunft im Bosporus von zwei Würdenträgern erwarten; während seines mehr-wöchentlichen Aufenthaltes in Konstantinopel wurde Abbas zwei oder drei Male dem Diner im Jildis Kjöschk zuge-zogen. Das war aber alles. Bevor er ankam, durfte kein Blatt den bevorstehenden Besuch anzeigen; als er abreiste, nahm keine Zeitung Notiz davon. Neben dem damals gleichzeitig anwesend gewesenen König Alexander von Serbien kam sich der Khedive tief gedrückt vor. Er wurde als ein einfacher Gouverneur behandelt. Als ich dem Direktor des Preßbureaus Nischan Efendi mein Erstaunen darüber ausdrückte, daß mir nicht gestattet worden war, Telegramme über den Aufenthalt des Khedive abzusenden, wurde mir zur Antwort: „Ja, was glauben Sie denn, mein Herr? Der Khedive ist doch keine wichtige Persön-

lichkeit. Er ist kein Vizekönig, sondern ein einfacher Wali; allerdings erbt sich diese Generalgouverneurs-Würde in seiner Familie fort. Aber nach dem türkischen Staatsgesetze ist er ein simpler Beamter, der jedenfalls tief unter dem Großwesir steht.“ — Ein Jahr später war es, bei einem neuerlichen Besuche des Khedive in Konstantinopel, gründlich anders geworden. Alle türkischen Zeitungen meldeten diesmal, daß „der Khedive von Ägypten als hoher Gast des Sultans“ für mehrere Wochen nach Stambul gekommen. Schon in den Dardanellen war Abbas Pascha von den Boten des Sultans erwartet worden und willkommen geheißen. Die Zeitungen brachten täglich genaue Berichte über das Tun und Treiben des Gastes und über die unzähligen Beweise der kaiserlichen Freundschaft, die ihm zuteil wurden. Schließlich erhielt Abbas den osmanischen Hausorden Chanedani al Osman, und seine Gemahlin bekam den Großkordon des Schefakatordens. Diese Behandlung inspirierte den Khedive zu folgender Depesche an sein Ministerium: „Wir bitten den Allerhöchsten, die kostbaren Tage und die alles vermögende Autorität Seiner Majestät des Sultans zu schützen und seine hohe Person stets mit Glück und Blüte zu umgeben. In seiner hohen Güte, von der unser Erfolg und unser Gedeihen abhängen, hat Seine Majestät geruht, nach einem uns gegebenen Bankett im Palaste von Jildis uns den Großkordon des Ordens Chanedani al Osman zu verleihen. Dieser neue Beweis der uns zuteil werdenden Auszeichnung seitens Seiner Majestät, die wir Ihnen hiermit verkünden, erweckt in uns für Seine Majestät lebhafte Gefühle der Dankbarkeit und Erkenntlichkeit. Wir, Ihr und alle Seiner Majestät dem Sultan treuen Ägypter, wir alle sollen ob dieser Aus-

zeichnung stolz sein. Wir bitten den Allmächtigen, uns immer auf jenem Wege zu führen, auf dem uns die Sonne des Wohlwollens und der Zufriedenheit des Kalifen leuchtet." —

Die besondere Aufmerksamkeit, die der Sultan dem Khedive Abbas diesmal bewies, hatte einen tiefen Grund. Man hatte dem Padischah eingeflüstert, daß sich Abbas die Idee Ismaels zu eigen gemacht hätte und sich zum Kalifen ausrufen lassen wollte. Diese Intrigue stützte sich auf folgenden Vorfall. In Konstantinopel lebte um jene Zeit ein berühmter Scheich, namens Dschemaleddin Efendi el Afghani. Der Khedive wollte den Scheich kennen lernen, aber man verbot ihm die Zusammenkunft mit Dschemaleddin. Das machte den jungen Khedive nur neugierig, und durch Mittelspersonen wurde ein zufälliges Stelldichein verabredet. Im Monat Mai wandert in Konstantinopel jedweder nachmittags zu den „Süßen Wassern", einem Ausflugsplatze am Goldenen Horn. Es war nicht auffallend, daß hierher sowohl der Khedive als der Scheich Dschemaleddin pilgerten. Aber als beide miteinander Bekanntschaft machten und Viertelstunde um Viertelstunde miteinander abseits von der Menschenmenge verweilten und plauderten, da wurden schleunigst Berichte darüber nach Jildis Kjöschk gesendet. Zwei Rapporte waren es nun, die dem Sultan Schrecken einjagten: den einen sandte Abd el Huda,*) das Oberhaupt des Ordens der Rufai, Großmeister der Pilgerfahrt; der andere stammte vom Scheich Dschaffer, dem Oberhaupte des Ordens Schachsuli. Diese beiden Berichte meldeten übereinstimmend, daß der Scheich Dschemaleddin el Afghani

*) Er ist mit dem wichtigen Amte eines Traumdeuters am Hofe des Sultans bekleidet.

den jungen Khedive Abbas zum wahren Kalifen erklärt hätte. Der Sultan wußte wohl, daß sowohl der Araber Abd el Huda als der Tripolitaner Dschafer Todfeinde des Afghanen Dschemaleddin waren; aber er wußte auch, daß Abd el Huda und Dschafer einander nicht minder haßten, und deshalb war ihre Übereinstimmung in diesem Falle als ein Beweis für die Wahrheit ihrer Meldungen zu betrachten. Entsprechend der Politik, die der Sultan in solchen schwierigen Situationen befolgt, wurden die beiden Verdächtigen, der Khedive Abbas und der Scheich Dschemaleddin, durch überschwängliche Gunstbezeigungen auf die Seite des Sultans gezogen. Dies war die Ursache zu der hohen Auszeichnung des Khedive Abbas und zu der Erhebung des Scheichs Dschemaleddin el Afghani zu einem allmächtigen Günstling.

Scheich Dschemaleddin Efendi el Afghani lebte in Konstantinopel als Flüchtling. Er wurde dort später eine allgemein interessante Persönlichkeit, als man nach der Ermordung des Schah Naßreddin im Mai 1896 von Teheran die Auslieferung des Dschemaleddin verlangte mit der Begründung, daß er den Mörder des Schah nach Teheran gesandt hätte. Ein deutscher Arzt, der den Scheich Dschemaleddin behandelte, gab mir über die merkwürdige Persönlichkeit dieses Mannes die folgenden Informationen:

„Scheich Dschemaleddin lebt hier schon seit mehreren Jahren. Er selbst bezeichnet sich stets als Afghanen, ist aber in Wahrheit aus dem Orte Essed Abad in Persien gebürtig. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, von mittelgroßer untersetzter Gestalt. Sein Antlitz ist dunkelbraun, und um die dunkelbraune Stirn legt sich wie eine weiße Wolke der weiße Turban. Und unter der weißen Wolke glühen zwei

heiße dunkle Augensterne. Sein Bart sinkt tief abwärts und teilt sich unter dem Kinn in zwei lange Spitzen, die schwarz beginnen und graumeliert enden. Den Namen des Scheichs Dschemaleddin kennt man im ganzen Islam, man kennt ihn in Mittelasien, in Vorderasien, in Ägypten, im Sudan, in Tripolis und Tunis. Und man kennt seinen Namen auch in England. Nicht bloß der Moslem, auch der Europäer, der mit ihm in Berührung kam, vermochte sich seinem gewaltigen Zauber nicht zu entziehen, und man versteht gar wohl, daß er über Millionen Menschen zu gebieten vermag wie ein Prophet und Heerführer, und daß er sich in seinem schlichten Gewande Königen ebenbürtig fühlt. Er spricht arabisch, persisch, türkisch, französisch und englisch. Die beiden letzteren Sprachen nicht ganz geläufig, aber vollkommen genügend, um sich zu verständigen. Er ist lebhaft im Gespräch und unterstützt seine Reden mit so klaren Mienen und Gesten, daß ihn auch jeder verstehen würde, der keine der genannten Sprachen spricht. Von allen Wissenschaften hat er genascht. Über alles kann er interessant reden, über weniges aber gründlich. Besonders gern verwendet er physikalische Ausdrücke, um menschliche Charaktere zu bezeichnen. Das Wort „elektrisch" ist sein Lieblingswort. Er glaubt an die Existenz eines Gottes, an Gottes Allwesenheit und Einheit, ist äußerlich religiös, indem er die vorgeschriebenen Gebräuche erfüllt; er verriet aber schon mehr als einmal, daß ihm im innersten der Seele die Formeln und Formen verhaßt sind, und er ist in Wahrheit ein Fanatiker gegen den Pietismus. Über Nationen und Staaten in wenigen Worten ein Urteil zu fällen, das ist eine seiner großen Eigenschaften. Über den „Rückgang der Türkei" sagte er

einmal in einem kleinen Freundeskreise: „Der Islam war immer im Rückgange, daher die islamitische Türkei ebenfalls stets zurückgeht. Wir sind heute im Rückgange, wie wir es vor Jahrhunderten gewesen. Der Türke ist fleißig, aber nicht tätig. Er arbeitet mechanisch, aber sein Geist ist zu schwach, um Neues zu denken, um Besseres zu finden. Die Türkei schickt Studenten nach dem Ausland. Die Studenten stehen im Fleiße nicht hinter den anderen zurück. Aber wenn sie nach Hause kommen, dann bleiben sie bei dem Gelernten stehen, sie forschen und suchen und finden nichts Neues. Einer lernt einen Sessel machen; er lernt's gut, aber er bleibt zeitlebens bei der einmal erlernten Form, er kümmert sich nicht um Neuerungen, er erfaßt sie nicht und benutzt sie nicht." Dschemaleddin ist liberal gesinnt. Selbst den Koran versteht er mit bewundernswerter Geschicklichkeit seiner starren Religiösität zu entkleiden und liberal zu interpretieren. Er hat dies in vielen Werken getan, die sehr verbreitet sind. Schon in jungen Jahren genoß er bei allen Mollahs und Hodschahs namentlich in Ägypten und im Sudan gewaltigen Ruhm. Frühzeitig lernte er Europa kennen. Zuerst war er in London, wo er eifrig studierte. Es war zur Zeit des ägyptischen Aufstandes, Gordon war ermordet worden, England traf Vorbereitungen zur Rache. Da erhob sich Dschemaleddin und drohte den Engländern mit Vernichtung in Indien, wenn sie den Mahdi noch ferner bedrohen würden. Er ließ ganz Indien mit einem Regen von revolutionären Aufrufen überschütten. England zog sich zurück, und Dschemaleddin rühmte sich immer, daß dies sein Werk gewesen. Kurze Zeit nachher berief Schach Naßreddin den Scheich an den persischen Hof. Dschemaleddin verblieb mehrere Jahre in Teheran als Gast

und Freund des Königs der Könige. Diese Freundschaft mißfiel manchem kaltgestellten Günstling; man spann Intriguen gegen den einflußreichen Scheich; man sagte schließlich dem Schach, daß Dschemaleddin ihn entthronen wollte. Und der Schach glaubte es und verwies Dschemaleddin vom Hofe. Darob entbrannte Dschemaleddin in Zorn, und Teheran verlassend schwor er dem Schach Naßreddin öffentlich Rache und Vernichtung. Bei jeder Gelegenheit bekannte er sein Racheverlangen und berief sich dabei auf das orientalische Sprichwort: „Der sich nicht rächt wie eine Schlange, der kann kein rechter Gelehrter sein." Von Teheran begab sich Dschemaleddin nach Leipzig, um wissenschaftlichen Studien zu leben. Das war 1890 oder 1891. Von Leipzig führte er dann den ersten Schlag gegen den Schach. Naßreddin hatte, um sich eine neue mächtige Erwerbsquelle zu schaffen, mit englischer Hilfe eine Regie zur Monopolisierung des Tabaks eingeführt. Dschemaleddin zettelte von Leipzig aus einen Aufstand an, indem er in zahllosen Flugschriften zum Widerstande gegen die Tabakregie aufforderte. Infolge des Aufstandes wurde das Monopol aufgegeben. Gleichzeitig erhielt der Schach Naßreddin vom Scheich Dschemaleddin aus Leipzig das folgende lakonische Briefchen: „Ich habe den Staub Deiner Stadt von meinen Füßen geschüttelt, und so werde ich einst Dein Blut verschütten. Der Anfang war es jetzt von Deinem Ende!" ... Den Schach erfaßte namenlose Angst vor diesem Manne. Er schrieb an den Sultan Abdul Hamid und bat ihn um Friedensvermittlung, worauf der Sultan den Scheich einlud als Gast nach Konstantinopel zu kommen. Er kam und gefiel dem Sultan. Abdul Hamid schenkte ihm einen Palast, Wagen, Pferde, versorgte ihn mit Dienerschaft und

speiste ihn aus der Küche des Jildis Kjöschk. Bei einer günstigen Gelegenheit sagte ihm endlich der Sultan von dem Ansuchen des Schach, und Dschemaleddin versprach, nichts mehr gegen Naßreddin zu unternehmen. „Ich habe niemals“, erklärte er, „von einer Rache abgelassen; Dir zu Liebe, o Padischah, will ich es einmal tun.“ Alle Ehren, Stellungen, Würden und Orden, die der Sultan ihm verleihen wollte, wies er zurück. Einmal überreichte ihm der Sultan den Medschidje-Orden in Brillanten; Dschemaleddin nahm ihn nicht an und sagte: „Was sollen mir diese Steinchen; ich brauche nicht dieses Band! Ich brauche nur ein bißchen Essen und meinen Kaftan, und das habe ich.“ Mehrmals wollte er abreisen, der Sultan hielt ihn immer zurück, bat ihn ferner sein Gast zu bleiben. Dschemaleddin ist ledig; der Sultan wollte ihn verheiraten, um ihn an ein Heim zu fesseln; aber Dschemaleddin weigerte sich, das Joch der Ehe auf sich zu nehmen, frei und fessellos wollte er bleiben. — Als Dschemaleddin das erste Jahr in Konstantinopel zubrachte, begab er sich am Bairam nach Dolmabaghtsche, wo die Würdenträger an diesem Festtage erscheinen, um dem Sultan die Hand zu küssen. Ein kaiserlicher Adjutant, der ihn nicht kannte, ließ ihn nicht passieren. „Weshalb?“ fragte der Scheich. Der Offizier entgegnete: „Hier erscheint man in großer Uniform, nicht in einem abgetragenen Kaftan!“ Da entgegnete der Scheich mit einer Donnerstimme, die weithin durch den Palast drang: „Eschek, Esel! empfängt man hier Menschen oder Gold?“ Sprach’s und ging. Der Sultan hörte von dem Vorfall und schickte schleunig einen Pascha ab um den Scheich zurückzuholen. Dann wies der Sultan selbst dem Scheich einen Platz vor dem Großwesir an und reichte

ihm die Hand zum Kusse, während die Würdenträger bloß ein Band küssen, das der Padischah in der Hand hält. — Dschemaleddins Einfluß bei dem Sultan wurde außerordentlich. Es wurde ihm nie etwas versagt. Er hat aber nie für sich, sondern immer für andere. Aber was er verlangte, mußte ihm unweigerlich erfüllt werden. Eines Tages begehrte er für einen Araber eine Stellung im Palaste. Der Sultan ließ Erkundigungen über den Mann einziehen, und als sie schlecht lauteten, versagte er die Ernennung; zum ersten Male geschah es, daß er dem Scheich eine Bitte abschlug. Dschemaleddin verließ ärgerlich den Sultanspalast; er stellte seine Besuche ein und kam selbst am nächsten Freitag nicht zum Selamlik.*) Der Sultan ließ ihn nun rufen und sagte ihm: „Du bist böse, daß ich deinem Empfohlenen nicht die Stelle gegeben habe. Gut, er soll sie haben; du wirst dich aber überzeugen, daß ich recht hatte." Einige Wochen später zeigte der Sultan dem Scheich einen Denunziationsbericht dieses Mannes gegen Dschemaleddin. Der Scheich kam nicht aus der Fassung. Ruhig sagte er: „Herr, die Menschen sind nicht anders. Es schadet nichts, ich habe doch einer Familie geholfen." — Berichte gegen den Scheich liefen übrigens ununterbrochen ein. Einmal meldete man dem Sultan, daß ein jüdischer Arzt mehrmals beim Scheich erschienen wäre, und man knüpfte daran die Vermutung, daß der Scheich durch diesen Arzt Verbindungen mit Europa unterhielte. Der Sultan war loyal genug, dem

*) An jedem Freitag verläßt der Sultan die Mauern des Jildis Kjöschk und begibt sich zum Mittagsgebet in die nahegelegene Moschee. Alle Würdenträger bilden bei dieser Zeremonie, die Selamlik (Begrüßung) heißt, Spalier.

Scheich von dieser Denunziation Mitteilung zu machen, und die Grundlosigkeit war schnell bewiesen. Allmählich aber wurde der Sultan doch mißtrauisch und kühl; der Scheich merkte es und blieb aus — und wurde nicht mehr gerufen. Da bat er den Sultan um die Erlaubnis zur Abreise, weil das orientalische Herkommen dem Gaste die Abreise ohne Erlaubnis des Gastgebers nicht gestattet. Der Sultan ließ ihm sagen, er möge bleiben: er war ein gefangener und von Spionen bewachter Gast geworden. Nun mag in dem Scheich in seinem Zorn und seiner Verlassenheit der alte Rachedurst gegen Naßreddin wieder erwacht sein. Trotz der strengen Überwachung, der sein Haus unterlag, verkehrten doch viele Leute bei Dschemaleddin; auch der Mörder des Schach soll beim Scheich lange Zeit geweilt haben. Der persische Gesandte in Stambul hatte schon früher das Ersuchen an die Pforte gerichtet, den Scheich als persischen Untertan der persischen Regierung auszuliefern. Der Sultan lehnte dies ab, weil es nach orientalischer Sitte ein Bruch des geheiligten Gastrechts gewesen wäre, wenn man einen, noch dazu eigens ins Land gerufenen und als Gast des Sultans aufgenommenen Fremden aus politischen Motiven ausgeliefert hätte. Nach der Ermordung Naßreddins verlangte der persische Gesandte abermals die Auslieferung und erklärte ausdrücklich, daß der Mörder von Dschemaleddin gesandt worden. Der Sultan war tief betroffen — aber das Gastrecht wurde nicht verletzt.“ — —

Damit endete die Information, die mein Gewährsmann mir erteilte.

Die persische Regierung hielt daran fest, daß Dschemaleddin der Urheber der Ermordung Naßreddins war, und

der neue Schach Muzaffereddin richtete im Juli 1896 ein eigenhändiges Schreiben an Abdul Hamid, mit der Bitte: den Scheich Dschemaleddin el Afghani „aus Freundschaft" auszuliefern.*) Der Sultan konnte sich aber nicht entschließen, einen Mann dem sicheren Martertode auszuliefern, der im ganzen Islam solche Berühmtheit genoß, der ein direkter Nachkomme des Propheten und schließlich Gast des Padischah war. Der Sultan hatte dem Scheich Dschemaleddin einmal gesagt: „Ich bin dein Vater, dein Sohn, dein Bruder, deine Familie. Ich bin ein Sultan, ich bin ein Kalif, und in meinen Adern rollt osmanisches Blut. Mein Schwert wird dich verteidigen, wenn jemand dich zu beleidigen wagt." In Erinnerung an diese kaiserlichen Worte richtete Dschemaleddin am 15. Juli 1896 an den Sultan einen Brief, der zu den merkwürdigsten Schriftstücken zu zählen sein wird, die die moderne Geschichte des Orients aufzuweisen hat. Dieser Brief ist charakteristisch wegen seiner Nichtbeachtung aller üblichen orientalischen Schmeicheleien, die sonst an die Adresse eines so hohen Empfängers gerichtet werden. Der Inhalt, der mir durch eine wortgetreue Abschrift des Originals bekannt gemacht wurde, ist dieser:

---

*) Ähnlich lautete ein Telegramm Munifs, des türkischen Botschafters in Teheran, an den Minister des Äußeren der Pforte: „Es sind keinerlei Beweise dafür vorhanden, daß Scheich Dschemaleddin wirklich den Mörder des Schach Naßreddin nach Teheran geschickt habe. Nichtsdestoweniger bittet Se. Majestät der Schach Muzaffereddin, ihm die Freundschaft zu tun und den Scheich Dschemaleddin auszuliefern, damit sein Haupt als Sühne für die Ermordung Naßreddins falle." Dieses merkwürdige Telegramm habe ich mit eigenen Augen gelesen, und auf Befehl des mir befreundeten Großwesirs wurde mir eine wörtliche Abschrift übermittelt.

„Majestät, wie oft schon habe ich die Erlaubnis zur Abreise verlangt, weil ich wußte, wie schwierig und unersprießlich es ist, hier mit den Intriganten fertig zu werden! Ew. Majestät haben im Gefühle Ihrer hohen Intelligenz mir diese Erlaubnis nicht gegeben. Geschmeichelt durch die Beweise Ihrer Liebenswürdigkeit habe ich resigniert und mich mit Geduld gewappnet gegen die Intriguen, die täglich gegen mich gesponnen werden. In diesen Tagen aber, da die persische Frage aufgetaucht ist, und die Zeitungen die einander widersprechendsten Nachrichten über mich verbreiten, während mir jeder Weg zur Verteidigung verschlossen ist, in diesen Tagen ist meine Geduld zu Ende. Der persische Botschafter, der keinen anderen Titel verdient als eben den eines persischen Botschafters, arbeitet mit der ihm natürlichen Bosheit, Falschheit und Dummheit gegen mich beim Minister des Äußeren, beim Großwesir und im Jildis. Und die anderen Intriganten, welche Sie kennen, Majestät, zeigen ihm die Wege, die er vielleicht noch nicht weiß. Welches Argument hat der persische Botschafter für seine Verleumdung, daß ich den Mörder des Schach Naßreddin nach Teheran geschickt hätte? Noch erstaunlicher ist es, daß er um sein Ziel zu erreichen behauptet, ich sei persischer Untertan, während ich doch schon vor fünfundzwanzig Jahren Mitglied des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts in Konstantinopel war; und vor sechs Jahren, als Hidajet Pascha Wali von Bassorah war und ich mich dort befand und Schach Naßreddin meine Auslieferung verlangte, war es Ihr Minister des Äußeren, der nachwies, daß ich weder Perser, noch persischer Untertan, sondern Afghane und türkischer Untertan bin. Man gab mir damals, am 27. Moharrem 1307 oder

20. August 1890, einen türkischen Paß; einen türkischen Paß erhielt ich auch am 1. Juli 1892 vom türkischen Generalkonsul in London, als ich vor vier Jahren auf Einladung Ew. Majestät die Reise nach Konstantinopel antrat. Weshalb nimmt nun Ihr Minister des Äußeren solche Verleumdungen entgegen, ohne einen Beweis hierfür zu verlangen? Weshalb wirft der Minister des Äußeren nicht einen Blick in das Register, und weshalb enthüllt er nicht mit einem Schlage die Lügen des persischen Botschafters, der die Frechheit hat, Ew. Majestät mit törichten Reden zu beschwatzen? Ist es möglich, daß ich in Konstantinopel als Gast des Sultans lebend und nicht versteckt weile, und daß Ihr Minister des Äußeren über mich in contumaciam wie über einen Abwesenden verhandelt? So etwas ist nirgends noch geschehen und wird nie und nirgends je geschehen. Majestät, ich beehre mich Ihnen zu sagen: wäre die Sache in meinen Händen, so würde ich nicht bloß die Zunge des persischen Gesandten kürzen, sondern auch dem Schach selbst den Mund verschließen, so daß beide es nicht mehr wagen könnten, so lächerliche und sinnlose Dinge gegen mich vorzubringen. Aber da ich hier der Gast Ew. Majestät bin, finde ich es unpassend, ihnen zu antworten ohne Einverständnis meines Gastgebers, und ich betrachte es vielmehr als die Pflicht der hohen Beamten und Wesire Ihrer Regierung, daß sie die Ehre und den Namen des Gastes Ew. Majestät nicht besudeln lassen von dem Schmutz dieser impertinenten Mäuler."

Der Sultan beantwortete diesen Brief sofort mit der feierlichen Versicherung, daß er Dschemaleddin niemals ausliefern würde. Und dabei blieb es.

Kurze Zeit darauf sah ich meinen Wunsch Dschema-

leddin Efendi persönlich kennen zu lernen erfüllt, und ich betrat mit großer Spannung den reizenden kleinen Palast in Nischantasch, den der Sultan seinem Gaste zu dauerndem Aufenthalte angewiesen hatte. Für den Scheich war die Ermordung des Schach Naßreddin aus persönlichen Gründen das wichtigste Ereignis, und er eröffnete das Gespräch gleich selbst mit diesem Thema, indem er sich eifrig gegen die Beschuldigung, daß er den Mörder des Schach nach Teheran gesandt hätte, verwahrte.

„Man erzählt", sagte er, „daß der Mörder des Schach ein Babist*) sei und fügt hinzu: Schüler des Scheichs Dschemaleddin. Man behauptet ferner, daß der Mörder im Moment, da er auf den Schach zielte, mit Inbrunst meinen Namen ausgerufen. Schließlich will man wissen, ich hätte hier in meinem Hause eine Art Schule gehalten, in der Komplotte gegen den Schach gelehrt wurden. — Aber ich hatte niemals einen Babisten als Schüler. Ich habe vielmehr in meinen Werken über die Babistensekte ein abfälliges Urteil abgegeben. Ich habe auch nur höchst selten persische Besucher bei mir gesehen."

Ich fragte: Mirza Risa, der Mörder Naßreddins, war aber doch bei Ihnen?

---

*) Die Sekte der Babisten entstand Ende der dreißiger Jahre des XIX. Jahrhunderts. Bab heißt die Pforte, hier ist die Pforte der Erkenntnis Gottes gemeint. Der Stifter der Sekte, Ali Mohamed aus Schiras, behauptete: er sei der Pol, um den sich die ganze Weltordnung drehe. Die Babisten verwerfen die meisten rituellen Lehren des Korans, und ihre Frauen leben frei von allem Zwang, den der Islam dem weiblichen Geschlecht auferlegt. Trotz aller Verfolgungen konnte die Sekte nicht ausgerottet werden; namentlich in Persien zählt sie noch viele Anhänger. Vgl. Andreas, Die Babisten in Persien, Leipzig 1896.



Er entgegnete: „Es ist wahr, daß ein gewisser Mirza Risa vor sieben Monaten hilfesuchend zu mir kam. Er war paralytisch, und ich ließ ihn ins französische Hospital in Schischli aufnehmen, wo er mehr als zwei Monate blieb. Dieser Mirza Risa war kein Babist. Er war ein Mann aus Persien, der vor acht Jahren Mitglied einer liberalen Partei war, die für das vollständig gesetzlose, in durchaus willkürlicher Weise regierte persische Reich eine administrative Ordnung, ein regelrechtes Gesetz verlangt hatte. Als Mitglied dieser Partei verfiel er der Rache des Königs, er wurde ohne jeden Prozeß ins Gefängnis geworfen und mit glühenden Zangen gemartert, damit er seine liberalen Ideen abschwöre und öffentlich Buße bezeuge. Ein Jahr der Martern war um, er war körperlich gebeugt, aber geistig ungebrochen. Der Schach ließ ihn aus dem Gefängnis holen, ließ ihn baden und pflegen — eine Woche lang. Eine Woche lang wurde Risa gepflegt, damit er für ein neues Leidensjahr gerüstet sei. Denn nach einer Woche ward er wieder ins Gefängnis gebracht zu neuen Martern. So ging ein zweites Jahr hin. So begann nach einer Woche Stärkung ein drittes Jahr. So verflossen vier Jahre. Wer möchte glauben, daß ein Mensch eine Woche solcher Leiden zu ertragen vermag! Und ein Mensch ertrug dies vier Jahre! Ach, um diesen unbeschreiblichen Folterqualen zu entgehen, die ihm bereitet wurden, damit er seine Ideale, seinen Liberalismus, seine Liebe für Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit abschwöre, — um diesem vierjährigen Martyrium ein Ende zu bereiten, beschloß Mirza Risa, sich selbst zu ermorden und schlitzte sich den Bauch auf. Er wurde geheilt und zu neuen Torturen bestimmt. Als alles nichts half und der Held

seinen Freimut immer und immer neu und immer kräftiger und inniger bekannte, als sein Geist immer glückselig und unverzagt über die zerfetzte körperliche Hülle triumphierte, da ließ der wütende Tyrann den Widerspenstigen durch die Straßen von Teheran peitschen, an die Grenzen des Reiches schleppen und in die Fremde jagen. Halb gelähmt und halb blind kam der Arme vor sieben Monaten zu mir. Er verließ das Hospital, ohne seine Gesundheit zurückerlangt zu haben; aber es duldete ihn nicht länger hier; er sagte, es wäre ihm hier zu kalt, er brauchte ein heißeres Klima. — Ich habe von ihm seit seiner Abreise keine Nachricht bekommen. War er genesen? War seine Lähmung gewichen? Hat er sein Augenlicht wiedergewonnen? O Allah, ist es möglich, daß er es ist, der den Tyrannen aus der Welt geschafft, der ein armes großes Land, ein unglückseliges Volk von dem bluttriefenden Regiment eines Wüterichs befreit hat?*) O Allah, hast du seinen Arm wieder beweglich, sein Auge so hell gemacht, daß er scharf zielen und sicher treffen konnte? Ein Wunder ist geschehen, und Gott selbst hat dann Gerechtigkeit geübt! Ist der Unglückliche, der Gelähmte, der Blinde zurückgekehrt in sein Vaterland, in die Hauptstadt, ist er unbemerkt gelangt bis an das Herz des Tyrannen?" —

Der Scheich hielt erregt inne. Nach einer Pause fragte ich ihn: Herr, du warst ein Gegner des Schach Naßreddin. Wenn der Mörder derselbe Mirza Risa ist,

---

*) In einer späteren Unterredung erklärte mir Dschemaleddin auf Grund einer ihm aus Teheran zugekommenen Photographie des Schach-Mörders, daß dieser tatsächlich mit jenem Risa identisch war, von dem hier erzählt wurde.

von dem du erzählt hast — ist es da nicht anzunehmen, daß dein Haß ihn angesteckt?

„Er brauchte nicht erst den Einfluß meines Hasses. Der Unglückliche glaubte seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten und gleichzeitig persönlich Rache zu nehmen. Aber wer darf mich verantwortlich machen? Ich habe keinen Mörder nach Teheran gesandt. Ich habe keinem Menschen gesagt: Gehe hin und ermorde den Schach!" — —

Ein anderes Mal erzählte Dschemaleddin aus seinem Leben, von seinen Erlebnissen in Persien, der Türkei, Afrika, Europa, besonders Paris, London, München. Er sprach über Politik, Religion, Philosophie, Literatur, Kunst, gesellschaftliches Leben, über die Fortschritte der Technik und der Wissenschaften. In allen Weltteilen hat er Werke publiziert, in allen Zentren des geistigen Lebens Freunde und Verehrer gehabt. Als direkter Abkömmling des Propheten führte er den Beinamen Seïd, der Glückliche, der von hoher Abkunft. Als solchen aber nicht bloß, sondern als wahren Weisen ehren ihn die Mohammedaner ohne Unterschied überall, wo der Islam herrscht. In Europa ist er gleichfalls vielfach bekannt geworden; Gladstone stellte ihn den Engländern, Renan den Franzosen vor, in Rußland waren Katkow und Komarow seine Lobredner. Es mag kaum einen anderen Orientalen von gleicher Beredsamkeit geben. Hätte er nicht das orientalische Gewand gehabt, so hätte man diesen lebhaften feurigen Redner mit dem tief in den Nacken fallenden Haar für einen europäischen Gelehrten gehalten, der sich an allen Wissenschaften gesättigt und mit gleichem Geschick über alles zu sprechen befähigt war.

Dschemaleddin nannte sich selbst El Afghani, der

Afghane, und behauptete aus Kabul gebürtig zu sein, während andere nachweisen wollten, daß er aus dem Orte Essed Abad stammte. Durch hervorragende Intelligenz und Tatenlust zog er schon in frühester Kindheit die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf sich. Im Alter von dreizehn Jahren — als ich ihn kennen lernte, schien er etwa sechzig zu zählen — schloß er sich der afghanischen Armee an, die damals nach Belkh zog. Fünf Jahre später war er in Indien auf dem Schauplatze der blutigsten Revolution, im Mittelpunkte der Flammen. Von Indien pilgerte er nach Mekka, von da zog er über Persien wieder nach Kabul. Als der Emir von Afghanistan Dost Mohamed Chan Herat belagerte, das sich in der Gewalt seines Neffen und Schwiegersohnes befand, war Dschemaleddin an der Spitze des Belagererheeres. Auf allen diesen beschwerlichen Zügen war er Krieger und Gelehrter zugleich. Als Autodidakt lernte und studierte er alle Wissenschaften, vertiefte er sein Können und erweiterte seinen Horizont. Seine Reisen machten ihn zu einem trefflichen Beobachter und Volkskenner, und ein kolossales Gedächtnis hielt alle Erfahrungen und Erlebnisse dauernd fest. „Wie Bias“, sagte er, „war ich stets von meinen Büchern begleitet.“ Schon früh hatte er intime Bekanntschaft gemacht nicht bloß mit den Hauptwerken der persischen und arabischen Literatur, sondern auch mit den großen Werken der fremden alten und modernen Gelehrten, soweit sie in die orientalischen Sprachen übersetzt waren. So legte er den Grund zu seiner breiten Kenntnis der Weltgeschichte und Weltliteratur, so ward er der große, vielleicht der einzige Kosmopolit, der in den Reichen des Islams erstanden.

Einige Tage vor dem Falle von Herat starb Dost Mohamed Chan. Sein Erbe wurde Schir Ali Chan. Ihm machten aber seine zwei Brüder Mohamed Aasam und Mohamed Afzal die Krone streitig. Dschemaleddin ergriff die Partei des letzteren. Zehn Jahre lang dauerte der Bürgerkrieg, in dem Ali Chan Sieger blieb; erst nach dem Tode Alis kam der Sohn Mohamed Afzals — Abdur-Rachman — zur Herrschaft. Dschemaleddin hatte schon nach der Niederlage seiner beiden Freunde Afghanistan verlassen und war nach Indien, ein Jahr später zum ersten Male nach Konstantinopel gegangen; das war zur Zeit des berühmten Großwesirs Ali Pascha, unter der Herrschaft des Sultans Abdul Asis. In Konstantinopel ererhielt Dschemaleddin eine Stellung im Unterrichtsministerium.

„Auf Verlangen des Ministers Sawfet Pascha", erzählte mir Dschemaleddin seine Selbstbiographie fortsetzend, „begann ich eine Reihe philosophischer Vorträge über Kunst, Literatur, Sitten und Gewohnheiten der Gesellschaft. Leider fanden meine liberalen Ideen, meine Versuche, Licht zu verbreiten, bei dem damaligen, in Finsternis und Stumpfsinn dahinbrütenden Scheich ül Islam kein Verständnis. Von wildem Fanatismus aufgestachelt glaubte er in mir einen Umstürzler zu sehen und setzte meine Ausweisung durch. Ich ging nach Ägypten. Hier fand ich ein freieres Feld für meine Bestrebungen. Ich hielt eine Reihe freier Vorlesungen über Logik, Philosophie, Astronomie, Theologie, Literatur, Rhetorik. Von überall strömten meine Zuhörer herbei, namentlich von der berühmten Universität Dschami el Esher kamen zahlreiche Studenten. Ich rühme mich, daß die Männer, die heute

die hervorragendsten Stellungen in Ägypten einnehmen, von mir gebildet und erzogen wurden; ich schreibe mir einen hohen Anteil zu an dem Gedeihen des modernen Ägyptens, an dem Fortschritt seiner Kultur; ich habe dort freiheitliche Ideen gepflanzt und sie sind das Land beglückend Allah sei Dank! erblüht; ich habe Recht und Gerechtigkeit, Tugend und Toleranz gepredigt, und der fruchtbare Nilboden hat meine Gedanken aufgenommen und segenbringend gehegt. Aus allen Kreisen kamen sie herbeigeströmt, meine wissensdurstigen freiheitslustigen Freunde — unter ihnen waren Lehrer, Studenten, Imams, Kaufleute, Staatsmänner, Offiziere. Die Zahl meiner Zuhörer mehrte sich von Tag zu Tage so sehr, daß der Khedive Tewfik Pascha unruhig wurde. Und als man ihm einflüsterte, daß ich Miturheber am Sturze Ismael Paschas gewesen, ließ er mich ausweisen. Elf Jahre war ich jetzt in Ägypten gewesen. Nun war ich wieder heimatlos. Herr! Wandern und Tätigkeit, Arbeit und Sorge war mein ganzes Leben, mich machte meine Zukunft nicht ängstlich. Aber es kam doch Wehmut über mich, als ich wieder meinen Stab in die eine Hand, mein Bündel Bücher in die andere Hand nahm und von neuem in die weite Welt zog. So kam ich abermals nach Indien. Ich weilte in Dekan und Bengala, ich schrieb dort mehrere Bücher und fristete mein Leben durch Zeitungsartikel. Dann ging ich nach Europa, nach Frankreich, nach Paris. Es war etwa 1882. Die französische Presse füllte ihre Spalten mit Berichten über mich, die berühmtesten Personen traten zu mir in Verkehr, die Zeitungen veröffentlichten meine Ansichten über die türkische, russische, englische, persische, ägyptische und mahdistische Politik. Die

meisten dieser Artikel, obgleich für England wenig schmeichelhaft, wurden doch von der englischen Presse mit schmeichelhaften Worten für mich besprochen. In Paris trat ich mit Ernest Renau in Beziehung und hatte mit ihm Konferenzen über die Wissenschaft des Islams. Dort begründete ich dann eine arabische Zeitung, „Urvet ül Wuska“, die von hier aus nach dem ganzen Orient ging und Hunderttausende, ja Millionen Leser und Freunde in Persien, Indien, Afghanistan, Ägypten und der Türkei fand. Von Paris begab ich mich infolge einer Einladung von Lord Salisbury und Lord Churchill nach London, um die Vermittlung zwischen der englischen Regierung und dem Mahdi anzunehmen. Kurze Zeit darauf wollte ich wieder nach dem Orient zurückkehren. Auf der Reise nach dem Hedschas wurde ich durch ein Telegramm des Schach Naßreddin eingeladen ihn zu besuchen. Ich verließ meine Reiseroute und ging nach Teheran. In Ispahan wurde ich vom Prinzen Zille el Sultan mit großen Ehren im Namen des Königs empfangen und nach Teheran geleitet. Der Schach bereitete mir eine glanzvolle Aufnahme. Er stellte mich sogar in seinem Harem vor; er wiederholte fort und fort, wie glücklich er wäre, mich als Gast zu haben; er konnte nicht genug Lobendes sagen über mein Wissen, er nannte mich den Weisesten der Welt; er schmeichelte mir in jeder Weise, bald wollte er mich zum Kriegsminister, bald zum Großwesir machen. Ich aber wollte nur das bleiben, was ich als das Ziel meines Daseins betrachtete: ein Lehrer für Freiheit, Wahrheit und Gerechtigkeit; ich wollte ach, nur Licht und Luft, ein wenig Lebenskraft und Lebensfreude in die Lande des Islams, in ihre Dunkelheit und Erschlaffung bringen. Nichtsdestoweniger

gab es Leute, die glaubten, daß ich mich einmal auch in politische Dinge mischen könnte, und sie begannen giftige Intriguen gegen mich. Da verließ ich Persien und reiste nach Rußland. Ich verweilte in Moskau und St. Petersburg. Dann zog ich abermals nach Europa. Ich wollte — es war 1889 — zur Ausstellung nach Paris. In München hielt ich mich gerade auf, als Schach Naßreddin von Europa nach Persien zurückkehrte. Wir trafen zusammen, der Schach bat mich, mit ihm zu reisen, er drängte, und ich gab nach in der Hoffnung seinem armen Lande, seinem armen Volke nützen zu können. Hatte die freie Luft Europas seinen Verstand geklärt? Er forderte mich offen auf, als Reformator seines Volkes nach Persien zu kommen. Und also gelangte ich wieder nach Teheran. Das Volk strömte in imposanten Massen herbei, um mich schon vor der Stadt zu begrüßen. Jetzt aber kamen die Leute nicht mehr um wie ehemals Worten der Wissenschaften, Lehren der Kunst und Moral zu lauschen. Sie kamen, um meine Intervention zu erbitten, damit der Schleier der Finsternis zerrissen, die Ketten der Willkür und Knechtschaft gebrochen würden. Sie baten um eine gerechte Verwaltung; um ein Gesetz für das in der Justiz hinter den Barbarenstaaten zurückgebliebene, von den Launen Naßreddins an den Rand des Abgrunds geschleuderte Reich. Persien ist dreimal so groß wie Frankreich und hat nur sechs Millionen Einwohner, die fast alle für höchstens dreitausend Auserwählte arbeiten müssen, die jeweilig wieder vor den unter ihnen Höherstehenden kriechen und zittern. Nur der Schach ist unantastbar, kann schalten und walten nach seiner Laune. Und dieser Naßreddin, das war ein wütender Hund, der vielleicht fünfzigtausend Menschen umbringen ließ, der mit

eigener Hand viele Hunderte niederstieß und niederschoß, die seine Laune als Opfer wählte. Als ich zum ersten Male beim Sultan Abdul Hamid war und er mich über den Schach ausfragte, sagte ich offen: „Naßreddin ist die Schmach der Souveräne, die ihn Kollege nennen müssen." — In Europa hielt man ihn für zivilisiert, weil er in den Städten, die er besuchte, nicht wie ein wildes Tier alles zerriß, was ihm in den Weg lief. Als er nach Petersburg kam und man ihm die Liste der Festlichkeiten zu seinen Ehren vorlegte, fuhr er den Großwesir zornig an: „Und die Weiber? Wo sind die Weiber für mich? Was Politik, was Zivilisation? Ich bin nach Europa gekommen, um europäische Weiber zu genießen. Sage dem Zaren, daß ich Weiber will. Her mit den Weibern!" — Er hatte in seinem Barbarencharakter keinen Zug eines großen Herrschers, keine Spur von einem Reformator. Wohl hat er eine Bahn, einen Telegraphen, eine gepflasterte Straße und ein paar Gaslaternen errichten lassen, aber zu seiner persönlichen Bequemlichkeit — für sein unglückliches Volk hat er nichts getan. In Persien herrschen noch heute dieselben barbarischen gesetzlosen Zustände, wie vor hundert und vor dreihundert Jahren. Naßreddin hat seinen Vorgängern nicht bloß nachgeeifert in der Tyrannei, er hat sie so schwer es war übertroffen in der Kunst der Entvölkerung des Landes. Naßreddin hat Zehntausende zu Tode gemartert, Hunderttausende in die Fremde getrieben, wo sie mit schweren Arbeiten ihr Brot verdienten, aber doch nicht Tag und Nacht unter dem Henkerbeile schwebten, das dieser blutgierige Wüterich über ihren Häuptern hielt um zuzuschlagen, wenn sein Größenwahnsinn ihn anwandelte. Ihr in Europa habt einen Reformator in ihm ge-

sehen. Ihr habt ihn gesehen auf seinen Reisen in seinem Prachtkostüm mit der brillantenen Agraffe auf dem Kalpak und den goldenen Augengläsern, die ihm ein gutmütigeres Aussehen geben sollten; ihr habt von ihm nur lustige Anekdoten gehört und aus Persien seine Schwindelbriefmarken empfangen. Ich aber, als ich dies Leben an Naßreddins Seite lebte, ich empfand namenloses Mitleid mit dem armen Volke und eine grenzenlose Verachtung dieses Tyrannen. Das Elend des geknechteten Volkes ging mir zu Herzen, und gern lieh ich mein Ohr den bitteren Klagen, die zu mir drangen. Ich scheute mich auch nicht frei zum Schach zu sprechen und hoffte ihn zu ändern und der Erlöser Persiens zu werden. Da lag das Ziel vor mir — ein weiter Weg durch Martern und Qualen, ein Pfad voll Leid und Kummer, und am fernen Ende ein leuchtender Punkt: die Dankbarkeit eines geretteten Volkes. Ich träumte mich hinein in die Rolle des Solons Persiens, ich war der glücklichste der Sterblichen, ich war der Reformator eines mächtigen Reiches geworden. — Ach, schon stand ich so nahe, so nahe dem Ziele, schon sah ich den Schach sich zu mir neigen, um verständnisvoll meine Pläne anzuhören; da trat jäh und finster der Großwesir Mirza Ali Askar Chan, der noch heute das Unglück des Reiches leitet,*) zwischen den Schach und mich. Erschrocken und eifersüchtig ob des Einflusses, den ich auf den Schach und das Volk gewonnen, begann dieser grausamste und gewissenloseste aller Staatsmänner dem Schach einzureden, es wären Freiheit, administrative Ordnung, bürgerliche Gesetze noch nichts für Persien, dies alles würde nur die

*) Gestürzt erst im Sommer 1906.

absolute Macht des Schach beeinträchtigen. Der Schach wurde schwankend, furchtsam, wich zurück vor der Entscheidung — und blieb Tyrann ... Nun mußte ich fallen. Halb verbannt, halb freiwillig zog ich mich zurück nach der Moschee Schach Abdul Asim, jenem selben heiligen Gebäude, zwanzig Minuten von Teheran entfernt, wo Schach Naßreddin vor wenigen Wochen sein Leben ausgehaucht hat ... Aber verbannt vom Hofe, war ich nicht verlassen vom Volke. Mehr als je kamen die Leute zu mir, heißer als je wurden ihre Klagen. Es kamen nicht bloß die Leute aus den unteren Schichten, es kamen Hoch und Niedrig, Alt und Jung, das ganze Volk. Es kamen Prinzen und Minister, Ulemas und Offiziere, Priester, Kaufleute, Handwerker, Bauern, Reiche und Arme. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft hatte ich erweckt, und diese Hoffnung ließ sich nicht mehr umbringen. Alle hatten den Wert der Freiheit begriffen, die ich ihnen geschildert. Alle fühlten die Notwendigkeit von Reformen, von Gesetzen, die Notwendigkeit einer geläuterten Religion sogar; alle wünschten Vernichtung des Fatalismus und Fanatismus, Verbreitung der Toleranz und Gleichberechtigung. Ich schwieg nicht, und wenn sie kamen mich zu hören, erhob ich laut meine Stimme um ihre Herzen zu erschüttern und ihren Geist für hohe Ideen vorzubereiten. Die Regierung wagte anfangs nicht, mich zu hindern — acht Monate lang lehrte ich frei meine Prinzipien von Wahrheit, Freiheit, Gerechtigkeit und Duldung. Eines Tages aber überfiel mich ein Trupp von 500 Reitern, nahm mich gefangen und brachte mich über die Grenzen des Reiches. Diese Tat des Schach erregte im ganzen Lande eine offene Revolution. Ein Regen von aufreizenden Broschüren, Briefen,

Proklamationen ging über das Reich nieder. Eines Morgens war der Palast des Königs belagert von einer erregten Menge, und der Schach konnte sich nur retten, indem er nachzugeben versprach. Er hielt sein Versprechen nicht, und er starb als Wüterich. — Ich ging von Persien nach Bassorah, sieben Monate später nach London, wo ich meine ersten Konferenzen beim Reverend Hofeiz, meine späteren Vorträge im Klub der Liberalen hielt. Ich tat mein möglichstes, das Charakterbild Naßreddins ins wahre Licht zu rücken. Schach Naßreddin bat den Sultan Abdul Hamid um seine Vermittlung, der Sultan lud mich telegraphisch ein, als sein Gast nach Konstantinopel zu kommen. Das erste Mal lehnte ich ab; als die Aufforderung dringender wurde, nahm ich sie an. Hier bin ich nun seit vier Jahren. Es fehlte auch am Sultanshofe nicht an Intriguen, und ich weiß, daß ich ihnen eines Tages unfehlbar zum Opfer fallen werde."

Auf Persien kam der Scheich immer wieder gern zurück in seinen Gesprächen mit mir. „Persien und das persische Volk beweisen", sagte er, „wie Sklaverei verdirbt, wie Sklaverei geistig und physisch erniedrigt. In Persien erleben wir ein bizarres Beispiel, bis zu welchem unglaublich tiefen Grade der Verkommenheit, der Niedrigkeit, der Unwissenheit, der Schwäche, der Furcht ein Mensch durch die Sklaverei gelangen kann. Wir sehen dort, wie selbst der Geist der Religion von der Faust der Willkür und Tyrannei zerknetet wird zu einem Mitleid, nein: zu einem Verachtung erweckenden verkrüppelten Formelwesen. Nach der Religion der Schiiten, der Staatsreligion in Persien, ist jeder König ein Usurpator. In der Religion der Schiiten ist der wahre Schach des Landes der Mahdi, der

Messias, der seit dem Jahre 240 der Hegira lebt, der ewig lebt, bis heute lebt, aber im Augenblick unsichtbar ist, bis er eines Tages sichtbar erscheinen wird. Jede Taxe, die das Volk entrichtet, gibt es seiner Religion zufolge dem wahren Schach, dem Mahdi. Das Volk übergibt diese Taxe — dem Gesetze seiner Religion zufolge — den Muschtehid (den Ulemas oder Gesetzgelehrten bei den Schiiten), denn die Muschtehid sind die Statthalter des Mahdi, solange dieser noch unsichtbar bleibt. Nach diesem Religionsgesetze ist also alles, was der Schach von seinen Untertanen bezieht — ganz abgesehen davon, auf welche barbarische Weise er dies zu tun pflegt — eine Gewaltsamkeit, eine Ursurpierung, eine von der Religion verbotene große Sünde. Nach dem Religionsgesetz ist der Muschtehid dem Schiiten so hoch und heilig wie etwa dem Katholiken der Papst. Wie der Papst der Statthalter Gottes ist der Muschtehid der Statthalter des Mahdi auf Erden. Was die Muschtehid sagen und künden, ist vollkommen und unbezweifelbar, und wer ihren Befehlen nicht gehorcht, ist ein Gottloser, Ruchloser, Abtrünniger, Verdammter. So sagt das Religionsgesetz der Schiiten. Aber wie ist es in Wahrheit damit in Persien bestellt? Die Muschtehid, mit all ihrer Macht und all ihrem Ansehen, das ihnen das Religionsgesetz einräumt, sind tatsächlich ganz bedeutungslos. Sie stehen gleich klein da mit den anderen Menschen vor der Tyrannei des Schach, des Usurpators. Nie, weder im Altertum, noch im Mittelalter, noch in der Gegenwart, hat ein Reich existiert, das solche Tyrannei erduldet hätte wie Persien. Dschengis Chan war ein sanftes Lamm im Vergleich zum blutgierigen Tiger Naßreddin. Heute noch existieren in Persien die

wildesten Torturen und die grausamsten Strafen, ein Multiplex der Barbarei aller Barbarenvölker. Das Mildeste ist dort noch: das Ausbrennen der Augen; oder das langsame Abzupfen der Ohren; das Abrasieren der Nasen; das Ausdehnen der Hände und Füße; das Rösten bei lebendigem Leibe; das Eintreiben glühender Eisen ins Fleisch; das Abreißen der Brüste bei Frauen. Das also ist das Mildeste, das Üblichste. Gesetzliche Bestrafungen gibt es nicht. Alles geschieht nach Willkür. Glaubt der Schach, daß jemand ein Unrecht begangen hat, so beauftragt er einen beliebigen Funktionär, an dem angeblichen Verbrecher diese oder jene Art der Strafe zu vollziehen. Wie oft sah ich Naßreddin selbst begleitet von Henkern in roten Kleidern richtend durch die Straßen ziehen. Ja ihn selbst, ihn Naßreddin den europäisch Gebildeten, den Dichter, den Zivilisator — als Henker!! . . . Die Strafe erstreckt sich nicht bloß auf den vermeintlichen Verbrecher; dieselbe Strafe hat seine ganze Familie zu erdulden — das ganze Haus, in dem er wohnt — und wenn der Schach sich bei Humor befindet: sogar die ganze Straße, in der dieses Haus steht!! . . . Und das Volk empfindet gar nicht. diese Tyrannei, diese Barbarei, ihm ist dies alles gar nicht unbegreiflich! O bis zu solchem Grade der Verkommenheit drückt die Sklaverei den Menschen herab! Persönlichkeit, Erhabenheit, Selbstbewußtsein, Recht, alle schönen edlen Attribute der Menschheit werden von ihr in den Staub gedrückt, und der sklavische Mensch ist ärger als das Tier, das doch keine Nerven, keine Gefühle, keinen Verstand besitzt und das Elend der Sklaverei nicht empfinden und begreifen kann, welches das Ebenbild Gottes wohl erkennen und abwehren sollte! Der Schach von

Persien bezahlt nicht seine Gouverneure, seine Beamten, seine Soldaten — vielmehr müssen alle ihm Steuern entrichten, für ihn arbeiten. Und trotzdem vermag er seine Herrschaft zu erhalten? Das ist das Rätsel der Tyrannei und Sklaverei! Übrigens sind die Diener des Herrn würdig und finden ihr Teil. Und wenn der Schach seine Lande brandschatzt, haben seine Diener schon Gelegenheit ihre Taschen zu füllen. Aber glücklich werden können auch sie nicht. Auch sie alle, auch die verzogensten Günstlinge liegen unter dem scharfen Beil, das der Schach fortwährend schwingt. Und das einzige konsequente und wirkliche Gefühl, das diese nicht mehr Menschen zu nennenden Zweifüßler haben, das ist: beständige Furcht. Seit Jahrhunderten ist es so. Und selbstverständlich; kaum jemand denkt daran, daß es auch anders sein könnte. Humanität, Recht und Freiheit sind ihnen allen unverständliche Begriffe. O jammert ob dieses armseligen Volkes! Ich habe versucht, dieses Volk zu retten, dieses Land zu reformieren. Ich habe verzweifelt; und ich glaube nicht mehr, daß dieses Volk noch gerettet werden kann für die Menschheit und die Zivilisation. Wie die sozialen Ansichten dieser Menschen verwirrt sind, so sind auch die religiösen Anschauungen der Perser bizarr und starr geworden, ohne Kraft und ohne Leben. Das ganze Jahr hindurch muß der Perser sich die Erinnerung wach halten an die Episode der Ermordung der zwei Kalifenkinder Hassan und Hussein. Sie hatten, mein Freund, in Stambul schon mehrfach Gelegenheit, das Moharremfest der Perser zu sehen. Hier im Auslande dauert das Fest nur ein paar Tage, in Persien selbst aber das ganze Jahr, jahrein jahraus, fort und fort in Ewigkeit; Sie hören das Klagen und

Jammern Tag um Tag in allen Heiligtümern, in allen Dschamis,*) in allen Häusern von frühmorgens bis in die späte Nacht hinein; dieses Lied erzählt von Tyrannei und Sklaverei, von einem Bedrücker und von Bedrückten, von Recht und Unrecht. Es gibt keinen Perser, der nicht von seiner ersten Kindheit bis zu seinem Sterbenstage wenigstens zweimal täglich der Tyrannei, der Bedrückung, dem Unrecht geflucht, der nicht zweimal täglich die Freiheit und das Recht in seinem Gebete lobend und sehnsüchtig erwähnt hätte; täglich zweimal wenigstens weint er heiße Tränen über den Tyrannisierten, flucht er wilde Rache dem Bedrücker — und denkt dabei weder an seine eigene Sklaverei, noch auf Rache an dem Tyrannen, der ihn selbst verdirbt. Denn wenn der Perser um Hassans oder Husseins willen eine Träne weint, so geschieht es, weil diese Träne seinem Glauben zufolge seine Sünden hinwegwäscht, wären sie auch so groß wie Berge und so zahlreich wie die Steine auf ihnen. Das ist alles, was der Perser denkt, wenn er von Freiheit, Recht und Gesetz erzählt und ihre Herrlichkeiten preist. Wen mag was ich gesagt noch wundernehmen? Tyrannei und verkrüppelte Religion gehen dort im Lande Hand in Hand. Wehe dem Volke, das so regiert wird!" **) —

---

*) Dschami = Gebetshaus.

**) Zur Unterstützung seiner Äußerungen gab mir Scheich Dschemaleddin einen Artikel, der in einem türkischen Blatte erschienen war. In einem türkischen Blatte natürlich, das nicht in den Grenzen der zensurstrengen Türkei erscheint, sondern fern von Stambul, in Baghtsche Serai in der Krim; die Zeitung heißt „Terdschüman", der Dragoman, und ist im Dialekt von Aserbeidschan geschrieben. Es ist allerdings auch interessant, daß im nicht minder zensurstrengen Rußland die Publikation eines solchen verfänglichen Artikels gestattet wurde. In der Nummer vom 27. Juni 1896 (alten Stils) brachte also der „Terdschüman" einen Artikel unter dem Titel „Der Mut des

Einmal betonte Scheich Dschemaleddin, daß er nicht begreifen könnte weshalb die Intriganten am Sultanshofe

---

neuen Schachs Muzaffereddin", der in wörtlicher Übersetzung folgenden merkwürdigen Inhalt hat:

„Der neue Schach Muzaffereddin proklamierte in seiner ersten Mitteilung an das persische Volk: „Die Funktionen eines Hof- und Staatsbeamten, die Stellen bei den Verwaltungen und bei der Post und alle Titel werden nicht mehr durch Geld erworben werden können. Von heute ab wird alles nur nach der Begabung und nach dem Verdienste verliehen." Man sagt, daß derjenige, der seine Krankheit erkennt, auch das Mittel finden könne sie zu heilen. Ein König, der mit lauter Stimme erklärt, die schlimmste Krankheit seiner Regierung, seines Landes erkannt zu haben, wird nicht vergebens nach dem Mittel suchen, das diese Krankheit heilen könnte, diese große furchtbare Krankheit, die sein Land fast verzehrt hat. Wahrlich, es gehörte großer Mut, große Kühnheit dazu, dies offen einzugestehen und offen, den Willen es zu ändern, kundzugeben. Es gehörte um so mehr Mut zu diesem Geständnis, als Schach Muzaffereddin nicht eine beliebige Verwaltung damit brandmarkte, sondern einen mächtigen Stein nach dem Andenken seines Vaters warf. Denn er sagt nichts anderes als dies: Der Schach Naßreddin regierte fünfzig Jahre. Während dieses halben Jahrhunderts wurde die politische Ruhe im Reiche nicht gestört, und die Grenzen blieben von äußeren Feinden fast verschont. Während dieses halben Jahrhunderts unternahm Naßreddin drei Reisen nach Europa und sah dort mit eigenen Augen die Zivilisation; er erlebte fünfzig Jahre der Weltgeschichte mit, wohnte einem halben Jahrhundert der Humanität und des Fortschritts bei. Und was ist die Frucht von alledem? Daß sein Sohn über sein Regime der Korruption den Stab brechen mußte! — Was fand der Sohn vor, als er nach vierzigjährigem Harren endlich den Thron bestieg? Ach, diese Gouverneure, diese Generale, diese Bürgermeister und Postdirektoren, die ihre Provinzen, ihre Korps und Bataillone, ihre Städte und Dörfer, ihre Stellen und Titel nur durch Kauf erlangten oder durch Verkauf weiterverliehen an Leute, die Höheres boten! O über alle diese armseligen Kanaillen, die — vom Gouverneur bis zum letzten Munizipalbeamten — das unglückliche arbeitende Volk auspressen mußten, um den Kaufpreis hereinzubringen! Ach, dieses unglückliche arbeitende Volk, diese Bürger und Bauern! Konnten sie es nicht mehr ertragen,

ihn so haßten. „Nie“, sagte er, „habe ich ihre Kreise gestört und nie habe ich eine Rolle in der Politik gespielt.“

---

so flohen sie vor der Tyrannei aus der gesetzlosen Heimat, ließen ihre Familien in Stich und gaben ihre Besitztümer dem Winde frei, entvölkerten das Vaterland und wanderten in die Fremde, um nur ein Stückchen Brot zu finden für ein mühevolles, aber sicheres Leben. Aus ihrer persischen, von ihnen mit Flüchen verlassenen Heimat zogen sie nach den Wüsten Turkomaniens, nach den türkischen Ländern, auf die Berge Kaukasiens, in die Gefilde der Krim. Wir haben sie, o wie oft, mit eigenen Augen gesehen, diese unglücklichen Perser, wie sie die härtesten Arbeiten willig taten für elenden Lohn, aber unter einem Himmel, der nicht voller Schwerter hängt ... Während sie im ganzen Iran — in einem von der Natur so reich gesegneten Lande — nicht eine einzige Krume Brot ruhig verzehren konnten, findet man dort in jeder Stadt einen Schems ul Hukema, eine Sonne der Weisen; einen Umid el Mulk, die gute Hoffnung der Regierung; einen Schemschir ul Seman, das glorreiche Schwert des Jahrhunderts ... Sehet, das und tausend ähnliche sind die eitlen und nichtssagenden Titel, die je um einen oder drei Piaster, je um ein oder drei oder hundert Pfund das Stück verkauft wurden! ... Solchen eitlen Titeln zuliebe wurde ein Volk barbarisiert, tyrannisiert, beraubt, gemordet — und nicht ein fremdes Volk, ach das eigene Volk! ... In den fünfzig friedlichen Jahren seiner Regierung, in einem halben Jahrhundert seines Glanzes und Ruhmes schuf Naßreddin: einen Kriegsminister, der über keine regulären Soldaten zu verfügen hat; einen Artillerieminister, der keine Kanonen besetzt; einen Minister des Unterrichts, obwohl im ganzen Lande keine öffentliche Schule existiert; einen Minister der öffentlichen Arbeiten für 15 Meter Eisenbahnen; einen Zensor, obwohl in Persien keine einzige Zeitung, keine einzige Druckerei, keine einzige Buchpublikation gestattet war. Naßreddin schuf den Emin ul Mulk, den treuen Hüter der Sicherheit des Vaterlandes, während es weder Sicherheit noch Ruhe für die armen Untertanen vor dem Berauben durch die Regierung gab; er schuf einen Schems ul Mulk, eine Sonne der Regierung, während in keinem Winkel des Landes Licht war; er schuf einen Moalim ul Mulk, einen Doktor der Weisheit der Regierung, während nichts gelehrt und nichts gelernt wurde. — Sehet, das ist es, was die kurze Proklamation des neuen Schachs Muzafereddin von der Vergangenheit und Gegenwart erzählt. Man braucht es nicht zu sagen,

In diesem Falle hatte Dschemaleddin mit einer ihm sonst nicht eigen gewesenen Bescheidenheit eine der wichtigsten Epochen seines Lebens am Hofe Abdul Hamids unterschlagen. Denn Dschemaleddin ist der Urheber einer großen politischen Aktion, der Gründer der modernen panislamitischen Politik, die zu den hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Regierung Abdul Hamids II. gezählt werden wird. Seither ist es das Streben des Sultans, eine Vereinigung aller Bekenner der Lehre Mohammeds herbeizuführen. Nicht bloß die Sunniten, auch die Schiiten, auch alle anderen Sekten des Islams sollen in Zukunft im osmanischen Sultan ihr geistliches und weltliches Oberhaupt anerkennen. Diese Idee, die ein islamitisches Weltreich vom Stillen bis zum Atlantischen Ozean, von China, Jawa und Indien bis Marokko schaffen müßte, wurde dem Sultan Abdul Hamid von dem Scheich Dschemaleddin eingegeben, und die Urgeschichte dieser Idee folgt hier, zum ersten Male nach unanfechtbaren Dokumenten und Mitteilungen erzählt:

Eines Tages sagte Abdul Hamid zum Scheich Dschemaleddin: „Die Zeit ist gekommen, die Aktion zu beginnen!“

---

ihr höret nun selbst, was aus dieser Proklamation für die Zukunft herausklingt, wenn der Schach hält, was er verspricht.“ — Schach Muzafereddin hat nicht gehalten, was er versprach — und noch immer herrschen in Persien die alten Zustände. — Die Titelsucht der Perser ist auch glänzend persifliert im Buche: „Zustände im heutigen Persien, wie sie das Reisebuch Ibrahim Begs enthüllt.“ Aus dem Persischen übersetzt und bearbeitet von Dr. Walter Schulz. (In prachtvoller Ausstattung bei Karl W. Hiersemann in Leipzig erschienen 1904.) Ein fanatischer Mohamedaner und Patriot schildert da mit ungeschminkten Worten die trostlosen Zustände seines Vaterlandes und geißelt ähnlich wie Dschemaleddin und der „Terdschüman“ die Schäden der Verwaltung. Man vgl. Schulz S. 81—88. Acht Seiten Titel!!

Das Schwierigste sollte zuerst überwunden werden: Die Perser, die als Schiiten bekanntlich Todfeinde der sunnitischen Türken sind, wollte der Padischah allen zuvor für die panislamitische Idee, die Vereinigung aller Moslems gewonnen wissen. Scheich Dschemaleddin erklärte sich bereit die Rolle des Vermittlers zu übernehmen. Er schrieb also an die hervorragendsten Muschtehid, die Ulemas der Perser. Von siebzig Muschtehids kamen hierauf Zustimmungsbriefe an Dschemaleddin. Diese Briefe wurden von dem Leibarzte und Sekretär des Scheich Dschemaleddin, dem Spaniolen Dr. Garich, aus dem Persischen ins Türkische übersetzt und von Dschemaleddin dem Sultan überbracht. Nun trat Abdul Hamid selbst in direkte Verbindung mit den geistlichen und weltlichen Häuptern Persiens; er ließ den siebzig Muschtehid ein Sendschreiben zugehen, das folgendermaßen begann: „Der Sultan dankt Euch. Er ist der wahre Kalif und der einzige. Er ist weise und erfahren. Er ist der gerechte Kalif und kennt keinen Unterschied zwischen Sunniten und Schiiten. Er kennt nur Moslems, nur Gläubige. Erkennet ihn alle an, ob Schiiten, ob Sunniten! Denn er ist der einzige und wahre Kalif.“ — Ein persischer Armenier, der als Konsul Persiens in Konstantinopel lebte und auf Urlaub nach Teheran reisen sollte, wurde vom Sultan als Überbringer des sultanischen Sendschreibens nach Persien gewonnen. Die persische Botschaft in Stambul erhielt durch einen Spion, den sie im Sserai angestellt hatte, Kenntnis von dem Plane. Guter Rat war teuer. Da kam der kluge Botschafter des Schachs auf einen wahrhaft genialen Einfall. Er eilte zum Sultan und denunzierte seinen Konsul als armenischen Revolutionär, lieferte schnell hergestellte Beweise dafür, daß der Konsul

an den armenischen Komplotten beteiligt war und verlangte die Erlaubnis des Sultans, um diesen Verbrecher noch auf türkischem Boden verhaften und für seine gegen die Sicherheit des türkischen wie des persischen Staates gefährliche Tätigkeit bestrafen zu dürfen. Wenn man im Jildis Kjöschk von Komplotten hört, dann ist man dort für alles zu haben, dachte sich der persische Botschafter. So war es auch. Der persische Konsul wurde verhaftet und vom Botschafter unter sicherer Eskorte nach Teheran abgeschickt, um dort den Lohn für seinen Verrat zu erhalten! Da erfuhr Dschemaleddin, der auch seine Vertrauten im Palaste hatte, von dem Vorgange. Er begab sich sofort zum Sultan und erklärte kurz und bündig: „Wenn der Konsul, der für den Padischah gearbeitet hat, vom Padischah verraten wird, dann werde ich den Padischah verraten!“ — Am Abend des Tages, an dem Dschemaleddin dies dem Sultan erklärt hatte, berief mich der Scheich nach seinem Konak in Nischantasch und teilte mir alles mit, was oben erzählt ist; denn er befürchtete seine Verhaftung und wollte auf diese Weise die Sicherheit haben, daß die Wahrheit nicht verschwinde. Aber größer noch als des Scheichs Furcht vor der Verhaftung war des Sultans Angst vor Dschemaleddins Drohung. Noch in derselben Nacht wurde Dschemaleddin zum Sultan berufen, und er erhielt die Nachricht, daß bereits Order gegeben worden, den Konsul zu befreien. Tatsächlich wurde der Transport auf telegraphischen Befehl des Sultans in Trapezunt angehalten und der Konsul von den türkischen Behörden aus den Händen der persischen Eskorte befreit.

Zwischen Abdul Hamid und Dschemaleddin blieb trotzdem eine starke Spannung bestehen, und nur selten noch

kam der Scheich seit diesem Ereignis vor des Sultans Angesicht. Er lebte einem Gefangenen gleich in seinem Konak zu Nischantasch, und als er infolge einer Krebskrankheit im Sterben lag, wurde sein Haus umzingelt und alles Schriftliche, das man noch bei dem Sterbenden fand, nach dem Jildis Kjöschk gebracht. —

Abdul Hamid hat indessen die einmal von Dschemaleddin angeregte Idee des Panislamismus immer weiter verfolgt,*) und daß er es mit Erfolg tat, bewies die bekannte Entsendung einer Mission des Sultans zu den Mohammedanern Chinas, die Schiiten sind, und mehr noch der Besuch des Schachs Muzaffereddin im Oktober 1900 in Konstantinopel. Der Schach von Persien weilte als Gast im Jildis Kjöschk beim Sultan der Osmanen. Der schiitische Herrscher schlief friedlich unter einem Dache mit dem sunnitischen Monarchen, der Imam von Persien speiste am Tische des Kalifen. Ist die zwölfhundertjährige traditionelle Feindschaft zwischen den Rechtgläubigen und den Ketzern, zwischen den Befolgern der Überlieferung der ersten drei Kalifen und den Anhängern Alis ausgelöscht worden über Nacht? Der Besuch Muzaffereddins bei Abdul Hamid war ein Ereignis ungeahnt und unerwartet nach allen früheren Vorgängen. Seit dem Bestehen des Islams war fast niemals zuvor ein sunnitischer Fürst mit

*) Die Rolle Dschemaleddins in dieser Angelegenheit übernahm sein alter Gegner Abd el Huda, Haupt des Ordens der Rufai, Großmeister der Pilgerfahrt. Er ist einer der unheilvollsten Ratgeber des Sultans, noch heute in höchstem Ansehen. Seinen Einfluß erlangte er auf folgende Weise: er erzählte, im Traume sei ihm Mohammed erschienen und habe ihm gesagt, daß — solange Abd el Huda am Hofe von Jildis Kjöschk leben würde, das Glück von Abdul Hamid nicht weichen könnte.

einem schiitischen so freundschaftlich zusammengetroffen; besonders aber seit der Sunnite Osman das Türkenreich und der Schiite Ismail das moderne Perserreich begründet haben, ist — wenn man von dem politisch ganz bedeutungslosen Besuche des Schachs Naßreddin beim Sultan Abdul Asis absieht — kein osmanischer Sultan einem Perserkönig anders gegenübergetreten als mit den Waffen in der Hand. Die kirchliche Spaltung, die den Islam gleich nach dem Tode des Propheten in zwei Teile zerriß, ist von Anbeginn bis heute tiefeingreifend in die Schicksale der morgenländischen Völker und Staaten geblieben. Sie war nicht nur von theologischer, sondern auch von politischer Bedeutung gleich der Reformation im Abendlande. Während aber die christliche Kirchenspaltung erst anderthalb Jahrtausende nach der Begründung des Christentums eintrat, entstand die moslemische schon ein Vierteljahrhundert nach der Begründung des Islams. Das Christentum war ein mächtiger Baum, als dessen Gipfel sich in zwei starke Äste zerlegte; der Islam wuchs von der Wurzel aus in zwei immer weiter auseinanderstrebenden Stämmen empor. Auch der Geist, der hier und dort zur Trennung führte, war ein verschiedener. Zwar hat die christliche Lehre oft den Hebel abgeben müssen, der die Staaten und Völker in Kriege stürzte; aber weder der Geist der Lehre, noch der Geist, der die Spaltung in der Kirche verursachte, waren politisch im Ursprung. Im Islam wurde die Theokratie von Anbeginn verknüpft mit der Herrschaft, wie die Seele mit dem Leibe, und die Thronfolgefrage schuf Sunniten und Schiiten. Ob der Schwiegervater oder der Schwiegersohn des Propheten die Erbschaft Mohammeds hätte übernehmen sollen — darüber entzweiten sich die Anhänger

Ebubekrs und diejenigen Alis, und darüber wurden die Nachkommen beider politische und religiöse Gegner für alle Zeiten; und die, welche das Recht gebeugt und sich zum Schwiegervater bekannt hatten, nannten sich: Sunniten, Rechtgläubige; diejenigen aber, die sich für die Legitimität eingesetzt hatten, hießen fortan Schiiten, Abtrünnige.*)

Zwölf Jahrhunderte lang währte ununterbrochener Kampf zwischen Sunniten und Schiiten, verfolgten die einen die anderen, rächten sich diese an jenen. Es ist merkwürdig, daß an der maßlosen Heftigkeit und unmenschlichen Grausamkeit, die diesen Religionshaß und Rassengegensatz kennzeichnen, eine Frau Schuld trägt, als hätten die Unduldsamkeit und Intoleranz, die Mohammeds Religion dem weiblichen Geschlechte bewies, in dieser Weise fürchterlich vergolten werden sollen. Der Schwiegersohn des Propheten, Ali der Gatte der Fatima, hatte Zweifel an der Treue der Aische, der geliebtesten und jüngsten Frau Mohammeds geäußert. Aische selbst zog nun an der Spitze eines Heeres gegen den Schwiegersohn um ihm den Thron streitig zu machen. Einige Jahre danach tötete der Kalif Jesid den in der Wüste bei Kerbela verschmachtenden jüngsten Sohn Alis, den Knaben Hussein. Seither trennte unauslöschliche Feindschaft Sunniten und Schiiten, und die letzteren verwünschten, erst heimlich, dann am Todestage Husseins alljährlich öffentlich die Namen Aische und Jesid. Nach kurzen Waffenstillständen kam es immer wieder zu erneuerten Ausbrüchen. In den Straßen von Bagdad floß abwechselnd das Blut von Schiiten und Sunniten. Mancher Kalif suchte eine Versöhnung herbei-

*) Vgl. Hammers „Geschichte des Osmanischen Reiches", II. Ausgabe, Pesth 1835, Band I 705, 709; II 561.

zuführen. Der siebente Kalif aus dem Hause Abbas, Mamun, der Erwecker der Wissenschaften im Kalifat, ging so weit, daß er Ali ben Musa, den achten „Imam“ oder Abkömmling Alis, zum Schwiegersohne nahm und ihn zum Nachfolger im Kalifat bestimmte. Aber Ali ben Musa erlebte nicht die Regierung, und der sunnitische Eiferer Motawekkil verfolgte die Schiiten wieder mit Feuer und Schwert. Dann allerdings kam ein friedlicheres Jahrhundert; der Kalif Mostanssir begegnete den Nachkommen Alis mit Achtung, und Moiseddewlet aus dem Hause Buje setzte sogar die Feier des Todestages Husseins am zehnten Tage des ersten Monats des Mondjahres als Trauerfest ein; das ist nach moslemischer Rechnung derselbe Tag, an dem Noah aus der Arche, Josef der Sohn Jakobs aus dem Kerker ging; ein Tag, bisher als Freudenfest gefeiert, fortan ein Tag der Trauer und des Wehklagens; ach, nicht bloß ein Tag des Gedenkens vergangenen Jammers, sondern ein alljährlich neuer Leidenstag, denn immer wieder wurde er ein Signal des Kampfes zwischen Sunniten und Schiiten; seine Feier ist mit dem Blute von Millionen in der morgenländischen Geschichte verzeichnet. Zuweilen errangen die Schiiten die Macht: in Ägypten entstand die schiitische Dynastie der Fatimiden, und Bagdad sank unter den Kämpfen der beiden Fraktionen des Islams in Asche und Trümmer; im sechzehnten Jahrhundert endlich gründete der Eroberer Ismael das schiitische Perserreich. Nun rangen miteinander die sunnitischen Herrscher aus dem Hause Osmans mit den schiitischen Schach-Imamen aus dem Hause Ssafi, die längst keine Nachkommen Alis mehr waren, aber die blutige Tradition mit ihren Thronrechten verknüpften. Eine endlose Kette von Kriegen und ver-

räterischen Massenmorden ist so die Geschichte der Beziehungen zwischen Osmanen und Persern geworden. In dieser Kette ist die Greueltat Selims II. das blutigste Glied, eine Tat, die von den Geschichtschreibern hinsichtlich des religiösen Beweggrundes verglichen wird mit den schauerlichsten Massakres der Inquisition, mit den Schrecknissen der Bartholomäusnacht; hinsichtlich der Menge der Opfer: mit dem Gemetzel von Nuschirwan. Es war nicht ein Morden in einer einzigen Stadt, sondern ein Schlachten im ganzen Reiche, eine Niedermetzelung aller Schiiten von sieben bis zu siebzig Jahren. Und Sultan Selim erhielt ob dieser Tat in der osmanischen Geschichte den Beinamen: der Gerechte. — Diese entsetzliche Schlächterei hatte die Wut beider Parteien erschöpft und fortan wird der Haß immer schwächer; er kam nicht mehr in Formen des Verrats zum Ausbruch, nur in offenen Kriegen, denen von Zeit zu Zeit ehrliche Friedensschlüsse Pausen schafften. Sultan Murad III. dachte sogar an eine Ausrottung der alten Feindschaft und schlug vor: „daß künftig kein Schimpf und Hohn gesprochen werde den Gefährten des Propheten, den Vätern der hochgeehrten Imame, und keine böse Nachrede statthabe wider die Mutter der Rechtgläubigen, wider Aische die Keusche.“ Es gab Geschenke von beiden Seiten, ständige Gesandtschaften hüben und drüben.

Doch erst im letzten Jahrhundert ruhten vollständig die Feindseligkeiten, und erst seit der Regierung Abdul Hamids II. hat die Idee der Aussöhnung und Vereinigung aller Mohammedaner, die Idee des Panislamismus Leben, Kraft und Wirklichkeit gewonnen. Der Sultan der Osmanen, dessen Herrschaft mit einem Verluste zahlreicher Provinzen begann, hat im Laufe seiner dreißigjährigen

Regierung das Prestige des Kalifats neu befestigt. Wie er das Ansehen des Reiches in Europa zu heben verstand, so wußte er durch geschickte Agitationen in Asien und Afrika seinem Namen unter allen Moslems Achtung zu verschaffen. Aber sein Streben war von allem Anfang nicht bloß dahin gerichtet, die Sunniten, die in ihm den Kalifen ehren, zu sich heranzuziehen, sondern auch die Schiiten für die Idee des Panislamismus zu erobern. Wenn endlich nach langwierigen Verhandlungen der Schach Muzaffer ed din nach Stambul pilgerte, so war dies — auch wenn es nicht der Wahrheit entsprach, daß der Schach beim Empfang durch den Sultan diesem die Hand küßte — ein Erfolg der Politik Abdul Hamids, wie kein osmanischer Monarch vor ihm einen gleichen erreicht hat. Abdul Hamid hat erfüllt, was die Kalifen Mamun und Mostanßir nur schüchtern zu hoffen wagten, was Murad III. ernstlicher versuchte. Er hat größeren Sieg errungen als je Mohammed II., Selim II., Suleiman der Große oder Murad IV., der Eroberer des persischen Bagdad. Er hat einen Sieg errungen über den zwölfhundertjährigen Abscheu der Schiiten und über einen sechshundertjährigen Haß der Osmanen.*) Er hat eine als unerschütterlich geltende Tradition überwunden, und die Presse von Stambul war berechtigt, zu sagen: „Der Besuch des Schachs beim Sultan bedeutet die Vereinigung sämtlicher Mohammedaner unter

*) In jüngster Zeit ist die persisch-türkische Freundschaft wegen Grenzstreitigkeiten wieder häufig bedroht gewesen. Im März 1906 wurde sogar aus Konstantinopel gemeldet, daß zwischen Persien und der Türkei ein Krieg in Sicht stehe, wenn es den Botschaftern Englands und Rußlands nicht gelingen sollte, die Pforte von der Kriegserklärung abzuhalten. Es ist jedoch gelungen, den Frieden zwischen den beiden islamitischen Staaten vorläufig zu erhalten.

dem Kalifat des Sultans; die Annäherung zwischen Persien und der Türkei erfüllt die mohammedanische Welt mit Freude."

So ist es dem Sultan Abdul Hamid II. gelungen, den Glanz des osmanischen Namens wieder aufzufrischen. Am 30. August 1900, also schon nach vollendeter 24 jähriger, nicht fünfundzwanzigjähriger Herrschaft, beging der Sultan die offizielle Feier seines Regierungsjubiläums. Zum ersten Male, seit das Osmanenreich in Asien und Europa besteht, wurde ein solches Fest gefeiert, erschienen Spezialgesandte aller Staaten, mit denen die Türkei einen ständigen diplomatischen Verkehr unterhält, am Goldenen Horn, um einem Beherrscher der Moslems ihre Glückwünsche zu seinem Regierungsjubiläum dazubringen. Zum ersten Male seit langen Jahrhunderten wandten sich auch die Herzen und Blicke aller sunnitischen Mohammedaner wiederum nach Stambul, denn Abdul Hamid II. ist abermals ein Sultan und ein Kalif, der den Beinamen Ghasi, der Glaubensheld, den jeder Sultan führt, nicht bloß ererbt, sondern auch erworben hat. Wohl verlor er bei Antritt seiner Herrschaft die Hälfte seines europäischen Besitztums, aber die Schuld daran gibt man gern der wirren Wirtschaft, die dem verhängnisvollen Kriege mit Rußland vorausging. Im letzten Kriege mit Griechenland hat Abdul Hamid dafür die militärische Tradition des Osmanentums gerettet, den Ruhm der türkischen Armee neu begründet. Ein tapferes, aber undiszipliniertes Heer mußte er vor drei Jahrzehnten von seinen Vorgängern übernehmen. Die kriegerischen Mißerfolge, welche den Regierungsbeginn des gegenwärtigen Sultans begleiteten, zerschmetterten die damalige türkische Armee und verursachten

den Verlust eines mächtigen Teiles der türkischen Länder. Aber als der Friede seinem Reiche wiedergegeben war, sammelte Abdul Hamid alle Kräfte. Er berief aus Europa militärische Lehrer und erzog eine moderne Armee. Was Selim III. gewollt, was der Janitscharenvertilger Machmud II. versucht hat: die Reorganisation des türkischen Heeres — das ist Abdul Hamid II. gelungen. Osman Pascha konnte bei Plewna nur Lorbeern der Tapferkeit pflücken, aber Edhem Pascha siegte bei Domokos und Pharsalos dank seiner modernen Schulung. Obwohl Abdul Hamid seine stete Sorge der Neubegründung der Armee, und, seit den letzten Jahren, der Vervollkommnung der Flotte widmete, blieb er in der äußeren Politik soweit als möglich ein Freund des Friedens. Kein Sultan vor ihm unterhielt mit allen Mächten so freundliche Beziehungen, wie Abdul Hamid. Er hat es zuwege gebracht, gleich gut mit England wie mit Rußland zu stehen und den deutschen Kaiser zum persönlichen Freunde zu gewinnen. Er hat die traditionellen Erbfeindschaften zu Europas Mächten begraben und das russisch-österreichisch-ungarische Balkanabkommen als eine Garantie für die Integrität des osmanischen Reiches erkannt und angenommen. Dadurch hat er es erreicht, daß die einst so unruhigen Balkanstaaten am Bestande der heutigen Türkei nicht zu rütteln vermochten. Die ehemaligen Vasallen mußten ihre Erbschaftsansprüche vertagen, und einer nach dem anderen pilgerten sie nach Konstantinopel, um dem Sultan zu huldigen. Eines Tages erschien Fürst Ferdinand von Bulgarien, den man schon als einen Unabhängigen zu betrachten sich gewöhnt hatte, am Hofe von Jildis Kjöschk und küßte dem Sultan in Untertänigkeit und Ehrerbietung

ersterbend die Hand. Als im Sommer 1900 in Peking die Not der Gesandten aufs höchste gestiegen war, da tauchte der Plan auf, den Sultan in das Konzert der Mächte in Ostasien aufzunehmen, damit seine Stimme zugunsten der bedrohten Europäer dem moslemisch-tartarischen Heerführer Tunghfusiang Einhalt gebiete. Fast unmerkbar hat sich die Türkei wieder zu einem Staatswesen gewandelt, mit dem die Diplomatie der ganzen Welt rechnen muß. Die Politik Abdul Hamids hat die Feinde der Türkei zunächst dahin gebracht, auf territoriale Aspirationen zu verzichten und in einen Wettbewerb um nur kommerzielle und kulturelle Erfolge einzutreten. Bei fast allen Konflikten, die in letzter Zeit zwischen der Pforte und den Mächten entstanden sind, spielten nur wirtschaftliche oder kulturelle Fragen die Hauptrollen, die Eroberungsmotive früherer Zeiten aber treten nicht mehr in Erscheinung.

II.

Jildis und Babali.

Der Kampf zwischen dem Sserai und der Pforte.

Reform-Irades des Sultans. — Die faule Administration. — System der Verwaltung. — Provinzen und Zentralregierung. — Liberale Ottomanen und moderne Jungtürken. — Der Sultansneffe als Revolutionär. — Ansichten eines Liberalen. — Großwesire einst und jetzt. — Erinnerungen an den Großwesir Dschewad Pascha. — Vom Soldaten zum Marschall. — Mitteilungen Dschewad Paschas über den Sultan, die Kamarilla, die innere und die äußere Politik. — Erinnerungen an den Großwesir Kütschük Saïd Pascha. — Saïd der Mann der Zukunft.

Im Gegensatze zu der verhältnismäßig befriedigenden äußeren Lage ist die innere Situation der Türkei noch immer eine furchtbar verwirrte. Der Sultan selbst war es, der dies zugestand und klar schilderte, als er vor kurzem seinem Großwesir Ferid Pascha befahl, die nötigen Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Sicherheit zu treffen. Der Großwesir machte allen Walis in einem Rundschreiben Mitteilung von dem kaiserlichen Schriftstück, welches eigentlich die Schäden nennt, die bestehen, indem es genau sagt, was verhindert werden muß. Die größte Sorgfalt des Sultans, so heißt es in dem Rundschreiben, ist stets darauf gerichtet, die öffentliche Ruhe und Sicherheit aufrechtzuerhalten und die kaiserliche Gerechtigkeit allen osmanischen Untertanen ohne Unterschied der Rasse und

des Glaubens zuteil werden zu lassen; hierüber seien schon wiederholt dem Wali jeder Provinz Mitteilungen zugekommen, und dieser Standpunkt müsse daher die Grundlage des zu beobachtenden Verhaltens sein, damit die Ruhe nicht gestört werde . . . In den schönen Worten liegt ein tiefer trauriger Sinn. Wiederholt sind den Gouverneuren von der Zentralstelle Mitteilungen gemacht worden; der Draht trug die sultanischen Irades hinaus in das anatolische Land, in die Täler der fruchtbaren Wilajete Kleinasiens, in das armenische Hochgebirge; zu den Ufern des Euphrat und Tigris, in die Wüsten Arabiens, zu den Kurden, Tscherkessen und Arabern; zu den friedlichen Ackerbauern von Chudawenghiar, wie zu den wilden Montefikstämmen, die Bagdad und Bassorah unsicher machen; zu den kriegslustigen Nomaden des Ibn Reschd und zu den entnervten Städtern von Beirut und Tripolis. Aber blitzschnell wie der elektrische Funke sie gebracht hat bis an die fernsten Grenzen des Osmanenreiches, sind sie auch vergessen worden. Süß schlummern solche Verordnungen unter des Paschas Doschek, dem Kopfpolster, so lange, bis aus dem geliebten Istambol ein neuer Befehl kommt und den alten nur verdrängt, um gleiche Ruhe zu genießen; um wie der Vorgänger sein Dasein im friedlichen Kef als papierene Maßnahme abzuschlummern; und während die sultanischen Befehle unbeachtet und unausgeführt bleiben, fressen weiter alle die Übel, die sie beseitigen sollten. Wird es je anders sein? Wird sich auch nur ein einziger Provinzpascha finden, dem die öffentliche Ruhe und Sicherheit mehr wert sind, als die sorgenlose Behaglichkeit seiner eigenen Persönlichkeit; wird nur einer von ihnen seinen Fatalismus abschütteln und mit energischer

Hand einen Strich machen zwischen Recht und Unrecht, zwischen Diebstahl und Eigentum, zwischen Strafe und Mord, zwischen Willkür und Schutz; wird nur einer von ihnen sich mit Herz und Hand zu dem Satze bekennen, daß die Gerechtigkeit allen gebühre ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse? Vernommen haben sie wohl alle die Botschaft, die der Padischah ihnen gesandt hat, aber werden sie sie glauben? Und wenn sie sie glauben, werden sie sie auch verkünden und befolgen?

Nicht müßig und bloß mißtrauisch sind diese Fragen, wenn man der hunderte und aber hunderte Irades gedenkt, die im Laufe der letzten drei Jahrzehnte von Abdul Hamid erlassen wurden, die alle von der Einleitung bis zum Schlusse Wort um Wort das gleiche sagten, und von denen noch niemals eines eine nachhaltige Wirkung erzielte. Und doch war es nie dringender als jetzt, daß endlich solche Worte zur Wahrheit werden. Sollte sich — so steht im sultanischen Erlaß geschrieben — ein „Zwischenfall" ereignen, in welchem von aufrührerischen Elementen die Sicherheit bedroht würde, so muß dieser Zwischenfall sofort lokalisiert werden, „wie man einen Brand erstickt". Wer nun einmal in der Türkei Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie man dort einen Brand erstickt, der wird wahrlich nicht voller Hoffnung sein, wenn die Walis nach diesem Muster verfahren sollen. Da lodert ein ganzes Quartier auf in hellen Flammen, Straße um Straße brennt nieder, die Familien verlieren ihr Eigentum und ihr Leben; aber die braven Janghynwartschi, die Feuerwehrmänner, denken nicht ans Löschen, sondern nur ans Stehlen und Plündern. Diese Methode, „Zwischenfälle" zu lokalisieren, „Brände zu ersticken", die brauchte man den Paschas und Beys gar

nicht erst zu empfehlen, die üben sie ja schon seit jeher; die ist es gerade, welche man ihnen verbieten sollte. Kommt es irgendwo zu einem Zwischenfall, so wird so lange rechts und links massakriert, geplündert, gebrandmarkt, bis das Feld rein ist; lokalisiert und erstickt kann radikaler nicht werden.

Der Beispiele gibt es genug, an denen man dies beobachten kann. Nur die Beamtenschaft ist schuld daran, daß es in so vielen Provinzen immer wieder zu Unruhen kommt, daß namentlich stets von neuem von den armenischen Hochgebirgen das Blut unzähliger Gemordeter racheheischend herniederströmt. Die Orte, an die sich die unvergeßliche Tragik der letztvergangenen Jahre knüpft, in denen der Mord Regent und Richter Lynch das Exekutivorgan ist, sie werden alljährlich neu sichtbar in blutigem Scheine. In Musch, wo kein europäischer Konsul residiert, wo also das Auge der zivilisierten Welt nicht wacht, wo die fremde Kontrolle nicht die Greueltaten registrieren kann, herrscht fast ununterbrochen Anarchie. Da wird getötet von früh bis abends und von abends bis früh. Die kurdischen Räuberhauptleute sind Herren des Distrikts. An ihrer Spitze stehen der berühmte Dschesair Agha von Awasaghpur und Karantz Ali vom Tribus Badikan; letzterer „regiert" seit sechs Jahren, seit er mit einem Häuflein seiner wilden Reiter das armenische Makkabäerkloster stürmte und mit einem Schnitt sechshundert Armenier niederlegte. In einer der größten Provinzen Kleinasiens, in dem zumeist von Armeniern und Kurden bewohnten Wilajet von Wan haben die Behörden nur in der gleichnamigen Hauptstadt Autorität; nur in der Hauptstadt herrscht ihre Willkür, ihre Gesetzlosigkeit; nur in der Hauptstadt können

sie stehlen und plündern. Aber schon außerhalb der Mauern der Stadt erstirbt ihre Macht, da lebt die wilde Anarchie des Kurdenregiments. Mag der Sultan so viel befehlen als er will, daß im Reiche die Gleichheit herrschen solle, die Scheichs der Kurden kennen nur dieses Gesetz: der Giaur, seine Frau, seine Kinder, sein Haus, sein Vieh, alles gehört legitimerweise den Moslems, hier also den Kurden. Und bei solchem Gesetze wird es bleiben, so lange die Pforte sich nicht zur Meisterin dieser Horden macht, sondern sie ermuntert, bewaffnet, ihnen schmeichelt und Gnaden erweist.*) Hat doch der Sultan einmal in den Tagen der armenischen Unruhen in Konstantinopel die Absicht gehabt, sich seine Leibgarde aus Kurden zu bilden; hatte er doch bereits ein Regiment derselben nach Jildis Kjöschk kommen lassen. Damals rafften sich die Botschafter auf, um vom Sultan die Entfernung der seltsamen Leibgarde, welche wie ein drohendes Gewitter über Pera lagerte, zu verlangen. Tatsächlich schickte Abdul Hamid die wilden Söhne Kurdistans wieder heim; aber nicht das Verlangen der Botschafter hatte dies erreicht; sondern eine Drohung der eifersüchtigen albanesischen Leibgarde, in deren Händen das Leben des Sultans sich befand, bewirkte den Erfolg, den die europäischen Diplomaten erstrebten.

In Wan, Bitlis und Musch sind die Kurden die Geißel der Armenier. In anderen Distrikten aber gibt

*) Erst in allerjüngster Zeit scheint der Sultan die Kurden aus seiner Gunst gänzlich verbannt zu haben. Seine beiden Günstlinge Abdurresak und Ali Schamil, kurdische Fürstensöhne, wurden bloß deshalb, weil sie den Stadtpräfekten Redvan Pascha aus Rache umbrachten, nicht bloß vom Hofe verjagt, sondern samt ihren Familien, im ganzen 51 Personen, nach Afrika verschickt und dort durch ein besonderes Tribunal zum Tode verurteilt.

es wieder ewige Kämpfe zwischen Kurden und Kurden. So besteht im Wilajet Diarbekr seit Jahrhunderten eine Erbfeindschaft zwischen den Tribus von Koraketschili und denen von Milli und Chammar. Gegenwätig ist Ibrahim Pascha, der Führer des Millistammes, obenauf, er beherrscht Orfa, Kiki und Mediet und führt seine Reiter bis vor die Tore von Diarbekr, Schrecken verbreitend, brandschatzend, mordend. Die türkischen Behörden wagen nicht, ihm das Handwerk zu legen; stellen ihm, wenn er bedroht wird von Rivalen, selbst ihre Truppen zur Verfügung, um dafür seinen Dank zu genießen. Dieser Ibrahim Pascha muß sich deshalb wirklich als Sultan der Provinz betrachten und schaltet und waltet nach seinen blutgierigen Instinkten. Vor kurzer Zeit kam es zu einem Zusammenstoße dieses Kurdensultans mit den Arabern von Diarbekr. Die Kurden zerschnitten einem Araberstamm die Zeltstricke und raubten die Armreife der arabischen Frauen zum Zeichen der Kriegserklärung. Darauf sandte der geschändete Stamm sechs schwarze Kameele an die sechs Häupter der verwandten Araberstämme, und bald stürmten Zehntausende Araber gegen die Kurden. Ibrahim Pascha wäre unterlegen, aber im letzten Augenblicke brachten ihm — türkische Truppen Hilfe und Rettung. Und so blieb Ibrahim Pascha weiter unbeschränkter Gebieter im Wilajet Diarbekr. Und Ibrahim ist nicht der einzige Typus dieser Art; in Dschesir an den Ufern des Tigris regiert der Kurde Mustafa Pascha; in einer anderen Gegend raufen Sebeddin Pascha von Hasro und sein Vetter Bedri Bey miteinander, und es ist noch unentschieden, wem die Hegemonie zufallen werde. Ähnliche Zustände herrschen im ganzen Yemen. Und wie es in der europäischen Türkei

zugeht, in Mazedonien, Albanien, Altserbien — das lesen wir alle Tage.

Der Sultan, der seinen Frieden mit Europa gemacht hat, strebt unermüdlich danach, auch seinen Völkern Frieden und Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu verschaffen. Aber mit bloßen Irades ist nicht geholfen, wenn die Beamtenschaft ihr System nicht ändert.

Das ist es, was die Liberalen klagen, wenn sie stürmisch nach Reformen rufen. Diese Liberalen, wahrhafte Patrioten, darf man nicht verwechseln mit den modernen Jungtürken, die in Paris Zeitungen und Pamphlete herausgeben, um sich dann durch Gold und Stellen zur Heimkehr nach Stambul und zur Unterwerfung zwingen zu lassen. An der Spitze der heutigen Jungtürken steht Sabah Eddin Efendi, der ältere Sohn des in der Verbannung verstorbenen sultanischen Schwagers Machmud Pascha. Sabah Eddin Efendi, der jugendliche Abkömmling des Reformsultans Abdul Medschid, hat in Paris die Standarte der Empörung gegen Abdul Hamid, seinen Oheim erhoben und verkündete auch ein Programm voll schöner Worte und feierlicher Versprechen. Aber nichts davon ist neu. All das hat man schon seit hundert Jahren, und aus dem Munde sogenannter Jungtürken seit vierzig Jahren, wiederklingen hören. Schon vor vier Jahrzehnten hat Fasyl Pascha in Paris dieselben Programme proklamiert und die Lösung der orientalischen Frage durch die Orientalen angekündigt. Die Ideen des Fortschrittes, der Duldsamkeit und der Freiheit, die Gleichberechtigung der Nationen und Konfessionen, diese Ideen bewegen die Türkei nicht zum ersten Male. Es ist ein Vierteljahrhundert her, seit Midhat Pascha solch: Ideale in die Wirklichkeit umzusetzen

versuchte und kläglich scheiterte, weil er eben Orientale war. Einen größeren Staatsmann und energischeren Reformator als Midhat aber hat die heutige Türkei nicht, darüber darf man sich keiner Täuschung hingeben. Die Parole: Rettung des osmanischen Reiches durch die Osmanen! kann ein schön klingender, mächtig befeuernder Schlachtruf werden — zum Siege zu führen vermochte er niemals und wird es heute weniger als je vermögen, wo der europäische Einfluß in die Türkei immer tiefer eindringt. Alle Versuche, den Orient auf orientalischer Grundlage zu reformieren, sind gescheitert. Diese Idee sogar ist keine originell orientalische, sondern von Metternich ausgesprochen worden. Ägypten, das in der Kultur seit Mehemed Ali viel weiter fortgeschritten war, als die Türkei, konnte sich nicht aus eigener Kraft auf der Höhe der Zivilisation erhalten, sondern erblühte erst zu einem organisierten Staatswesen, als die Engländer es aus seinem morgenländischen Fundament herausrissen und auf die Pfeiler europäischer Institutionen stützten.

Der erste Punkt des modernsten jungtürkischen Programmes — Lösung der orientalischen Frage durch die Orientalen — ist nichts als ein Spiel mit Worten. Nachdem sich die Jungtürken lange Jahre bemüht hatten, einen Kongreß zusammenzubringen, gelang ihnen das große Werk im Jahre 1902. Aber die Resolution, die damals im Palaste des Grafen Lefèvre du Pontalis gefaßt wurde, war wirklich nicht der vielen Mühen wert gewesen. Diese Resolution protestierte gegen das derzeitige Regime in der Türkei, forderte seine Umänderung in ein Regime der Gerechtigkeit, verlangte die Wiedereinführung der Midhatschen Verfassung und erinnerte die Mächte daran: es sei ihre

Pflicht und im Interesse der allgemeinen Menschlichkeit auf einer solchen Durchführung der zwischen der Türkei und den Staaten Europas existierenden Verträge zu bestehen, daß alle Teile des türkischen Reiches daraus Nutzen ziehen. Wie viele Unverständlichkeiten und Widersprüche! Diese Reformer, die so ungeheuer selbstbewußt tun, so gewaltig auf ihre eigene Kraft vertrauen, daß sie den Orient nur durch Orientalen befreien wollen, sie wissen denn doch schließlich nichts Besseres als sich unter Europas Schutz zu stellen; sie, die großen Patrioten, die im Interesse der Wohlfahrt des Reiches wirken wollen, sie fordern die Mächte auf, kraft ihrer Verträge der Türkei an den Leib zu rücken, sich in die inneren Angelegenheiten des osmanischen Reiches einzumischen und dem Sultan die unglückselige Verfassung aufzuzwingen, welche schon einmal als unbrauchbar sich erwiesen hat. Aber verwunderlich ist das alles nicht, denn diese Draufgänger wissen ja gar nicht, was sie wollen. Ein festes Ziel schwebt kaum einem von ihnen vor Augen, und der beste Beweis für die Unhaltbarkeit ihrer Programme ist der Umstand, daß die Zahl dieser Freiheitsmänner von Tag zu Tag abnimmt.

Vor wenigen Jahren existierten ganze Kolonien sogenannter Jungtürken in der Schweiz, Frankreich und England. Sie gaben Zeitungen heraus und agitierten in der europäischen Presse gegen den Sultan. Man erinnert sich noch des Aufsehens, welches die Flucht Murad Beys, eines Freundes des ehemaligen Großwesirs Kütschük Saïd Pascha, machte. Murad hatte mit Saïd ein Reformprojekt ausgearbeitet, und als er Angst vor der Wirkung seiner eigenen Pläne bekam, entwich er nach Paris, predigte die Absetzung des Sultans und sprach genau alles das, was

man jetzt von Sabah eddin hört. Und eines Tages kehrte Murad Bey reuig nach Stambul zurück und lebt seither da behaglich auf des Sultans Kosten. Und Kütschük Saïd war seither wieder — zum dritten Male — Großwesir. Ebensowenig wie Murad Bey widerstanden die meisten anderen Flüchtlinge dem klingenden Golde und den Überredungskünsten des sultanischen Emissärs Achmed Dschellaleddin Pascha (der selbst ehemals ein furchtbarer Revolutionär gewesen); und in Scharen pilgerten sie heim nach den Ufern des Horns, das für sie wirklich vergoldet wurde; sie erhielten ihre Stellen zurück und allerlei Geschenke, Bergwerke, Konzessionen und ähnliche Dinge, die sie ans Land fesselten, auf daß sie sich redlich ernährten. Diese weise Politik des Sultans erreichte mit einem Schlage zweierlei: er drückte die Zahl der im Auslande lebenden Flüchtlinge auf eine winzige herab und diskreditierte die Sache selbst im Inlande wie im Auslande. Eine Zeitlang gab es in allen Schichten des osmanischen Volkes „Patrioten", welche den flüchtigen Gesinnungsgenossen reichliche Gelder zukommen ließen; aber als man zur Erkenntnis kam, daß die Freiheitslieder dieser Helden verstummten, wenn die Emissäre des Sultans auf den goldenen Liras zu spielen begannen, und daß die Jungtürken widerstandslos hinter dem goldenen Kalb hertanzten, das sie nach Stambul zurücklockte, da erstarb die Opferfreudigkeit; und die Hoffnung ward zunichte, daß ein solcher Menschenschlag die Verheißung verwirklichen könnte.

Tatsächlich ist eigentlich nur ein einziger von allen Flüchtlingen unbeugsam und sich selbst treu geblieben: Achmed Risa Bey in Paris, Herausgeber der Zeitung „Meschweret"; und der ist der Sohn eines Türken und

einer Engländerin. Im übrigen aber ist von der großen Legion der revolutionären Blätter, welche im Dienste der jungtürkischen Propaganda standen und früher die ganze zivilisierte Welt überschwemmten, bis heute kaum etwas flott geblieben; oder hält sich noch hie und da eines mühsam über Wasser, wie der „Sandschak“ in Kairo, dessen heimlicher Inspirator Muktar Pascha sein soll.

Die Jungtürken, die in glücklichem Exil in Paris und anderen lustigen Städten Europas leben, sind es nicht, von denen der Türkei das Heil kommen wird, weil sie am wenigsten wissen, was dem Lande nottut, und den geringsten Willen zu ernsten Taten haben. Zum Professor Armin Vámbéry sagte der Sultan einmal: „Ich suche Männer, doch ich finde keine!“ Die Männer, die der Padischah braucht, sind aber doch vorhanden; und wie diese wirklichen Patrioten denken, lernen wir aus Nachfolgendem kennen.

Ansichten eines Liberalen.

Eine Persönlichkeit, die dem Sultan nahesteht, in allen Kreisen Vertrauen genießt und mit der europäischen Gesellschaft regen Verkehr unterhält, übergab mir das nachfolgende interessante Memorandum.*) Dieses behauptet zunächst, der Sultan sei falsch geschildert und falsch beurteilt. Allerdings, er ist furchtsam und schwach. Aber dies erst seit einigen Jahren, seit seine Kamarilla es verstanden hat die Erinnerung an jene Zeit aufleben zu lassen,

*) Eine Abschrift des Memorandums wurde dem Polizeiminister Nasim Pascha übergeben, der sie dem Sultan unterbreitete und deswegen abgesetzt wurde.

wo Abdul Hamid II. den Thron bestiegen hat. Auf solche Weise hält ihn seine Umgebung von dem direkten Verkehre mit der Außenwelt ab. Diese Leute nützen die Abgeschiedenheit des Sultans für ihre egoistischen Zwecke aus. Sie haben das Spionagesystem ausgebildet und diese merkwürdige Presse geschaffen, die nur Schmeicheleien druckt, die als Leitartikel bloß amtliche Publikationen und im übrigen Teile nur Ordensverleihungen bringt. Aller ottomanischen Patrioten Devise ist: Allah, der Sultan und das Vaterland! Diese Patrioten wollen eine reformierte Türkei schaffen, eine Türkei durch die Türkei und für alle Ottomanen ohne Unterschied der Nationalität und Konfession. Trotz der anscheinend unrettbaren Lage des türkischen Reiches, trotz der pessimistischen Anschauungen der fremden Diplomaten und Finanzmänner, ist das Reich noch zu retten durch Energie und durch Heranziehung jener Elemente, die wohl existieren, aber absichtlich nicht entdeckt werden oder sich absichtlich selbst versteckt halten. Die europäische Presse behandelt die Fragen des Orients mit Voreingenommenheit. Sie stützt sich dabei auf jene Paragraphen des Berliner Kongresses, die zuungunsten der Türkei sind, nimmt aber gar keine Rücksicht auf die Paragraphen, die zugunsten des türkischen Reiches verfaßt wurden. Weshalb duldet die europäische Presse die englische Okkupation Ägyptens, die eine der schlimmsten Notzüchtigungen des Völkerrechtes ist? Am ganzen Unglück des türkischen Reiches sind die europäischen Diplomaten nicht minder schuld als die schlechten Walis. Die europäischen Diplomaten haben die Völker der Türkei, die friedlich nebeneinander gelebt haben jahrhundertelang, gegeneinander gehetzt. Die europäische Diplomatie hat kein Mittel gescheut, um den politischen und

ökonomischen Zustand der Türkei zu verwirren. Würden die Rajahs*) nicht mehr zur europäischen Diplomatie sich flüchten, würden vielmehr alle Muselmanen und Christen der Türkei zu erkennen beginnen, daß sie am besten fortkämen, wenn sie alle als Ottomanen, als gleichberechtigte Ottomanen unter dem Schutze des Sultans blieben, dann wäre Hoffnung vorhanden, daß die Türkei einig und stark und wieder existenzberechtigt werden könnte. Dann würden die zersetzenden Einflüsse der europäischen Diplomatie keine Wirkung mehr haben. Die schlechte Art, wie die europäischen Diplomaten in der Türkei ihre Funktionen ausüben, verursacht die schlimmsten Wirrnisse. Die Botschafter unterhandeln selbst in den wichtigsten Fällen nicht mit Palais oder Pforte direkt, sondern lassen alle Angelegenheiten durch die Dragomane ordnen, die in den meisten Fällen nur die Sprachkenntnis, aber keine hervorragende Bildung und Kompetenz und manchmal auch gegenüber ihren eigenen Chefs und gegenüber der Nation, die sie vertreten, nicht die genügende Aufrichtigkeit besitzen. Diese Dragomane werden gewöhnlich dem eingeborenen levantinischen Elemente entnommen; sie haben ihre allgemeine Bildung auf Schulen des Landes, zumeist Schulen untergeordneten Ranges genossen; aber so gering ihre Bildung, so groß ist ihr Gewissen. Sie sprechen anders mit dem Großwesir, den Wesiren und dem Sultan, anders mit den niedriger gestellten Beamten des Palastes und der Pforte, und ganz anders schließlich mit ihren Botschaftern. Sie verfolgen bei den großen Aufgaben, die ihnen von ihren Botschaftern gestellt werden, auch stets ihre persönlichen

*) Die nichtmoslemischen Völker der Türkei.

Zwecke und Vorteile, und die letzteren gewiß mit mehr Geschick, Eifer und Glück als die ersteren. Was ihnen die lässige Führung der Botschaftsangelegenheiten an Zeit übrig läßt, das wird vertändelt an den Spieltischen im Klub oder im Courschneiden, das hier für die Politik nicht Früchte tragen kann wie vielleicht anderwärts. Dabei sind diese Herren, die für alles zu haben sind, wenn etwas zu machen ist, grob und indifferent gegen die Untertanen ihrer Nation. Diese großen Dragomane lassen wiederum kleinere Dienste, besonders solche kaufmännischer Art, von den sogenannten kleinen Dragomanen, den Kapuolan, besorgen; das sind zumeist pfiffige, intelligente Armenier, die aber immer erst auf den eigenen Gewinn schauen und dann erst auf das Interesse der von ihnen Vertretenen. Als England den Vorschlag machte, in Konstantinopel eine Reformkommission zu ernennen, war von allem Anfang an nicht die Rede von einer Überwachung dieser Kommission durch die Botschafter — nein, die Dragomane der Botschafter waren zu Kontrolleuren ausersehen! Die Botschafter spielen nur in der Gesellschaft eine Rolle, in der Politik aber sind die Dragomane ihre Seelen, ihre Zungen, ihre Hände, ihre Füße und ihr Hirn. Kaum zwei oder drei dieser Pseudobotschafter könnte man ausnehmen — alle übrigen sind ein bitteres Übel der europäischen Diplomatie am Bosporus. Und eigentlich wäre heutzutage, da der größte Teil der türkischen Minister die europäischen Sprachen kennt, da alle höheren Beamten des Palastes und der Pforte wenigstens französisch verstehen, da ferner die Botschafter und ihre Sekretäre auch auf den Hochschulen Europas die Kenntnis der orientalischen Sprachen sich aneignen können — die Institution der politischen Dragomane

überflüssig. Es würde durch die Beseitigung dieser anachronistischen Institution eine größere Garantie geschaffen werden für die Geheimhaltung von Verhandlungen der Mächte mit der Pforte. Ohnehin herrscht in den äußeren Angelegenheiten der Türkei genug Verwirrung angesichts der verschiedenen Ansichten und Tendenzen der Mächte, die im getrübten Wasser des Goldenen Horns fischen wollen. Die türkische Regierung kann unter solchen Umständen nur selten leisten, was sie will. Ihr bester Wille wird durch unerwartete, von den Mächten hervorgerufene Komplikationen decouragiert. Wie häufig müssen der Sultan, der Großwesir und der Minister des Äußeren die ganz entgegengesetzten Ansichten und Ratschläge der einzelnen Botschafter in einer und derselben Frage anhören und zu berücksichtigen sich bemühen! Wem kann es da recht gemacht werden? Solcher Verwirrung in der äußeren Politik hält die Verwirrung in der inneren die Wage. Es wäre unmöglich ganz positiv zu behaupten, daß bloß die eine die Folge der anderen sei, sondern richtiger ist es zu sagen, daß beide einander bedingen und ergänzen. Das große Übel in der inneren Politik liegt sowohl in der unglückseligen Zentraladministration als in der Mißwirtschaft der Provinzialverwalter. Der Sultan besitzt eine Sammlung von Photographien aller seiner Angestellten — aber das genügt nicht, um die guten zu entdecken. In der Eisenbahnstation Makrikö bei Stambul ist die Einrichtung getroffen, daß dort direkte Depeschen nach Yildis Kjöschk übernommen werden; auf diese Weise wollte sich der Sultan in direkten demokratischen Verkehr mit seinem Volke setzen! Allerdings müssen dort alle Depeschen, wer immer der Aufgeber sei, angenommen und sofort an den Sultan befördert werden —

aber eine andere Frage ist es, ob sie ihm in Wahrheit zukommen. Zweifellos fehlt dem Sultan die tatsächliche Kenntnis der Zustände. Seine Diener handeln nach ihrem Egoismus, kaum einer denkt an seine Pflicht und dieser eine, wenn er wunderbarerweise vorhanden wäre, würde sie sicher nicht erfüllen. Ein Reich ist wie ein Haus. Wenn Ordnung und Harmonie darin herrschen, dann ist es gut bewacht; zum großen türkischen Reichshause aber haben alle Bösen leichten Zutritt, denn es fehlt hier die Ordnung, die Harmonie; es fehlt der Patriotismus, es fehlt das Prinzip, es fehlt die Gerechtigkeit gegen das Volk, es fehlt die Treue gegen die Regierung, es fehlt die Ehrlichkeit und es fehlt schließlich die Tüchtigkeit! Die Männer, die das Reich verwalten, besitzen weder Bildung noch Ideen, sie kennen das praktische Leben und die Erfordernisse der Politik nur in der Weise, in der sie die ihnen anvertrauten Ämter und Provinzen ausbeuten. Das sind die Ursachen aller Fragen und Klagen; das bringt das Volk zur Unzufriedenheit, zur Verzweiflung; das ruft auf zum Kampfe gegen die Institutionen, die einige Administratoren bereichert, das Volk aber elend und arm gemacht haben. Der ruhigste Mensch wird systematisch zum Revolutionär umgewandelt, und die fremden Agitatoren haben es leicht, das Volk an eine bessere Zukunft glauben zu machen, denn eine schlechtere scheint ihm unmöglich. Christen und Muselmanen leiden gleichmäßig hart. Nur finden die Christen eher Mut zur Kundgebung ihres Unmuts, weil sie auf die christlichen Mächte bauen, während die Muselmanen noch die Furcht der politischen Hilflosigkeit in einem Kampfe gegen das Bestehende von diesem Kampfe zurückhält. Wie oft sagten vornehme Bulgaren: „Nie hätten

wir die Waffen ergriffen gegen den Sultan, wenn er uns gute Walis gegeben hätte." Für die Türkei, wo in den Provinzen die verschiedensten Religionen und Nationen aufeinanderstoßen, ist dies der wichtigste Punkt; aber leider wird gerade er von der Regierung am schlechtesten behandelt. Die Konsequenz davon tritt immer schrecklicher hervor, in politischer wie in ökonomischer Beziehung. Alle Einkünfte des Staates stocken, das Vertrauen der europäischen Kapitalisten, die noch vor wenigen Jahren das Geld für die Prosperität der Türkei leicht hergaben, ist verloren. Wie wehe tut dies, wenn man bedenken muß, daß die Türkei alle Elemente besitzt, die zweifelsohne eine Entwicklung zur Zivilisation ermöglichen würden. Die Religion des Islams stellt dem Fortschritt keine Hindernisse in den Weg. Es gibt kein tugendhafteres Volk als das türkische. Es befolgt die Gebote seiner Religion ehrlich. Diese Gebote werden aber in Europa falsch kommentiert. Voltaire sagte in seiner berühmten Korrespondenz mit Friedrich dem Großen: „Die Araber waren ganz anders liberal als wir Christen. Den von ihnen besiegten Völkern haben sie weiter nichts als einen jährlichen Tribut von 12 Drachmen per Kopf auferlegt. Als die Araber Spanien und die narbonnischen Provinzen erobert hatten, ließen sie den besiegten Völkerschaften unverkümmert Religion, Sprache, Nationalität und Sitten." Und ein anderes Mal sagt Voltaire: „Die Sultane der Türkei haben immer die griechischen Patriarchen beschützt, und die Christen trugen in den Straßen von Stambul ihre Heiligenbilder in langen Prozessionen umher, während in den christlichen Ländern zu gleicher Zeit jeder calvinistische Pastor hingerichtet, jeder seiner Zuhörer auf die Galeere geschickt wurde." Als

Patriot betrachte ich die Religion nur als Nahrung für die Seele, ich gebe ihr keine Rolle im politischen Leben; in politischer Beziehung sind mir Muselmanen, Christen und Juden gleichwertig. Und auch der Sultan denkt ähnlich. Er hat sich seine ganze Regierungszeit hindurch bemüht, Reformen zu schaffen, die allen ohne Unterschied zugute kommen. Er hat zahllose Verbindungen durch Eisenbahnen hergestellt, Erleichterungen im Handel eingeführt, Erfolge der einheimischen Industrie gewonnen; er hat Tausende, ja Zehntausende Schulen im Lande gegründet und unzählige Jünglinge aller Nationen nach Europa geschickt, damit sie dort auf seine Privatkosten in allen Wissenschaften studierten. Allein seine ganze Mühe und sein bester Wille scheiterten daran, daß er in der Wahl seiner Ratgeber, Gouverneure und Diplomaten fast immer unglücklich gewesen ist. Seine Gouverneure hauptsächlich standen selten auf der Höhe ihrer Aufgabe. Statt Harmonie zu schaffen und Toleranz zu üben, waren sie die Urheber der traurigsten konfessionellen und nationalen Konflikte zum Schaden des Gesamtreiches. Natürlich drückt dies alles auf die ökonomischen Verhältnisse, die schließlich am meisten über die Wohlfahrt eines Landes und Volkes entscheiden. Ganz gewaltige Änderungen müssen vor sich gehen, soll die Türkei vor dem Zerfall gerettet werden. Ernste Maßregeln muß die Regierung treffen, um in erster Linie Mißverständnisse zwischen den Einwohnern zu verhüten. Die legitimen Reklamationen der Nationalitäten sollen befriedigt, die Mißbräuche der Administratoren höheren und geringeren Ranges abgeschafft werden. In den Verwaltungen gibt es zahllose überflüssige Beamte — fort mit ihnen! Die anderen honoriere man geringer,

aber pünktlich. Geschieht letzteres, so werden die Beamten gewissenhafter ihren Dienst versehen, dann wird der Staat genug intelligente, fleißige, tüchtige und ernste Männer finden, die ihm dienen wollen. Einige solcher Beamten werden mehr leisten als eine Armee von Angestellten, die ihre Posten durch Geld oder Protektion erwerben und sich durch Erpressungen und Ungerechtigkeiten bezahlt machen. Hat das Volk erst Vertrauen gewonnen in die Unantastbarkeit, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit der Beamten, die zwischen dem Volke und dem Sultan stehen, so wird es sich mutig zur Arbeit wenden, und die Arbeit rettet alles. Verjaget die schlechten Beamten; verjaget die in ihrem Gefolge einherziehenden Agenten, die Angst und Mißtrauen zwischen den Nationen und Konfessionen säen, die den ehrlichsten Menschen verdächtigen um eines kargen Denunziantenlohnes willen, die jedes freie Wort zu einem revolutionären stempeln; verjaget diese Beamten, diese Agitatoren, diese Spione! Ja, wann wird der Tag erscheinen, der das verfluchte Spionagesystem erbarmungslos enthüllt, bis es im Lichte des freiheitlichen Morgenrots in Staub zerfällt? Der Einfluß der Spione ist nie so mächtig gewesen in einem Lande wie heutzutage in der Türkei. In Zeiten, wo monatelang kein Beamter und kein Soldat bezahlt werden, erhalten die Spione pünktlich ihre kolossalen Gagen. Diese Spione sind zumeist Christen und gewöhnlich Armenier. Ihr Einfluß ist so gewaltig, daß die höchstgestellten und bestgesinnten Leute Angst haben selbst vor dem intimsten Freunde den Mund aufzutun — weil der intimste Freund uns verrät. Selbst im Ministerrat spürt einer dem anderen nach, horcht einer den anderen aus und alle rapportieren sie die gefallenen Äußerungen der Kollegen

heimlich ins Palais. Jeder niedriger Gestellte ist der Spion, der gegen den Höhergestellten ausgespielt wird. Diese Spione verkaufen Stellungen und Würden, verleihen Orden und Geschenke. Diese Spione verraten die Geheimnisse der Regierung den Botschaften und erschleichen bei den fremden Gesandtschaften deren Geheimnisse. Diese Spione versorgen die europäischen Zeitungskorrespondenten mit jenen ungeheuerlichen Lügenmeldungen, die der Türkei soviel schaden, den Urhebern aber nützen, weil sie für das Dementieren solcher Nachrichten durch andere Zeitungen vom Palais und der Pforte bezahlt werden. Das letzte, aber nicht geringste Übel ist die demoralisierte und demoralisierende Lokalpresse. Es sollte die Freiheit wenigstens so weit gehen, daß die Zeitungen der Regierung die Mißbräuche der Verwaltung anzeigen dürften. Wäre es nicht besser, daß die Lokalpresse dies täte, daß durch die Lokalpresse die Fehler aufgedeckt und ihre Beseitigung erstrebt und verkündet würde, als daß der fremden Presse Anlaß gegeben wird, gestützt auf Einflüsterungen und Intriguen selbstsüchtiger Spione, sogenannte Enthüllungen zu bringen? Diese Unterdrückung der Lokalpresse,*) die Ersatz in dummen

*) Die türkische Zensur leistet das Wunderbarste, das je auf dem Gebiete der Unterdrückung von Worten und Schriften erlebt wurde. Der türkische Zensor in Konstantinopel konfiszierte einmal die Bibeln der amerikanischen Bibelgesellschaft wegen des Wortes „Mazedonien" in Pauli Epistel an die Thessalonicher und verlangte daß geschrieben werde: „Die Wilajets Salonichi und Monastir." Die alten geographischen Namen der türkischen Länder sind von der Zensur allgemein verpönt und werden aus allen Karten ausradiert. — Daß während der armenischen Unruhen von den Vorfällen in der türkischen Presse nicht gesprochen werden durfte, ist begreiflich. Aber die französische Zeitung „Stamboul" wurde schon deshalb suspendiert, weil in einem Eingesandt ein gelegentlich der Pariser Zarenfeste auch in Konstantinopel

Schmeicheleien oder stillen Erpressungen auf dem Gebiet der gesellschaftlichen Skandalchronik sucht, und der zügel-

geplantes frankorussisches Fest „mit Rücksicht auf die traurigen Ereignisse“ in Stambul abgesagt wurde. — Viele Wörter sind aus dem Repertoire der Zeitung dauernd verbannt, so: Verfassung, Revolution, Freiheit, Attentat, Tyrannei, Anarchist, Thronfolger; von den geographischen Namen — wie Kreta, Bosnien, Armenien, Mazedonien — ganz zu schweigen. Verpönt war der Name Murad, solange der Entthronte noch lebte. Verdächtig ist es, wenn man die Grille erwähnt, die im Türkischen Augustkäferchen heißt; denn Abdul Hamid bestieg im August den Thron seines entthronten Bruders, und mit dem harmlosen Tierchen könnte Böswilligkeit auf den Sultan zielen. Die Zensur unterschlägt nicht bloß ganze Reihen von ausländischen Depeschen, sondern modelt auch die anderen Depeschen, die sie passieren läßt, derartig um, daß der Inhalt häufig ein ganz anderer wird. Das wäre noch verständlich, wenn es sich um türkische Fragen handelte, aber es ist ganz sinnlos, wenn dieser Vorgang beobachtet wird in bezug auf Angelegenheiten, die in gar keinem Zusammenhange mit der Türkei stehen. Als Carnot und Stambulow ermordet wurden, durften die Konstantinopeler Blätter nicht von einer Ermordung sprechen. Sowohl Carnot als Stambulow wurden „während einer Spazierfahrt von einem Blutsturz überrascht“. Die aus Paris gekommene Depesche über den Tod des Schachs Naßreddin wurde von der Pforten-Zensur folgendermaßen zugestutzt: „S. M. der Schach fühlte sich während eines Spazierganges im Garten der Moschee plötzlich unwohl, brach in die Kniee und verschied“ ... Trotzdem wußte man in Konstantinopel sofort die volle Wahrheit und las leicht zwischen den Zeilen, wenn die Zeitungen im Gegensatze zu der Angabe eines natürlichen Todes von einem erschreckenden Ende des Naßreddin sprachen. Auch die Ermordung des serbischen Königspaares sollte den Türken ein Geheimnis bleiben. Am 11. Juni durften die Konstantinopeler Blätter über den Fall noch gar nichts melden, am 12. Juni erlaubte man die Publizierung einer Depesche, welche kurz „das Ableben des Königs Alexanders“ konstatierte. Es wurde hierauf wörtlich noch folgendes verlautbart: Tagesneuigkeiten. Tod des Königs von Serbien. Der König Alexander ist in letzter Nacht gestorben. Heute wurde diese Proklamation an das serbische Volk erlassen: „König Alexander ist tot. In diesem ernsten Moment ...“ (usw. folgt die bekannte Proklamation

lose unkontrollierte und unkontrollierbare Nachrichtendienst der europäischen Presse verursachen zweifellos mit die bedauerlichsten Konsequenzen für die äußere Politik der Pforte und für ihre Verhältnisse mit den Mächten, die durch die fremde Presse in leidenschaftlichen Vorurteilen gegen die Türkei erhalten bleiben. Verschärft werden die Verhältnisse durch den Mangel an tüchtigen Repräsentanten der türkischen Regierung im Ausland. Die diplomatischen Repräsentanten des Sultans müßten den europäischen Diplomaten ebenbürtig sein, wenigstens in Bildung und Benehmen, und im Ausland nur das eine Ziel vor

---

nebst den Unterschriften der Minister). Ferner: „Die Leiche des Königs wird im Konak aufbewahrt. Das neue Ministerium veröffentlichte nachmittags dieses Communiqué: Um die Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten, beeilten sich alle politischen Gruppen, ein Einvernehmen mit der provisorischen Regierung zu treffen. Letztere tut alles, um die Ordnung und Ruhe im Lande zu sichern, welche übrigens nirgends gestört sind." Soweit die Meldungen. Dazu schrieben die Blätter aus Eigenem: „Die Nachricht vom Tode S. M. des Königs von Serbien wurde gestern (Donnerstag) nachmittags bekannt. Sofort sank die Flagge der Gesandtschaft auf Halbmast. Mehrere Mitglieder der Diplomatie und der Gesellschaft von Pera kondolierten der serbischen Gesandtschaft." — Endlich brachten die türkischen Zeitungen, ebenfalls unter „Tagesneuigkeiten" folgendes (und zwar an dritter Stelle): „Die Leiche des Königs Alexander wurde im Familiengrabe der Obrenovicse beigesetzt, in der Kapelle des Friedhofes von St. Marcus. Die Zeremonie dauerte von 1/2 2—3 Uhr früh. — Heute dauerte der Zudrang der Leute zur serbischen Gesandtschaft fort. Mehrere Missionschefs machten dem serbischen Gesandten, S. E. General Sava Gruitsch, Kondolenzbesuche. Einige andere Mitglieder der Diplomatie schrieben sich auf der Gesandtschaft in einem ad hoc aufgelegten Bogen ein. Alle im Bosporus ankernden fremden Stationäre hißten Trauerfahnen." — Das ist alles. Kein Wort von dem Tode der Königin und ihrer Brüder. Und diese Komödie wurde fortgesetzt, trotzdem in allen Restaurants schon die ausländischen Blätter, welche alle Details brachten, offen auflagen! . . .

Augen haben: ihrer Regierung Achtung zu verschaffen und auf diese Weise zwischen der Pforte und den Mächten freundliche und aufrichtige Beziehungen herzustellen. Aber kaum zwei oder drei unserer ausländischen Diplomaten sind diesem Muster entsprechend. Im Trinken und flotten Verbummeln der Zeit mit Frauenzimmern suchen sie die europäische Zivilisation, und ich denke an Reschid Paschas, des großen Großwesirs, treffendes Wort: „Ich schicke meine Leute nach Europa, damit sie zivilisiert werden; aber sie kehren zurück bloß syphilisiert!“ ... So trostlos ist also die Situation. Aber verzweifelt ist sie nicht, wenn es gelingt, dem Sultan die Kenntnis der Wahrheit zu vermitteln. Gelingt dies, so ist die Rettung des Reiches möglich, denn der Padischah muß begreifen, daß in der Reform allein das Heil ist; und Abdul Hamids bewährtes politisches Geschick würde Mittel und Wege finden, um den Übergang schnell und leicht zu bewerkstelligen. Bleibt aber dem Sultan die Wahrheit verborgen — dann wehe der Zukunft dieses Landes!“ — — —

Die ganze Situation spiegelt sich am besten in der Stellung wieder, die heute der Großwesir gegenüber dem Palaste — richtiger der Kamarilla — einnimmt.

Ssadrasam, den hohen Lastträger, so nennt die türkische Sprache den Großwesir, der berufen ist, die erste Säule des Reiches und die Stütze des Sultans zu sein; und in früheren Zeiten war er auch der unumschränkte Bevollmächtigte, das sichtbare Ebenbild des unsichtbaren Padischah, sein vollgewaltiger Stellvertreter, der oberste Vorsteher aller Zweige der Staatsverwaltung, der Mittelpunkt des Landes, der Hebel der Regierung. Der Sultan, der Schatten Gottes auf Erden, blieb gewöhnlich in der

unnahbaren Zurückgezogenheit; die ganze Wirksamkeit seiner Allmacht aber war in der einen Hand des Großwesirs zusammengedrängt, der des Herrschers anderes und tätiges Ich war. So war es immer und schon in den ältesten Zeiten im Morgenlande; die Geschichte des Orients berichtet von Piran, dem weisen Minister von Turan und von Dschamasb, dem iranischen Zeitgenossen Zoroasters; von Bisirdschemihr, dem Wesir Nuschirwans des Gerechten; von Joseph am Hofe der Pharaonen; von Aaron, dem Wesir des Mose, von Daniel am Hofe zu Susa und von Assaf, dem Wesir des Königs Salomo. Die türkische Geschichte, die sich nach orientalischer Historierweise gern aus Geschichtchen zusammensetzt, erzählt auch von der Begründung des Großwesirats im Reiche Osmans in der Form einer gefälligen Tradition. Diese bezeichnet als ersten Großwesir den Alaeddin Pascha,*) den Sohn Osmans, des Begründers der Dynastie. Osman hinterließ zwei Söhne: Urchan und Alaeddin. Urchan wurde Kaiser; dem Testamente des Vaters zufolge sollte er das große Erbe an Gütern und Herden mit dem Bruder teilen. Aber statt der Hälfte von Pferden, Rindern und Schafen erbat sich Alaeddin bloß das kleinste der Dörfer zu seinem Sitze. Da sprach Urchan: „Wohlan mein Bruder! Dieweil du

*) Den Titel Pascha führten damals außer Alaeddin und Suleiman, dem Sohne Urchans, nur noch drei Gelehrte. Hammer sagt folgendes über die Grundbedeutung und Ableitung des Wortes: Pascha ist zusammengezogen aus dem persischen Pai Schah (Fuß des Schah) und ist ein Rest jener uralten persischen, von Xenophon überlieferten Staatseinrichtung, nach welcher Cyrus seine Staatsbeamten seine Füße, Hände, Augen, Ohren und Zungen nannte. Die Paschas sind als Statthalter, Heeresanführer und Wesire die Füße des Herrschers.

die Herden von Pferden, Rindern und Schafen nicht als Eigentum besitzen willst, so weide mir die der Völker als Hirt, als Wesir!" Und so wurde Alaeddin, der Bruder des zweiten Herrschers der Osmanen, der erste Wesir des Reiches — mit dem Kaiser-Bruder die Geschäfte und Sorgen der Regierung teilend. Und während Urchan das Schwert des Eroberers handhabte, führte Alaeddin die Feder des Gesetzgebers in dem emporsteigenden Reiche, das er durch weise Einrichtungen von innen wie Urchan durch gewaltige Siege von außen befestigte.*)

Auch der zweite Großwesir entstammte dem Hause Osmans: das war Suleiman, Urchans Sohn, der Besieger des Hellespont, der erste osmanische Feldherr, der siegend europäischen Boden betrat. Nach seinem Tode blieb die Würde des Großwesirs ein Jahrzehnt lang unbesetzt. Dann wurde zum ersten Male ein Mann aus dem Volke, Kara Chalil Dschendereli, gerannt Chaireddin Pascha, mit dem höchsten Staatsamte bekleidet; und seither ist das Großwesirat eine ständige Einrichtung des Osmanenreiches geblieben. Chalil Dschendereli ist der Erfinder des stehenden Heeres und der Rekrutierung der Janitscharen durch Christenkinder. Er war auch der erste, der als Greis das schwerste der Ämter übernahm. Er hatte noch den Sarg Osmans zu Grabe geleitet, Urchans fünfunddreißigjährige Regierung überdauert und sich unter dem ersten Dezennium der Muradschen Herrschaft der Verdienste so viele erworben, daß er wahrlich der Würdigste war; denn damals suchte man noch für die höchsten Würden die Würdigsten. Fast

*) Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, bezeichnet das Jahr 728 = 1327 als dasjenige, in dem Alaeddin zum Großwesir ernannt wurde.



zwei Jahrzehnte, bis zu seinem hundertsten Jahre,*) verwaltete er dieses Amt mit solcher Weisheit und Gerechtigkeit, daß die Sultane in seiner Familie das Großwesirat durch eine lange Reihe von Jahren vom Vater auf den Sohn übergehen ließen;**) bis zur Eroberung Konstantinopels bestand sonach eine Großwesirsdynastie neben der Sultansdynastie. Dem Kara Chalil folgte der Sohn Ali, diesem wieder der Sohn Ibrahim ***) als Großwesir Mohammeds I.,

*) Er starb, nach Hammers Angabe, im Jahre 788 d. H.

**) Solches hatte sich im Morgenlande früher schon zweimal ereignet, indem sich die höchste Würde des Staates nach der des Herrschers in der Barmekidenfamilie unter dem Kalifat und in der Familie des Nisamul-mülk unter den Seldschukiden vererbt hatte.

***) Kantemir sagt in seiner Geschichte der Osmanen von Ibrahim: „Die Türken nennen ihn ihren Ulysses. Vom Sultan erhielt er den Titel Chan, der im Orient sonst nur den Königen von Persien und in der Tartarei beigelegt wird. Ibrahim hat 41 Tage lang den Tod des Sultans Mohammed I. verheimlicht und regierte während dieser Zeit ganz allein. Den Titel Chan haben seine Nachkommen behalten; sie hießen Ibrahim Chan Ogli, Nachkommen des Ibrahim Chan, und sind das angesehenste, mächtigste und reichste Geschlecht im ganzen türkischen Reich. Man wird in diesen Ländern kaum eine Stadt von einigem Ansehen antreffen, wenn sie anders zu Ibrahim Chans Zeiten unter türkischer Botmäßigkeit gestanden ist, die sich nicht rühmen könnte, daß er dort eine Moschee und die dazu gehörigen Einkünfte gestiftet. Alle Mitglieder dieses Geschlechts folgten seinem Beispiele. Die Nachkommen dieses Ibrahim haben keine rechtmäßigen Gemahlinnen, weil sie sich einbilden, daß kein Geblüt ihrer würdig sei. Daher wählen sie sich, wie die Sultane, nur Sklavinnen. Zufolge einer Verordnung ihres großen Ahnherrn bewerben sie sich um kein Amt und bekleiden nur das Amt des Tewlijet oder Aufsehers über jene Dschami, die von ihnen selbst oder ihren Vorfahren gestiftet sind. Wenn aber das Reich in Not gerät und ihren Beistand erfordert, sondern sie freiwillig eine Verstärkung von Truppen in das Lager, die sie auf ihre eigenen Kosten anwerben und mit Waffen versehen. Sie genießen die größte Ehre von dem Sultan. Zweimal jährlich macht er seinen Besuch bei ihnen, speist mit ihnen bei einer herrlichen Mahlzeit und gestattet ihnen öfter

dann noch acht Jahre als Großwesir Murads II. Dann kam, als sechster der osmanischen Großwesire, und als vierter aus dem Hause Dschendereli wieder ein Chalil, Sohn Ibrahims ans Ruder. Während seiner Großwesirschaft dankte Murad II. zweimal ab und übergab seinem Sohne Mohammed den Thron. Auf Chalils Drängen kehrte aber Murad zurück, und erst nach dessen Tode konnte Mohammed II. unbeschränkter Herrscher bleiben. Der junge Sultan verzieh dem Großwesir, daß er ihn zweimal aus der Macht verdrängt hatte, und behielt Chalil als Großwesir. Es war zur Zeit der Eroberung Konstantinopels. Vor den Toren dieser Stadt vergaß Chalil die edle Abstammung seines Hauses und knüpfte, durch Geld gewonnen, feindliche Beziehungen mit den Griechen an; er wurde der erste der bestechlichen Großwesire; und damals strafte man noch Bestechlichkeit: Chalil wurde geköpft. Es war die erste Hinrichtung eines Großwesirs. Die bestechlichen Großwesire sind seither keine Seltenheit mehr gewesen; und auch die hingerichteten blieben seit damals eine ständige Rubrik der osmanischen Staatsgeschichte. Nachdem Mohammed II. so mit dem Kopfe Chalils — wie der Geschichtsschreiber sagt — auch den Stamm der Macht dieser Nebenherrscherfamilie abgeschlagen hatte, versuchte er ein Jahr allein zu regieren. Dann fand er die Last zu schwer und besetzte den Posten wieder, überließ dem Großwesir aber nur die Führung des Heeres, während er im Ministerrate selbst den Vorsitz führte. Wie er nun

Zutritt als jemand anderem. Wenn sie zu ihm kommen, so hat der Sultan die Gewohnheit, daß er etwas von seinem Sitz aufsteht und erweist ihnen Ehre wie dem Mufti oder Großwesir.“ Kantemir kannte — Ende des 17. Jahrhunderts — einen Nachkommen Ibrahims.

dazu kam, dem Großwesir die ganze alte Macht zurückzugeben, darüber berichtet abermals eine anekdotische Tradition: Unter dem Großwesirate Achmed Paschas des Zahnlückigen, des Eroberers von Otranto, geschah es, daß eines Tages ein lumpiger Turkomane im Diwansaale erschien und in der groben Mundart seiner Landsleute fragte: „Welcher von euch ist denn der glückliche Kaiser?“ Mohammed erzürnte darob und der schlaue Großwesir ergriff die Gelegenheit, dem Sultan vorzustellen, daß, um seine geheiligte Person künftig solcher entwürdigenden Mißkennung nicht auszusetzen, es besser sein würde, auch die Geschäfte des Diwans dem Großwesir zu überlassen.*) Und so geschah es. Auch das Schauspiel der Vererbung wiederholte sich; in der Familie Köprili ging das Großwesirat auf mehrere Mitglieder dieses Hauses nacheinander über.

Die machtvolle Stellung, die der osmanische Großwesir fortan einnahm, dokumentiert sich schon in Äußerlichkeiten. Die Macht des Großwesirs, sagt ein alter Schriftsteller, war ebenso stark, wie die des Großherrn, der sie ihm verlieh; nur ein Todesurteil durfte er nicht unterschreiben, ferner war es ihm nicht gestattet einen Janitscharen zu verurteilen, wenn der Janitscharenchef nicht anwesend war. Des Großwesirs zehn Vorrechte vor allen anderen Wesiren waren: die Bewahrung des kaiserlichen Siegels, womit nach dem Diwan die Türen des Schatzes und der Kammer versiegelt wurden; das Recht einen eigenen Diwan zu halten, nämlich alle Nachmittage in

*) Nach Hammer gab es bis Murad I. nur den einen Wesir, den Großwesir. Murad aber verlieh 1386 auch dem Timurtasch den Titel eines Wesirs, d. i. eines Paschas mit drei Roßschweifen. Mohammed II. stellte dem Großwesir noch drei Wesire an die Seite.

seinen Palast*) die übrigen Minister zu berufen, die Begleitung des Hofmarschalls und aller Tschausche von seinem Palast in das Serai und von da zurück, und an Feiertagen auf dem Zuge in die Moschee; die Aufwartung der Kadiaskere (Heeresrichter) und Defterdare (Zolleinnehmer) alle Mittwoche im selben Staatsturban, in dem sie bei Hofe erscheinen; die Aufwartung der Herren des kaiserlichen Steigbügels alle Montage im Diwan; der feierliche Aufzug zur Verrichtung des Gebets am Freitag in der Moschee unter Begleitung der Tschausche (Staatsboten), Tschaschnegire (Truchsesse), Mutaferrika (Hoffouriere) in ihren Staatsmützen; die wöchentliche Aufwartung des Janitscharenaga, der zu den anderen Wesiren nur allmonatlich gehen mußte; die Runde der Stadt und der Märkte unter Begleitung des Richters von Konstantinopel, des Janitscharenaga, des Marktvogtes (Muchteßib) und des Stadtvogtes (Ssubaschi); die wöchentliche Aufwartung der Gesetz-Würdenträger und der Sandschakbege mit Staatsturban und im Festkleide, während sie zu den übrigen Wesiren nur selten und in Alltagstracht gehen mußten;

---

*) Die Hohe Pforte genannt. Hammer sagt: „Bei den Persern wurden, wie Xenophon erzählt, alle Geschäfte an der Schwelle des Tores geschlichtet und dem Könige wurde das Tor gemacht, d. i. der Hof am Tor gemacht. Auch bei den Byzantinern umstanden die Großen des Reiches den Kaiser in der Gestalt eines griechischen P., des Anfangsbuchstabens des Wortes πυλη, die Pforte. — Auf der Hohen Pforte ist die Wohnung des Großwesirs und der Mittelpunkt aller Geschäfte des Reiches; hier erteilt er den fremden Gesandten ihre Ankunfts- und Abschiedsaudienzen, bewirtet in den Nächten des Ramasan die Minister der Pforte, hält den ordentlichen Diwan, spricht Recht über Leben und Tod und läßt das vom Padischah unterzeichnete Todesurteil vollziehen. Hier sind die Kanzleien aller Ministerien der äußeren und inneren Angelegenheiten.“ (Hammer, Geschichte des Osmanischen Reiches, I 579.)

endlich: der feierliche Glückwunsch an den beiden Beiramsfesten vonseiten der Wesire.

Guer *) erzählte um 1747: „Der Großwesir hat einen großen Gehalt,**) und lebt in entsprechender Weise. Er hat wie der Sultan einen eigenen Hofstaat mit zweitausend Offizieren, Beamten und Dienern. Wenn er bei irgendeiner Zeremonie im Publikum erscheint, trägt er auf seinem Haupte einen Turban mit Federbusch, Diamanten und anderen kostbaren Steinen, der an Pracht nicht viel hinter dem sultanischen Turban zuückbleibt. Sein Rang ist höher als der aller anderen Paschas; höher sogar als der des Paschas von Kairo oder früher des von Ofen. Er ist der direkte Vertreter des Großherrn, der Minister und Verdolmetscher der Gesetze. Jedermann kann seine Klagen vor dem Großwesir vorbringen, und gewöhnlich fällt er in solchem Falle auch selbst das Urteil; nur wenn er sehr beschäftigt, schickt er die Angelegenheit dem Gerichte zu. Der Großwesir ist sehr reich. Außer seinem Gehalte bekommt er vom Sultan bei jeder Gelegenheit viel Geld; zuweilen macht der Sultin ihm einen Besuch, und nie geht ein osmanischer Monarch fort, ohne reiche und kostbare Geschenke bei dem Besuchten zurückzulassen . . . In Friedenszeiten stehen dem Großwesir je ein Regiment Infanterie und Kavallerie als Leibgarde zur Verfügung. Die Truppen erhalten außer ihrer Ration per Mann drei Taler monatlich, in Kriegszeiten das Doppelte. Die Ställe des Groß-

---

*) Guer, Mœurs et usages des Turcs, leur religion, gouvernement civil, milit. et polit. 2 vols. 4°. Paris 1747.

**) Gegenwärtig hat ein Großwesir etwa 2000 Pfund monatlich; das Ruhegehalt beträgt nur 300 Pfund monatlich. Der Großwesir behält auch nach seiner Absetzung den Titel „Hoheit".

wesirs sind immens; er hat zweihundert Schlachtpferde inländischer und ungarischer Zucht, hundert Stuten für gewöhnliche Ausritte, acht Prachtkarossen, zwei Sänften, hundert Rosse für die Suite, fünfhundert Kamele und ebensoviele Maultiere für sein Gepäck . . . Wenn der Großwesir nach seiner Ernennung zum ersten Male zur Audienz beim Sultan sich begibt, dann bilden die Janitscharen von seinem Palaste bis zum Serai Spalier. Der Mufti, die anderen Wesire, die Kadiaskere, die Paschas und die hervorragendsten Beamten der Pforte begleiten ihn. Der Sultan empfängt ihn feierlich, schenkt ihm eine mit Zobel gefütterte Brokatweste, und man bricht vom sultanischen Turban zwei Reiherfedern ab, um den des Großwesirs damit zu schmücken. Dann wird der Großwesir, indem der Sultan ihm die Zeichen seiner Würde und die Standarte des Propheten überreicht, als Verteidiger und Ausbreiter des Islams beeidigt. Nach der Audienz schreitet der Großwesir, die Standarte des Propheten tragend, zu Fuß bis zum Platze, wo sein Roß ihn erwartet und reitet in feierlichem Zuge wieder zurück. Findet die Zeremonie nicht in der Hauptstadt, sondern im Felde statt, so wird die Armee in Schlachtstellung gebracht . . . Nicht ganz so prunkvoll, aber doch glänzend genug vollzieht sich auch der jedesmalige Ritt des Großwesirs zum Diwan im Serai, der viermal wöchentlich gehalten wird:*) Sonnabend, Sonntag, Montag, Dienstag. Dem Großwesir gehen dann voraus die anderen Wesire, der Kadiasker oder Heeresrichter, der Defterdar oder Buchführer der Rechnungskommission und der Nischandschi oder Sekretär für

*) Gegenwärtig nur zweimal: Sonntag und Mittwoch.

den Namenszug des Sultans und die anderen Würdenträger, die am Diwan teilnehmen. Bei der Tür des Ratssaales bleiben die Wesire mit übereinandergeschlagenen und in den weiten Ärmeln versteckten Händen stehen und lassen den Großwesir als ersten passieren, worauf ihm die anderen Mitglieder des Diwans in solcher Reihenfolge nachkommen, daß die im Zuge zuerst Gewesenen nun die letzten bleiben. Beim Durchschreiten des Spaliers grüßt erst der Großwesir, worauf die anderen antworten. Im Saale nimmt der Großwesir auf dem Diwan Platz; ihm zur Rechten sitzen die Wesire und der Heeresrichter, ihm zur Linken der Defterdar und der Nischandschi; der Staatssekretär der äußeren Angelegenheiten, der Reis Efendi, sitzt zu Füßen des Sofas. Das Staatskleid, das der Großwesir im Diwan trägt, ist aus feinster Seide, mit Hermelin besetzt und mit langen Ärmeln, die auf dem Rücken gebunden werden; der Turban für den Diwan ist dreieckig, eine halbe Elle hoch, rundum schön gefaltet und vorn mit einer breiten Goldborte besetzt . . . Viermal wöchentlich hält der Großwesir auch in seinem eigenen Palaste für das Volk einen Diwan: Montag, Mittwoch, Freitag und Sonnabend; da hat jedweder zu ihm Zutritt, an seiner Seite befinden sich dann bloß die Kadiaskere von Anatolien und Rumelien; der erstere mehr als Zuhörer, der letztere als eigentlicher Richter. Der Saal, in dem der Großwesir das Volk empfängt, hat als einziges Möblement lange Bänke mit Matratzen, auf denen die Anwesenden hocken. Der Saal hat keine verschließbare Tür zum Zeichen, daß er für alle, ob Arm oder Reich, Greis oder Kind, Mann oder Frau jederzeit offen stehe." —

Aber all den Glanz und Reichtum des Großwesirs,

all seine übermenschliche Macht konnte ein einziger Augenblick vernichten. Die Allgewalt in den Augen des ganzen Volkes war ein Nichts in den Augen des Sultans, der den Großwesir nur so lange ehrte oder fürchtete, als er wollte, und ihn in jenem Momente in das Nichts zurückschleuderte, wenn Zorn oder Laune es verlangte. Die fünfunddreißig Herrscher aus dem Hause Osmans haben in fünf Jahrhunderten nicht weniger als zweihundert Großwesire verbraucht. Ich habe mir die Mühe genommen, eine kleine Statistik über das Kommen und Fallen der Großwesire zusammenzustellen: Von den 200 osmanischen Großwesiren starben im Amte und eines natürlichen Todes nur 27. Abgesetzt wurden etwa 100. Auf ihr Ansuchen in Gnaden entlassene Großwesire gab es nur 3. Etwa 40 starben eines gewaltsamen Todes während ihrer Wirksamkeit: einer verunglückte auf der Jagd, 6 fielen in der Schlacht, 8 waren Opfer eines Aufruhrs oder einer Rache, 22 wurden auf Befehl ihrer Herrscher hingerichtet. Nur gering ist die Zahl derer, die mehrere Jahre nacheinander im Amte blieben. Ein Jahrzehnt oder mehr war nur Auserkorenen beschieden. Dagegen gab es solche, deren Macht nach Monaten zählte, zu Dutzenden. Und wie viele hatten gar bloß Tage oder Stunden zur Verfügung! Der am kürzesten im Amte war, das war Surnasen Mustafa Pascha, ein Großwesir Mohammeds IV., der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts regierte: Surnasen Mustafa Pascha war nur vier Stunden lang Großwesir. Ein anderer, Musa, kam gar nicht dazu, seine Herrlichkeit leuchten zu lassen; er wurde aus der Provinz zum hohen Amte berufen, aber ehe er noch in der Hauptstadt eingetroffen war, hatte sich der Sultan eines Besseren besonnen, den Musa abge-

setzt und einen anderen zum Großwesir ernannt. Am ärgsten ging es wohl unter dem Sultan Mohammed IV. zu; in vierzig Jahren brauchte dieser 19 Großwesire. Einer derselben, Köprili Mohammed, diente 5 Jahre und starb eines natürlichen Todes; ihm folgte sein Sohn Köprilisade Achmed Pascha, der sogar 16 Jahre im Amte zu bleiben vermochte. Zieht man diese beiden Großwesire ab von den 19 und ihre Amtszeit von der Regierungszeit des Sultans, so bleiben nunmehr 17 Großwesire für 19 Regierungsjahre. Die meisten standen nur monatelang im Dienste. Im Jahre 1656 allein gab es 5 Großwesire. Ein orientalischer Chronist sagte bezeichnend: „Die Großwesire kommen und gehen wie Aktenstücke.“ Schließlich wurde der Sultan selbst abgesetzt . . . Ein ähnlicher Großwesir-Verschlinger wie Mohammed IV. war Machmud I.; er hatte in 24 Jahren 16. Mustafa III. hatte 9 Großwesire in 16 Jahren; unter Mohammed III. regierte ein Großwesir durchschnittlich 9 Monate, unter Osman III. nur 6 Monate. Achmed III. hatte in 27 Jahren 14 Großwesire, Murad III. war in 19 Jahren mit 11 zufrieden. Die ersten Sultane waren anspruchslos: Urchan hatte nur einen einzigen Großwesir, seinen Bruder Suleiman; Mohammed II., der Eroberer von Konstantinopel, hatte in 30 Jahren nur 6 Großwesire, darunter keinen Türken von Geburt, sondern Illyrier, Albanesen, Karamanier und Griechen. Suleiman I. hatte in 46 Jahren nur 9 Großwesire, sein Nachfolger Selim II. in 8 Jahren gar nur einen. Der Großwesir Sinan Pascha kam fünfmal zur Herrschaft und starb dann im Amte eines natürlichen Todes. Der Großwesir Chalil Pascha verstand es, unter vier Sultanen in gleich hoher Gunst zu bleiben. Unter Abdul Hamid II. ist Stabilität im Großwesirat, wie

in allen anderen Departements der Verwaltung das Prinzip des Herrschers; nur in den Zeiten der armenischen Unruhen wurde der Großwesir häufiger gewechselt.

Der kürzlich verstorbene ehemalige Großwesir Achmed Dschewad Pascha war einer der interessantesten und bedeutendsten Männer im Osmanenreich. Man wird ihn dereinst vielleicht den „letzten Großwesir“ nennen, denn seit seinem Sturze ist die Würde des Großwesirats, die durch Jahrhunderte der sultanischen fast ebenbürtig gewesen ist, häufig letztere überragt hat, zu einer völlig unansehnlichen, bedeutungslosen geworden.

Dschewad Pascha war zum höchsten Amte im Staate aus tiefster Stellung Stufe um Stufe emporgeklommen und erreichte es, als er nur wenig mehr als vierzig Jahre zählte. Sein Vater war ein einfacher Defterdar oder Steuereinnehmer im Wilajet Syrien und lebte zumeist in Damaskus. Dort wurde auch Achmed Dschewad geboren. Später zog der Defterdar nach Konstantinopel, wo sein Sohn in der Militärschule von Pankaldi seine Studien absolvierte. Dschewad zeichnete sich schon damals durch seinen Fleiß und seine Tüchtigkeit aus. Nach dem Verlassen der Militärschule wurde er zuerst dem großen Generalstabe zugeteilt und dann als Militärattaché nach den verschiedenen Hauptstädten des Abendlandes geschickt. Während des Krieges mit Rußland war er Adjutant des Suleiman Pascha, welcher die europäische Armee kommandierte. Er focht bei Plewna, und der junge Dschewad Bey zeigte sich als eine der besten Klingen, die jemals aus Damaskus hervorgegangen. Nach dem Kriege kehrte er als Oberstleutnant nach Konstantinopel zurück. Aber seine Rast war nur kurz. Er mußte als Delegierter der türkischen Regierung

zur Grenzregulierung nach Montenegro. Dieser Mission erledigte er sich so vorzüglich, daß der Sultan ihn, unter Verleihung des Oberstengrades, als Gesandten nach Cetinje schickte. Dort benützte Dschewad Bey die Muße, welche die Stellung ihm ließ, um zugleich in türkischer und französischer Sprache eine monumentale Geschichte der türkischen Armee von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu verfassen. Dieses große schriftstellerische Werk lenkte von neuem des Sultans Aufmerksamkeit auf den tüchtigen Mann. Er wurde als Brigadegeneral nach der Hauptstadt zurückberufen und zum Mitglied der hohen Militärkommission, welche unter Vorsitz des Sultans im Jildispalast tagt, ernannt. Als König Georg von Griechenland sein fünfundzwanzigjähriges Regierungsjubiläum feierte, wurde Dschewad — jetzt nicht mehr Bey, sondern Pascha — als Vertreter des Sultans zu den Festlichkeiten nach Athen gesandt und er fand bei den Griechen große Sympathien. Als kurz darauf ein großer Aufstand in Kreta ausbrach und der türkische Botschafter in Petersburg, Schakir Pascha, zum Generalgouverneur der Insel ernannt worden war, gab ihm der Sultan den Dschewad Pascha als militärischen Kommandanten zur Seite. Hatte letzterer in Athen während festlicher Tage die Sympathie der Griechen zu gewinnen verstanden, so gelang ihm dies jetzt auch während blutiger Tage. Sein gütiges, entgegenkommendes Wesen machte ihn zum Liebling aller Mohammedaner wie der Christen. Dem Sultan blieb dies nicht verborgen, und eines Tages wurde Schakir Pascha abberufen und Dschewad übernahm, mit dem höchsten militärischen Rang, mit dem eines Marschalls belohnt, die gesamte zivile und militärische Verwaltung der Insel. Und

es kam für Kreta die letzte glückliche Zeit und während der ganzen Verwaltung Dschewads herrschten Friede und Eintracht zwischen Mohammedanern und Christen, zwischen Türken und Griechen, nicht ein einziges Mal kam damals auch nur eine leise Unruhe vor. Zum Danke dafür ernannte der Sultan nunmehr den erst vierzig Jahre alten Marschall zum Großwesir.

Das war eine glänzende Laufbahn, welche nie von der Protektion, sondern stets von der persönlichen Tüchtigkeit des Glücklichen beeinflußt worden war. Frühzeitig hatte Dschewad militärischen Ruhm erworben, als Gesandter und Gouverneur, als Staatsmann und Minister war er stets ein Beamter vornehmster Art gewesen. In seinen freien Stunden hatte er daneben seine Bildung auszugestalten versucht, Sprachstudien getrieben und Bücher geschrieben. Er beherrschte einen für einen Türken verhältnismäßig bedeutenden Kreis allgemeiner Bildung und mehrere Sprachen: außer dem Türkischen das Arabische, Französische, Griechische und Italienische, und er bemühte sich sogar, das Deutsche zu verstehen und zu erlernen. Als Politiker war er vor allem ein Friedensfreund, dem Frieden zuliebe brachte er mehrfach Opfer, die er seinem Patriotismus nur schwer abringen mochte. Entgegen anderen orientalischen Diplomaten, denen Falschheit und listiges Hinziehen als oberste Maxime aller politischen Weisheit gelten, erschien Dschewad stets als ein Mann von Wort, als ein ehrlicher, gewissenhafter, energischer Charakter. Im persönlichen Verkehr war er selbst auf der Höhe seiner Stellung frei von Stolz und Hochmut. Da er alles sich selbst verdankte und sich dessen immer bewußt blieb, war er ein Todfeind jeder Protektionswirtschaft.

Als er noch Divisionsgeneral war, hatte sein Bruder erst den Majorsrang und wollte Oberstleutnant werden. Er bemühte sich darum, und sein Wunsch sollte erfüllt werden — es fehlte nur noch die Bestätigung und Befürwortung seines Generals, seines Bruders. Dieser aber sagte: „Ehrlich und gewissenhaft muß ich gestehen, du verdienst nicht den höheren Rang, du mußt noch lange warten, es gibt Würdigere als du bist. Wenn du den Rock eines Oberstleutnants anziehst, wird man denken, du hättest deines Vaters Rock angelegt, für dich ist er noch zu groß." Und Dschewad Pascha selbst verhinderte die nach seiner Ansicht ungerechtfertigte Erhöhung seines einzigen Bruders. ...

Ich habe Dschewad Pascha im Laufe mehrerer Jahre von vielen guten Seiten kennen gelernt; aber mit besonderem Vergnügen denke ich zurück an die Audienz, welche er mir das erste Mal gewährte, als er Großwesir war. Wenn ich in Konstantinopel Mittwochs und Sonntags auf den Wegen wandelte, welche zur Hohen Pforte führen, dann hörte ich, kurz bevor ich ans Ziel gelangte, regelmäßig zur selben Minute ein eiliges Pferdegetrappel hinter mir. Ich kannte es schließlich schon so gut, daß ich mich nicht einmal umzuschauen brauchte, um zu erfahren, was da vorübersauste — es war der Wagen des Großwesirs Dschewad Pascha. Von einer kleinen militärischen Eskorte — einem Offizier und vier Soldaten — geleitet, begab sich der Großwesir an jenen beiden Tagen der Woche pünktlich zur selben Stunde und durch dieselben Straßen zur Babali, zur Hohen Pforte, um im Divan dem Ministerrat zu präsidieren. Der Großwesir! Mit welchem Zauber haben die Märchen unserer Kindheit das Wesen eines solchen orientalischen Würdenträgers, diesen Schatten

des Schattens Gottes auf Erden, umgeben! . . . Nun wanderte ich tagtäglich über die alten Gassen von Stambul, die einmal zu sehen meine frühesten Gedanken ersehnt hatten — und ganz nahe an mir vorüber sauste der Wagen des Großwesirs. Solch ein allmächtiger, übermenschlicher, unnahbarer Herr erschien er einstmals der kindlichen Phantasie — und nun war eines Tages die Stunde gekommen, wo ich — durch den berühmten Hermann Vámbéry bei ihm eingeführt — diesem Allmächtigen, Übermenschlichen, Unnahbaren gegenübertrat, wie ein Mensch dem anderen, wo ich mit ihm zwanglos plauderte, wie ein Mensch zum anderen . . . Oben im Quartier Nischantasch, wenn man hinausgelangt ist über Pera und Taxim und Pankaldi, in einer freien und schönen Gegend voll erquickender und frischer Luft, da lag sein Konak — ein anmutiges, langgestrecktes Gebäude mit einem weithin sich dehnenden Garten, ein Geschenk des Sultans. Vor dem Tor des Palastes stand nur ein schlichtgekleideter Portier, der den Eintritt ungehindert gestattete. Nach türkischer Sitte legte ich schon am Haustor Galoschen und Stock ab, dann schritt ich durch das mächtige Vorhaus über eine breite, prächtige Treppe zum Hochparterre hinan. Ein schwarzer Diener begrüßte mich mit tiefer Neigung des gesamten Oberkörpers und geleitete mich in einen Wartesalon. Es war ein großes, hohes Zimmer mit reicher europäischer Ausstattung. Noch hatte ich nicht recht Platz genommen, da erschien schon ein zweiter schwarzer Dienstgeist und brachte mir den üblichen schwarzen Kaffee und Zigaretten. Mit diskretem Gruß, das Gesicht stets mir zugewendet, schritt er rückwärts wieder zur Tür hinaus. Es verging eine kleine Minute — da kam ein dritter, etwas selbstbewußter

als die beiden ersten, aber ebenso höflich. Er fragte in gebrochenem Französisch nach meinem Verlangen, bat um meine „Kartavisita“ und verschwand. Nach einer kleinen Weile kehrte er wieder zurück: „Bujurun, Efendim, bitte mein Herr!“ Der Weg war frei, der Eintritt gestattet. Zu früher Stunde, für acht Uhr morgens, hatte der Großwesir meine Audienz bestimmt. Man geleitete mich in das Arbeitszimmer, ein riesiges Gemach. Mein Auge vermochte es im ersten Blick nicht zu überschauen, vermochte nicht seine fernen Winkel zu erreichen und war geblendet von dem Glanz der Morgensonne, der durch zehn große Fenster hereinflutete und auf dem Atlas der Vorhänge, auf der Seide der Sofas und Sessel glitzerte. In der fernsten Ecke, dem Garten zugewendet, saß Dschewad. Eine Sekunde erfaßte mich eine leichte Befangenheit. Ich stand dem Manne gegenüber, der nach dem Sultan der Höchste im Reiche, dessen Rang höher ist selbst der des Khedive, der etwas ganz anderes, etwas viel Gewaltigeres ist als ein europäischer Ministerpräsident, dem sein Amt den Titel Hoheit verleiht und den die türkische Sprache in schönen Bildern als den Inhaber des höchsten Ehrenplatzes, als Sadrasam, Träger der hohen Last, bezeichnet. Aber meine Befangenheit dauerte auch nur die eine Sekunde, sie schwand vor der Liebenswürdigkeit des Mannes.

Seither blieb ich mit Dschewad Pascha jahrelang, fast bis zu seinem Tode, in Verbindung. Unsere Gespräche betrafen die aktuellen politischen Angelegenheiten, und es war Dschewads eigener Wunsch, daß ich seine Erzählungen einmal veröffentlichen möchte. Besonders lag es ihm daran, die Art, wie er die armenische Frage behandelte, der Welt bekannt zu geben, da er davon eine richtigere Beurteilung

dieser Frage zugunsten seines Landes erhoffte. Er legte einmal auch dem Sultan die Bitte vor, ihm die Erlaubnis zur Publikation zu erteilen. Allein der Sultan gab, wohl besonders aus Rücksicht für England, die erbetene Erlaubnis nicht. „Also es bleibt bis nach meinem Tode“, sagte Dschewad damals zu mir. Er ahnte nicht, daß dieser Zeitpunkt so nahe war.

Über den Ursprung der armenischen Wirren.

Am 26. November 1894 erzählte mir Dschewad Pascha in seinem Konak zu Nischantasch in Gegenwart eines gemeinsamen Freundes, des Post- und Zollzensurinspektors Löbel Efendi, über die um jene Zeit im Wilajet von Bitlis ausgebrochenen Wirren:

„Ich bin überzeugt, daß die armenischen Unruhen durch englische Intriguen hervorgerufen worden sind. In England lebten von jeher die armenischen Agitatoren unter dem Schutze und von der Unterstützung der englischen Regierung. Diese tritt seit Jahren als Protektorin der armenischen Revolution auf. Der englische Botschafter ließ sich erst vor einigen Tagen mir gegenüber zu Drohungen hinreißen, welche mich nur glauben machen, England möchte die durch den Tod des Zaren Alexander geschaffene neue Weltlage, da Rußland im Augenblick für alles Außerrussische abgestumpft ist, in der Türkei, wo Englands Einfluß schon lange geschwunden ist, ausnützen und sich uns in Erinnerung zu bringen. Ich habe die Intrigue durchschaut und allen Kabinetten schnell Aufklärungen über die Ereignisse zugehen lassen. Armenisch-englische Versionen erzählten von einem Massakre „ohne triftigen Anlaß“; nach Dutzenden sollen Dörfer niedergebrannt, nach Tausen-

den Armenier ermordet worden sein. Sie brauchen kein Freund der Türkei, sondern nur ein Freund der Logik zu sein, um hier Übertreibungen zu erkennen. Weshalb hätte unsere Regierung, die den Frieden über alles liebt, ein solches Massakre anrichten sollen? Ohne triftigen Grund? Armenische, aus England gekommene Agitatoren haben eine Revolte hervorgerufen. Welche europäische Macht würde eine Revolte nicht unterdrücken? Hat die englische Regierung still zugesehen, als die Moslems in Indien revoltierten? Man spricht in Europa von armenischen Märtyrern. Ich will Sie mit zweien derselben näher bekannt machen. Da erschien kürzlich in Merzifun ein Agitator, der eine Revolte anzettelte. Wir nahmen den Attentäter gefangen; als wir ihn aburteilen wollten, erklärte er, russischer Untertan zu sein. Ich gab den Befehl, ihn nach Rußland abzuschieben. Die Russen dankten mir herzlich, denn dieser Märtyrer war ein gewisser Schemanow, der wegen gemeiner Verbrechen zur Deportation nach Sibirien verurteilt worden, aber entflohen war! Und wer ist der Held von Bitlis? Ein gewisser Hamparzum, den wir wegen gemeiner Verbrechen aus dem Lande gejagt hatten. Er vagabondierte einige Jahre in Athen und Genf, kehrte dann heimlich nach Anatolien zurück und ließ sich unter dem Pseudonym Murad, als Moslem verkleidet, in einem armenischen Dorfe in der Umgegend von Sassun nieder. So täuschte er die Behörden und konnte in der Stille eine Schar werben, um eine Räubertruppe zu bilden. Nicht weniger als 3000 Armenier fanden sich, die sich bereit erklärten, ihm zu folgen. Diese Truppe verband sich mit mohammedanischen Kurden und plünderte, raubte und mordete in türkischen Dörfern. Im Juli griff sie den türkischen

Stamm Delikian, im August den Stamm Jekran und den Stamm Jadagan an. Diese verbündeten Christen und Mohammedaner, diese Armenier und Kurden, füllten ihren Opfern die Leiber mit Pulver und sprengten sie in die Luft, marterten die Frauen und verbrannten Greise und Kinder in den Moscheen, schnitten den Leichen Ohren, Nasen und Zungen ab, zerhackten andere in Stücke. Dann kam es zwischen den Armeniern und Kurden zu Uneinigkeiten, und die Armenier erlitten vielfach das Schicksal, das sie so häufig den Türken bereitet hatten. Unterdessen hatte ich dem Marschall Zeki Pascha den Befehl gegeben, mit drei Bataillonen regulärer Infanterie — nicht mit Mustahafiz oder irregulären Baschibozuks — gegen die Räuber vorzugehen. Er siegte, nicht ohne schwere Verluste. Ich hatte angeordnet, daß jedem Pardon gegeben werde, der ihn erbat. Und tatsächlich wurden viele Armenier verschont und in ihre heimatlichen Dörfer zurückgebracht. Ob Hamparzum unerkannt gefallen oder geflüchtet ist, hat man nicht erfahren. Dies ist die Wahrheit. Dies habe ich den Mächten mitgeteilt. Aber nennen Sie mir ein englisches Blatt oder eine Zeitung sonst in Europa, wo dieser Sachverhalt dargestellt oder angedeutet worden wäre!"

Über Englands und Rußlands Politik am Bosporus.

Am 25. Januar 1895 empfing mich der Großwesir in seinem Bureau auf der Hohen Pforte und machte mir die folgenden Mitteilungen. Auch dieser zweiten Unterredung wohnte, meinen Aufzeichnungen zufolge, Löbel Efendi bei:

„Ich habe", sagte Dschewad Pascha, „im Namen des

Sultans einer großmächtlichen Untersuchungskommission in den Gegenden, welche von den Unruhen heimgesucht wurden, zugestimmt. Die Konsuln Englands, Rußlands und Frankreichs haben sich der Kommission, welche ich nach Anatolien entsende, angeschlossen. Zu diesen Konsuln darf man doch Vertrauen haben, wenn man den von mir erwählten Leuten, für deren Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit ich bürge, mißtraut. Aber man erwartet nicht geduldig die Resultate der Untersuchungskommission. Dabei hat England auch das übrige Europa mitgerissen. Europa tanzt nach der Pfeife des altersschwachen Türkenfeindes Gladstone. Ich appelliere immer nur an die Logik der zivilisierten Welt. Wir haben das größte Interesse, den Frieden mit Europa und die Ruhe im Inneren zu erhalten. Konflikte kommen nur England zugute. Lord Rosebery sucht seine schwache Majorität im Parlamente mit blutigen Phrasen und Humanitätsdusel aufzupäppeln; durch lautes Lärmen glaubt er das Interesse der anderen Mächte von Ägypten nach Kleinasien ablenken zu können. Durch Treulosigkeit und Heimtücke ist England Herr in Ägypten geworden. Aber noch ist England nicht Herr in Konstantinopel. Die Stimmen der Rosebery und Kimberley und Gladstone erschüttern nicht die Hohe Pforte. Sir Philipp Currie wagt zwar so zu reden, als wäre er Herr am Bosporus, und der Sultan sah sich genötigt, bei der englischen Regierung Klage zu führen wegen des rüden Benehmens dieses Diplomaten. Wenn ich naturgemäß auch nicht ein Freund Rußlands sein kann, so drängt mich doch die englische Politik schließlich dahin, bei Rußland Hilfe zu suchen. Rußland hat wohl ein direktes Interesse daran, eine allgemeine Erhebung der Armenier zu verhindern. Auch

Rußland hat einige von Armeniern bewohnte Provinzen. Würden diese ruhig bleiben, wenn Rußland, nach Englands Wunsch, die türkischen Armenier zu phantastischen Illusionen ermunterte? Würde aber Rußland seine Provinzen hergeben, um mit den türkischen zusammen ein armenisches Königreich zu gründen? Von dem Wahne, im Oriente den Befreier der Christen zu spielen, dürfte Rußland, wie ich meine, schon gründlich geheilt sein. Was hat dem Zarenreiche die Befreiung Bulgariens eingebracht? Hunderttausende Menschenopfer, Hunderte Millionen Schulden, unendlichen Undank, einen Battenberger und einen Stambulow! — Ich habe ausrechnen lassen, wie viele Armenier in der ganzen Welt existieren. Man sagte mir 800 000. Die Hälfte davon lebt in der Türkei, 200 000 in Konstantinopel und Umgegend, 200 000 in den anatolischen Wilajets. Die Stadt Sassun, welche die Armenier als eine rein armenische proklamieren, hat 20 000 Einwohner; davon sind aber nur 8000 Armenier, die übrigen 12 000 Mohammedaner. In Bitlis sind von den Bewohnern mehr als zwei Drittel mohammedanisch, ein knappes Drittel ist armenisch; die Türken haben hier dreißig Moscheen, zehn Medressen und zwölf Derwischklöster, die Armenier nur acht Kirchen. In Wan sind von den Einwohnern ebenfalls zwei Drittel Türken. Das alles weiß man nicht in Europa. In Europa vergißt man auch, daß nicht wir die Armenier unterjocht haben. Wir haben die von den Armeniern bewohnten Provinzen Anatoliens von Mongolen, Persern und Georgiern erobert. Wir müßten also von uns schwer eroberte, von Mohammedanern stärker als von Christen bewohnte Provinzen freiwillig

abtreten, nur um die Schaffung eines armenischen Königreiches zu ermöglichen!"

Über die Ursache seines Sturzes und über den Sultan.

Am Abend des 7. Juni 1896 empfing Dschewad mich wieder in seinem Konak zu Nischantasch:

„Ich bin am Ende", sagte er mir. „Ich habe vom Sultan zum dritten Male meine Entlassung erbeten. Ich werde sie heute erhalten. Ich werde ungnädig entlassen, davongejagt werden wie ein Hund. Nicht die armenischen Angelegenheiten verdrängen mich. Überhaupt nicht eine Frage der äußeren Politik. Ich will Ihnen sagen, was vorgefallen ist. Ich habe aus den Ereignissen der letzten Zeit gelernt, daß wir nach außen nie stark sein werden, wenn wir es nicht innen sind. Aber innen ist bei uns alles faul. Am faulsten ist es im Jildis Kjöschk. Ich betone dabei, der Sultan ist nicht der Schuldige. Seine Schuld ist nur, daß er sich ganz seiner Umgebung ausgeliefert hat. Ich werde gehen, und glauben Sie mir, ich bin der letzte Großwesir gewesen. Nach mir kommen nur Puppen. Der Palast hat alles an sich gerissen. Auch ich war schon in der letzten Zeit weniger denn ein sultanischer Kammerdiener. Der Sultan empfing mich in den seltensten Fällen. In den wichtigsten Angelegenheiten mußte ich mich mit Tahßin Bey (dem ersten Sekretär) oder mit den Kammerherren abgeben und begnügen. Die dringendsten Mitteilungen mußte ich dem Kammerherrn Aarif Bey oder dem Kammerherrn Bekir Bey sagen, und diese jungen Herren brachten mir die Antwort des Sultans. Ich sah so ein schnelles Ende meines Großwesirats kommen, da ich mich solchen Gebräuchen nicht mehr fügen mochte. Ich

habe zu viel Selbstachtung, um mich um die Gunst irgend eines arroganten ignoranten Palastdieners abzumühen. Aber ehe ich scheide, wollte ich meinem Lande noch einen Dienst leisten. Ich wollte dem Sultan freimütig die Situation darlegen und ihn warnen; denn diese Situation ist gefährlich. Ich wußte, was ich riskierte; aber meine Pflicht war es, dies zu tun. Sie kennen wohl den —y Bey? Er übergab mir letztens ein Memorandum mit Reformvorschlägen. Ich unterbreitete dieses dem Sultan, da ich alles Vorgebrachte als nützlich erkannte. Ich fügte hinzu, daß die Wirren in Anatolien, Jemen und Rumelien mit der schlechten Verwaltung zusammenhängen, verlangte Maßnahmen zu der Verbesserung der letzteren, eine Schwächung des Einflusses der Palastfunktionäre auf die Regierung und die Politik, endlich eine Stärkung der Autorität des Großwesirats und der Hohen Pforte. Die Kamarilla hat mich deshalb als liberal denunziert, und ich erwarte nun die Folgen. Ich werde sie leicht tragen, aber bange ist mir um die Zukunft dieses Reiches und um das Schicksal des Sultans, dessen Sicherheit ich nicht in guten Händen sehe."

In Damaskus.

Am Tage nach der letzten Unterredung, am 8. Juni 1896, wurde die Absetzung Dschewads verlautbart. Ihm, der vier Jahre amtiert hatte, folgten schnell nacheinander Saïd Pascha, Kiamil Pascha, Halil Rifaat Pascha. Kiamil wurde schon nach drei Wochen abgesetzt und sollte trotz seines hohen Alters nach Aleppo verbannt werden; auf Intervention der Botschafter wurde er bloß nach Smyrna als Wali geschickt. Der Großwesir Saïd flüchtete vor den

Intriguen des Palastes, die ihn für sein Leben fürchten ließen, in die englische Botschaft. Halil Rifaat erst faßte festen Fuß im Amte und blieb bis zu seinem Tode. Währenddem war Dschewad Pascha zwar nicht ein Verfolgter, aber doch ein Bewachter. Ich konnte lange Zeit nicht zu ihm gelangen. In vielen Monaten erhielt ich von ihm nur eine einzige kurze Mitteilung durch einen Vertrauten: „Ich bin von Spionen Tag und Nacht bewacht; ich lebe nur literarischen Arbeiten, weiß aber ganz gut, was draußen und oben (im Palaste) vorgeht. Vor einigen Tagen wurde ich, nach meinem Sturze zum ersten Male, wieder zum Sultan befohlen und um meinen Rat gefragt. Wenn ich also wieder in Gnade komme, hoffe ich ein Wiedersehen!"

Und am 19. Juli 1897 sah ich ihn wieder. Kreta war in höchster Gefahr. Da erinnerte sich der Sultan Dschewads, der schon einmal die Insel pazifiziert hatte. Er sollte sie noch einmal retten. Am letzterwähnten Tage reiste er ab. Es war zu spät. Er konnte in Kreta nichts mehr helfen. Als Kaiser Wilhelm nach Syrien kam, wurde Dschewad Pascha nach Damaskus beordert, um dem Kaiser als Michmindar oder Reiseführer zu dienen. In Damaskus sprach ich Dschewad Pascha am 8. November 1898 zum letzten Male.

„Hier in meiner Vaterstadt", sagte er, „fühle ich mich wohl. Ich wurde zum Militärkommandanten für Syrien ernannt und werde hier bleiben. Aber die Palastintriguen verfolgen mich auch hier. Der Sultan hat mir die Mission eines Reiseführers beim deutschen Kaiser anvertraut. Aber jede Stunde erhalte ich andere Befehle aus Jildis Kjöschk, aus denen ich ersehe, daß man mich am liebsten verhindern möchte, meine Mission zu erfüllen. Wie glücklich bin ich,

fern von Stambul zu sein. Nein, ich möchte nicht wieder Großwesir sein. Ich bin des Sultans treuester Diener, er stelle mich als gemeinen Soldaten in Reih' und Glied, und ich will ihm meinen letzten Blutstropfen opfern. Aber der Sultan weiß auch, daß ich ein Feind von Intriguen und kein Intrigant bin, und deshalb kann ich jetzt nicht Großwesir sein. Die Kamarilla ist heute in Stambul ärger und mächtiger als je. Unter solchen Umständen kann nur derjenige Großwesir sein, der mit der Kamarilla paktiert, oder der, welcher sich ihr unterordnet, oder endlich der, welcher sie zertritt. Ich kann mit ihr nicht paktieren, ich würde mich ihr nicht unterordnen, der Sultan gibt mir endlich nicht die Macht, sie zu beseitigen. Ich will mit ihr nicht wieder in so nahe Berührung kommen wie einst. Ich will nicht wieder, ohnmächtig dem Treiben zu gebieten, bloß zuschauen, wie dadurch das Reich in immer größere Gefahren gerät und der Sultan vor der Welt kompromittiert wird."

Über die deutsch-türkischen Beziehungen.

Es war in Damaskus naheliegend, dieses Thema zu berühren. Dschewad sagte: „Ihnen brauche ich nicht erst zu sagen, daß ich ein aufrichtiger Freund der Deutschen und Deutschlands bin. Ich habe erfahren, daß ebenso die deutschen Sympathien für uns große und ehrliche sind. Die jetzt durch die kluge Politik des Sultans und des Kaisers Wilhelm fester geknüpften Beziehungen zwischen den Ländern beider Monarchen erfüllen mich mit Freude und Hoffnungen. Welchen Wert aber diese Beziehungen für uns haben können, darüber besitze ich eine eigene Meinung: Die türkisch-deutsche Freundschaft kann, wie ich

meine, für beide Teile nur dann gleichen moralischen und materiellen Nutzen schaffen, wenn wir unsererseits uns bemühen, durch verständige Reformen zu einem dem uns verbündeten Staate ebenbürtigen Faktor zu werden. Wenn wir aber, statt fortzuschreiten, stillstehen oder zurückgehen, wenn wir nicht ein gleichwerter Genosse Deutschlands werden, sondern uns hilflos an dasselbe klammern als an unsern einzigen Freund und Beschützer und Retter, so werden wir es teuer bezahlen müssen, dann wird aus den deutsch-türkischen Beziehungen nur Deutschland, der starke Teil, den Vorteil ziehen, wir aber werden nicht bloß solchen Vorteil nicht erlangen, sondern trotz des Glanzes, den augenblicklich die deutsche Freundschaft um uns breitet, immer tiefer in das Dunkel, immer schneller in den Abgrund gleiten."

Seit dieser Unterredung, welche auf der Fahrt von Damaskus nach Baalbek stattfand, habe ich Dschewad Pascha nicht wiedergesehen. — — —

Nächst Dschewad Pascha war der hervorragendste Großwesir Abdul Hamids II.: Saïd Pascha mit dem Beinamen Kütschük der Kleine. Dieser Kleine war Jahrzehnte hindurch einer der größten Staatsmänner im Osmanenreiche; der Größte unter den Klügsten und Gebildetsten; der Größte unter den Energischen und Zielbewußten. Dreimal war er Großwesir, und noch jetzt, nachdem er dreimal gestürzt worden, wird der an Erfahrungen wie an Fähigkeiten reiche Greis immer in kritischen Zeiten zu Hilfe gerufen.

Gebürtig aus Erzerum, war er schon in ganz jugendlichem Alter aus den bescheidensten Lebenskreisen bis zu der Stellung eines Privatsekretärs des Sultans gekommen

und erhielt dann infolge seiner umfassenden Bildung und seiner gefälligen Umgangsformen bald die schwierigsten Posten anvertraut. Neben seiner verschiedenartigsten Tätigkeit im Zivildienste befaßte er sich allezeit mit schriftstellerischen Arbeiten, mit sozialen und ökonomischen Studien, und die Geschichte seiner Karriere ließe sich betiteln: Vom Journalisten zum Großwesir. Midhat ausgenommen, hat kein anderer Staatsmann der modernen Türkei eine ähnliche Laufbahn zurückgelegt; eine Laufbahn, auf welcher an der Seite des Politikers stets der Dichter ging, wo die Feder des einen auch die des anderen war. Für die Bedeutung Saïds spricht am besten der Umstand, daß der Sultan ihn immer nur dann zu hohen Ämtern berief, wenn es große Krisen in der inneren und äußeren Politik des Reiches zu bekämpfen galt; und daß der Sultan ihn stets dann wieder fortschickte, wenn er glaubte, die Krisen als überwunden betrachten zu dürfen. Das erstemal, als der kleine Saïd zum Großwesir ernannt worden war, mußte er mit dem Riesen Midhat, dem Kämpen für Freiheit und Konstitution, ringen, um ihm seine Allmacht zu entreißen und den Padischah wieder absolut zu machen; und Saïd war es, der Sieger blieb in diesem denkwürdigsten Kampfe der neuesten inneren Geschichte der Türkei. Das zweitemal, etwa zwanzig Jahre später, fiel Saïd die Aufgabe zu, den paneuropäischen Sturm zu beschwören, den die armenischen Wirren heraufbeschworen hatten, und gleichzeitig die panislamische Hochflut zurückzudämmen, welche die Kamarilla des Jildis Kjöschk als die einzige Rettung vor Europa betrachtete. Und über die panislamische Hochflut und durch den paneuropäischen Sturm leitete Saïd sein Schifflein glücklich hindurch. Aber als er sein Werk

vollbracht hatte und als Sieger ins Sserai des Sultans einziehen wollte, um den Dank zu ernten, stellte ihm die Kamarilla ein Bein; und er fiel.

Während seiner dreimaligen Verwaltung des Großwesirats hatte es Saïd Pascha als seine vornehmste Aufgabe betrachtet, den alten Kampf zwischen Sserai und Babali, zwischen Palast und Pforte, zugunsten der letzteren zu entscheiden und dem Großwesir die Macht zurückzugeben, die er einstmals besaß.

Dieser Ehrgeiz führte dreimal Saïds Sturz herbei, der besonders nach dem zweiten Male überaus gefährlich war. Damals — 1895 — blieb Saïd nur drei Wochen im Amte und wurde dann in heftigster Ungnade entlassen. Aber drei Monate später, als Saïds Nachfolger Kiamil entlassen wurde, ließ der Sultan den Kleinen wieder rufen und bot ihm von neuem die Großwesirschaft an. Saïd lehnte ab. Darauf ließ ihm der Sultan den Vorschlag machen, bei Hofe zu bleiben, als Ratgeber des Monarchen, als Großwesir ohne Portefeuille gleichsam; es sollte für ihn eine besondere Stellung geschaffen werden, „noch höher als die des Großwesirs“. Ob dieses Anerbietens war Saïd aufs höchste erschrocken, und um so mehr, als sein Todfeind, der Günstling Izzet Bey, Überbringer der Botschaft war; Saïd fürchtete, wie er später erklärte, daß mit dem Posten, der so allzu hoch beschaffen sein sollte, der Galgen gemeint war. Und unter dem Vorwande, nachzudenken, ging er nach Hause, holte seinen Lieblingssohn — und flüchtete in die englische Botschaft. Erst nach langen Unterhandlungen und nachdem der Sultan ihm nicht bloß Leben und Freiheit garantiert, sondern auch — seine Gehaltsrückstände ausbezahlt hatte, kehrte er wieder in seine Wohnung zurück.

Seit damals galt er als toter Mann für Freund und Feind; als ein Verräter, der vor dem Padischah zu den Giaurs geflüchtet war. Und doch ist er später zum dritten Male Großwesir geworden! . . .

Der Großwesir, der Saïd Pascha dann folgte, der Albanese Ferid Pascha, erhält sich schon ziemlich lange auf seinem Posten, aber die erste Verwicklung in einer bedeutenderen Frage wird ihn als Opfer fordern, und der Sultan wie das Reich werden sicher zum vierten Male ihre Hoffnung auf Saïd Pascha setzen. Saïd Pascha besitzt drei gute und drei schlechte Eigenschaften. Seine drei guten sind: Ehrlichkeit; Energie; Liebe für Schule und Bildung. Seine drei schlechten: er ist eigensinnig; gewiß nicht liberal in unserem Sinne; streng bis zur Ungerechtigkeit. Die radikalen Türken sagen ihm nach und können es ihm nie verzeihen, daß er die Vernichtung der Midhatschen Deputiertenkammer angeraten; sie erwarten von ihm, soweit es sich um politische Reformen handelt, nichts. Die alttürkische, reformfeindliche Partei dagegen hält ihn für einen versteckten Propagandisten verderblicher liberaler Reformen, und klagt, der Mann, der sich England in die Arme geworfen hatte, werde, wenn er noch einmal ans Ruder gelangt, das Land zersplittern und ruinieren. So hat Saïd weder von rechts noch von links auf Freunde zu rechnen. Er ist nicht einer von jenen Männern, denen die Herzen zufliegen. Selbst von seinen drei guten Eigenschaften zählt die eine in den Augen vieler als eine schlechte: die Ehrlichkeit. Und von seinen wirklichen schlechten drei Qualitäten weiß alle Welt zu erzählen; selbst der Sultan. Dem Padischah verweigerte er eigensinnig, Papiere ins Palais zu schicken, die nach altem Gebrauch auf der Pforte bleiben müssen.

Eines Tages kam Lutfi Aga, des Sultans Kammerdiener — der Brave ist seither verstorben — mit einer Botschaft zur Pforte; der Großwesir aber empfing ihn nicht und ließ ihm, der trotz seiner niedrigen Stellung zeitlebens der Mächtigste im Reiche Osmans war, einfach sagen: „Ich verkehre nur mit offiziellen Persönlichkeiten, nicht mit Kammerdienern.“ Dem Marineminister Hassan Pascha warf Saïd unverblümt vor, daß er sich mit dem Gelde, das für Schiffe angewiesen war, — Paläste gebaut habe. Als Saïd den Polizeiminister einmal im Sserai rapportierend antraf, verbot er ihm, ohne Erlaubnis des Großwesirats dem Sultan direkte Berichte zu erstatten. Nur ein Großwesir von unbezähmbarer Energie kann dem Beamtenkörper die Heilung aufzwingen, die er unabweisbar braucht. Saïd ging gerade Wege und schob alles gewaltsam zur Seite, was auf diesen Wegen traditionell als Hindernis lagerte. Er zerrüttelte altererbte Gewohnheiten und kümmerte sich nicht um Beamtensitten und höfische Kamarillagebräuche. Er arbeitete nicht für Freunde und gegen Feinde, sondern gegen Mißwirtschaft und für das Land. Er wollte nicht den Großwesir spielen, er wollte auch Großwesir sein. Er wollte dabei den Sultan keineswegs verdunkeln, sondern nur der Schatten des Schattens Gottes auf Erden sein — aber zwischen dem Großherrn und sich duldete er keinen anderen Schatten. Alle, die gewohnt sind, Schleichwege und Hintertreppen zu gehen, konnten unter ihm nicht existieren. Saïd sagte: „Nur an mir vorüber geht der Weg nach Jildis Kjöschk!“ Er wollte, wie die größten der Großwesire der alten ruhmvollen Zeiten, alle Fäden nur in seiner Hand zusammenfassen, sie in einen einzigen Knoten knüpfen und bloß diesen einen

Knoten, seinen Knoten, dem Herrscher zur Lösung präsentieren.

Dreimal hat Saïd den Kampf begonnen, und dreimal ist er unterlegen. Aber dieser kleine Alte ist ungebrochen geblieben in seinem Willen und seinem Streben, und wenn der Sultan ihn ruft — und der Sultan wird und muß ihn rufen — dann wird Kütschük Saïd den neuen Kampf mit der Kamarilla und der Administration mit jugendlicher Kraft aufnehmen.

III.

Die Pforte und die Mächte.

Konflikte zwischen der Pforte und den Großmächten. — Der Postkonflikt. — Geschichte der Post im Orient. — Die europäischen Postämter in der Türkei. — Post und Spionage. — Deutsch-türkische Beziehungen. — Der Krieg gegen Griechenland und die türkischen Sympathien für Deutschland. — Die deutsche Kolonie in Konstantinopel. — Otto von Kapp. — Hobe Paschas Sturz. — Der Dragoman Testa. — Freiherr von Marschall und die Jungtürken. — Kaiser Wilhelms II. erster und zweiter Besuch in Konstantinopel. — Abkühlung der türkischen Sympathien für Deutschland. — Französisch-türkische Beziehungen. — Botschafter Constans. — Die Affaire von Mytilene. — Geld und Politik. — Frankreich und Rußland in der Levante. — Russisch-türkische Beziehungen. — Erinnerungen an Ignatjew. — Rußlands Intriguen am Bosporus. — Eine verschwundene Flugschrift des Großwesirs Chalil Pascha. — Der türkische Krieg mit Rußland. — Erinnerungen des Marschalls Reuf Pascha an die Kämpfe im Schipkapasse. — Erinnerungen an Ghasi Osman Pascha, den Helden von Plewna. — Englisch-türkische Beziehungen. — Die Affaire von Kueit. — Die Insurgierung Arabiens durch die Engländer. — Scheich Mubarek und der Emir Abdul Asis Ibn Raschid von Nedschd. — Österreich-Ungarn und die Pforte. — Botschafter Baron Calice. — Generalkonsul Hickel. — Die Vereinigten Staaten und die Pforte. — Wieder Geld und Politik. — Die Missionäre in der Levante. — Die amerikanischen Dynamitardenschulen in Armenien.

Im Mai 1901 kam es plötzlich zu einem schweren Konflikt der Türkei mit allen Mächten. Eines Nachmittags wollten die europäischen Postbeamten in Konstantinopel wie gewöhnlich ihre Säcke von dem aus Europa

angekommenen Zuge übernehmen, doch die türkische Polizei verhinderte dies und ließ die Postsäcke der fremden Postanstalten durch Gendarmen beschlagnahmen und auf das türkische Postamt bringen. Es ist nicht bloß die Sache an sich, die Aufsehen machte; es sind mehr noch die begleitenden Momente, die ein besonderes Interesse an diesem Falle beanspruchen. Auf dem ewig wechselnden Bilde der staatlichen Gruppierungen erschien ein neuer Typus: die selbstbewußte Türkei. Die Türkei, die seit zwei Jahrhunderten tagaus tagein als krank, sterbend, tot erklärte, gab ein unbestreitbares Lebenszeichen, bewies ein unerwartetes Selbstbewußtsein. Abdul Hamid II. trat wie ein Suleiman auf, glaubte sich der ganzen Welt gewachsen, scheute nicht zurück vor einem Konflikte mit allen Großmächten auf einmal. Allerdings war es nur eine komische Kopie der alten Heldenzeiten, nur eine Karrikatur der glorreichen Traditionen. Nicht mit Krummsäbeln und Schwertern wurde gekämpft, sondern mit Postbeuteln. Wenn man sonst da unten nie wissen kann, wie etwas endet, das noch so harmlos begonnen hat, so konnte man in diesem Falle doch voraussagen: die Pforte erhitzte sich umsonst. Weshalb also brach der Sultan diesen Konflikt vom Zaune, weshalb suchte er plötzlichen Streit mit ganz Europa, nachdem er doch die schwersten Opfer gebracht hat, um mit allen Mächten in Frieden zu leben, und nachdem es ihm auch gelungen ist, sich das Wohlwollen aller Mächte zu sichern? Der Sturm des Zornes, der sich in den Tagen der armenischen Massakres in der ganzen Welt erhoben und den Sultan und sein Reich aus den Reihen der zivilisierten Staaten hinwegzufegen gedroht hatte, schlief nach kurzem Wüten ein. Im griechischen

Kriege ließ Europa der türkischen Übermacht freie Hand gegen den schwachen Gegner, und in der mazedonischen Frage lieh sogar mehr als eine Macht dem Sultan moralische Hilfe. Seit zwei Jahrhunderten hatten die europäischen Mächte ununterbrochen die Türkei bedrängt, ihr in edlem Wettstreit Stück um Stück abgetrennt. Nun endlich ließen sie sie alle wie auf Kommando in Ruhe. Der nahe Orient schien aus der aktuellen europäischen Politik ausgeschaltet; das südliche Afrika, das östliche Asien absorbierten alles Interesse der europäischen Staatsmänner; und die Türkei hatte Frieden und Ruhe. Und da war es die türkische Regierung selbst, die wieder die Aufmerksamkeit gewaltsam auf sich lenkte, obwohl wie für sie das Wort geprägt ist: es geht ihr am besten, wenn man am wenigsten von ihr spricht.

Wenn die moderne Türkei, seit sie von Europa verhältnismäßig in Ruhe gelassen wird und sich wieder einigermaßen selbständig zu fühlen beginnt, die fremden Postämter in der Levante als eine Demütigung empfände, so wäre das wohl begreiflich. Aber ein solcher Grund war es nicht, der den Konflikt verursachte.

Die merkwürdige Einrichtung der europäischen Postämter in der Türkei datiert aus eben jener Zeit, da man den nahen Zerfall der Türkei anzunehmen schon sichere Ursache zu haben glaubte — sie ist rund zweihundert Jahre alt.

Die alten Türken hatten, wie alle Orientalen früherer Zeiten, kaum das Bedürfnis nach einem geregelten Briefverkehr. Sie waren Nomaden und Krieger, trieben später Landwirtschaft und Handwerk; den Handel aber überließen sie den unterjochten Völkern, den Rajahs: den Christen — Armeniern und Griechen — und den Juden. Die

Armee zwar brauchte die Post und richtete auch auf den Straßen, die sie in Kriegszeiten betrat, zu diesem Zwecke Anstalten ein; aber in wichtigen Fällen sandte man Spezialboten oder bediente sich der Brieftauben, und in Friedenszeiten brauchte man keinen Verkehr. Erst als man mit den europäischen Völkern in Verbindung trat und das Verlangen emfand, die Waren des Landes auszuführen oder die Erzeugnisse der europäischen Länder nach der Türkei zu schaffen, bildete sich mit Hilfe der Karawanenführer, die nach den Hafenstädten wanderten, eine Art Post aus, die indessen rein dem Zufall anheimgegeben war. Auf sichere Beförderung durch Menschenhände ist ohnehin nicht zu rechnen; wenn Allah will, kommt der Brief an; wenn Allah nicht will, hilft die beste Post nicht. Um ein Schreiben zu rekommandieren, ist es noch heute allgemein üblich, daß man es mit einem Talisman versehe. Ein solcher Talisman ist die Zahl ٨٦٤٢ = 8642. Man schreibt sie gleich unter die Adresse. Außerdem gebrauche man noch, um den Boten davor zu schützen, daß er durch den Brief und mit ihm in Gefahr gerate, folgende Vorsicht: man gebe den Brief dem Boten nicht in die Hand, sondern werfe das Schriftstück zur Erde, und der Bote hebe es von der Erde auf. Die geheimnisvolle Zahl bedeutet nach dem Werte, den die vier Ziffern im arabischen Alphabet haben, das Wort Baduh. Das ist der Name des Engels, der über die Briefe zu wachen hat, oder — nach Ansicht anderer — der Name des Engelsboten des Propheten; nach einer dritten Version soll Baduh ein sehr frommer Kaufmann im Hedschas gewesen sein, der in seinen Unternehmungen stets vom Glücke begünstigt war; alle Briefe und Waren die er abschickte, kamen

pünktlich an ihre Adresse. Andere Kaufleute, die nicht so glücklich waren wie er, gebrauchten nach seinem Tode seinen Namen als Schutz für ihre Sendungen; doch bedienten sie sich statt der Buchstaben der entsprechenden Zahl.

Die europäischen Kaufleute und namentlich die Diplomaten der fremden Staaten sehnten sich nach anderen Mitteln zur Sicherung ihrer Posten, die nicht bloß den Angriffen von Räubern ausgesetzt waren, sondern auch unter dem Mißtrauen der Pfortenregierung zu leiden hatten. Als zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die türkische Weltmacht zu verfallen anfing und die europäischen Mächte, die bisher im Orient die Geduldeten waren, sich langsam auf die Diktatoren hinausspielten, war es zuerst die Republik Venedig, welche bei ihrer Gesandtschaft in Stambul eine eigene Post einrichtete, deren Briefboten durchwegs Montenegriner waren. Eine Zeitlang mußte die Pforte jedesmal, wenn ein Postkurier abgeschickt wurde, vorher um ihre Erlaubnis hierzu ersucht werden. Die österreichische Regierung folgte erst viel später dem Beispiele der venezianischen Republik. Mitterweile hatten sich die Zustände bedeutend geändert, und die Entwicklung der Verhältnisse forderte dringend einen organisierten Postdienst. Mit dem Beginne der Dampfschiffahrt nach der Levante bemächtigte sich Österreich in erster Linie des Postverkehrs nach und von den türkischen Hafenstädten so sehr, daß heute nahezu dreißig österreichische Postämter in der Levante bestehen. Es wurden, seit 1837 in Smyrna ein österreichisches Postamt ins Leben gerufen worden war, von den österreichischen Postanstalten auch Briefe von Privatpersonen aller Nationen zur Beförderung übernommen. Nächst Österreich steht Rußland in bezug auf die Zahl seiner levantinischen Postanstalten; die russische

Post verteilt nur die aus Rußland und Persien einlangenden Sendungen. Italien besaß früher mehrere Postämter in der Türkei, mußte sie aber fast alle aufgeben, da es noch keine italienische Dampfschiffahrtsverbindung mit dem Orient besaß, und hat heute nur noch das Postamt in Tripolis. Nach dem Krimkriege raffte sich die Pforte endlich zur Gründung einer türkischen Post auf, die aber zunächst nicht vom Staate geleitet, sondern an den Meistbietenden verpachtet wurde; der Pächter konnte die Brieftaxe nach Willkür festsetzen. Erst im Jahre 1861 übernahm die Pforte die Post in eigene Verwaltung und 1888 trat sie dem Weltpostverein bei. Seither hat die türkische Post ihr Netz über das ganze Reich ausgebreitet, und sie funktioniert, wie ich entgegen allen anderen übelwollenden Meinungen versichern kann, ganz vortrefflich. Dennoch blieben nicht bloß die früheren österreichischen und russischen Postanstalten bestehen, sondern es kamen noch neue hinzu, und schließlich haben auch die übrigen Länder ihre eigenen Posten in der Türkei begründet. So begann Deutschland 1870 einen Postdienst in Pera, später auch in anderen Stadtteilen der Hauptstadt und in anderen Städten der Türkei. Frankreich richtete seit 1880 nicht weniger als zwanzig Postanstalten ein: drei in Konstantinopel, sieben in Kleinasien, fünf in Syrien, drei auf Kreta und zwei in Mazedonien. Zur selben Zeit wie Frankreich eröffnete England Postämter in Konstantinopel, Smyrna und Beyrut, und erst im Jahre 1900 eine Anstalt in Salonich. Eines Tages hatte sogar Rumänien die Kühnheit, sich in dieser Hinsicht in die Reihe der Großmächte einzuschieben, und eröffnete eine rumänische Postanstalt in der türkischen Hauptstadt; die Herrlichkeit

währte aber nur wenige Wochen, und es blieb von ihr nichts übrig als ein Haufen schnell mit dem türkischen Werte überdruckter rumänischer Briefmarken, die zu guten Preisen an Briefmarkenhändler verkauft wurden.

Die Türkei hatte schon im Jahre 1883 einen Postkrieg gegen die Mächte unternommen, mußte aber einlenken, weil die unter fremder Flagge fahrenden Dampfschiffe durch Ablehnung türkischer Postsäcke eine Pression auf die Pforte ausübten. Als England im Jahre 1900 die Errichtung einer Postanstalt in Salonich bei der Pforte anmeldete, nahm die türkische Regierung diese Mitteilung wohl zur Kenntnis, erklärte aber gleichzeitig die Errichtung dieses neuen Postamtes wäre zwecklos, weil der Sultan darauf hinarbeitete, alle fremden Postanstalten in der Türkei aufzuheben. Die englische Regierung erteilte darauf folgende Antwort: Jeder wohlerwogene Vorschlag, der auf die Aufhebung der fremden Postämter in der Türkei abzielte, würde in London in Erwägung gezogen werden; doch müßte sich erstens die Wirksamkeit der türkischen Post in der Praxis befriedigend erweisen und zweitens die gleichzeitige Aufhebung sämtlicher europäischen Postanstalten erfolgen.

Wenn man das mindeste Gerechtigkeitsgefühl besitzt, so muß man zugestehen, daß die Europäer mit der Errichtung der Postanstalten in der Türkei ein unbestreitbares Hoheitsrecht des Sultans rücksichtslos verletzt haben. Es ist wahr, die europäischen Postanstalten sind zu unentbehrlichen Verkehrsmitteln zwischen den europäischen Kolonien in der Levante und den europäischen Staaten und ein Lebensbedürfnis für die in der Türkei wohnenden Fremden geworden; und die Anhänger dieser Einrichtung

befürchten, daß die Beseitigung der europäischen Postämter einer Vernichtung der Errungenschaften von Jahrhunderten gleichkommen würde. Man darf jedoch der türkischen Post heutzutage schon die Fähigkeit zutrauen, einen regelrechten Dienst fehlerlos zu versehen; sie vermag genau so gut zu funktionieren wie jede europäische Post, sie ist erst in den letzten Jahren von europäischen, zumeist deutschen Fachleuten genügend organisiert worden. Nun ist es aber nicht alles dies, um was sich die Frage dreht. Die türkische Regierung bekümmert sich nicht um die materielle Seite der Angelegenheit; sie reklamiert nicht die vielen Millionen, welche ihr durch die fremden Postämter entzogen werden, für die Staatskasse; sie will nur eines haben: die Kontrolle der Post, die unbeschränkte Freiheit zur Verletzung des Briefgeheimnisses, die Möglichkeit zur Unterdrückung ihr unangenehmer Schriften und zur Ausspionierung verdächtiger Personen. Der türkische Minister des Äußeren, Tewfik Pascha, gab diese Absichten in einer Note an die Botschafter freimütig zu und fand sie selbstverständlich. Seit Jahr und Tag lauert das jungtürkische Gespenst wieder vor den Toren des dreifach ummauerten Jildis Kjöschk. Der Geist des erdrosselten Midhat Pascha geht um und ängstigt die Ratgeber des Sultans, der nur das hört, was seine Günstlinge ihm sagen, und nur das sieht, was sie ihm zeigen. Sie aber sagen: alles Übel kommt von außen, die fremden Posten sind der Kanal, durch den die bösen Keime in das Reich Osmans gelangen; nur durch völlige Abwendung von der europäischen Kultur, nur durch hermetische Abgeschlossenheit von Europa ist der Thron Osmans zu retten. Wie den Sultan selbst wollen sie das ganze Reich blind und taub machen gegen alles,

was wie Zivilisation und Weltverkehr aussieht, was der Freiheit und Gerechtigkeit dienen könnte. Aber noch haben sie den Sultan nicht ganz in ihrer Gewalt; noch gibt es die fremden unbestechlichen und unkontrollierten Posten, durch deren Vermittlung es einem Freunde des Sultans vielleicht möglich wäre, ihm eine Warnung, eine Aufklärung zukommen zu lassen. Darum fort mit ihnen! Das war der wahre Gedankengang jener Hofpolitiker, die den Sultan so schlecht beraten hatten. Nun sieht die Sache ganz anders aus: die fremden Posten sind zwar, von materiellem Standpunkte betrachtet, ein Eingriff in die Rechte des unabhängigen Türkenstaates; aber sie sind aus moralischen Gründen nicht nur eine Notwendigkeit für den gesicherten Aufenthalt der Europäer in der Türkei, sie sind auch von Wichtigkeit für die Wohlfahrt der Türken und für die Sicherheit des Sultans selbst.

Den gemeinsamen energischen Vorstellungen und Drohungen der Mächte leistete die Pforte nur kurze Zeit Widerstand, und es blieb alles beim alten. Die Türkei gab nach, wenn auch mit tiefem Grolle, namentlich gegen Deutschland, das man als seinen einzigen Freund zu betrachten sich gewöhnt und dem man in den letzten Jahren einen Einfluß eingeräumt hatte wie kaum je einem anderen europäischen Staate.

Das Ansehen Deutschlands in der Türkei wuchs rapid seit dem ersten Besuche des Kaisers Wilhelm in Konstantinopel im Jahre 1889. Der deutsche Einfluß zeigte sich namentlich in der Armee. Es gibt heute nur wenige hohe Offiziere, die des Deutschen nicht vollkommen mächtig wären. In erster Linie waren es die Adjutanten der deutschen Paschas von der Goltz, Kamphoevener, Grumbckow,

Brockdorff, Hobe, welche die deutsche Sprache unter ihren türkischen Kameraden verbreiteten. Beim Selamlik im Jildis Kjöschk empfing der Adjutant des Sultans, Oberst Mehmed Bey, die deutschen Gäste stets mit deutschem Gruße. Unter den Ministern spricht der ehemalige Botschafter in Berlin Tewfik Pascha, der eine Berlinerin als Frau heimgeführt hat, deutsch, ebenso der Artillerie-Großmeister Zekki Pascha. In allen Ministerien gibt es mehrere hohe Beamte, welche die deutsche Sprache beherrschen; zu ihnen gehört beispielsweise der Chef des Preßbureaus der Hohen Pforte, Nischan Efendi. Im Sultanspalaste sind zahlreiche Beamte und Offiziere, die das Deutsche sprechen und schreiben, stets zur Hand; einer von diesen Offizieren, Sadik, der jetzt ottomanischer Vertreter in Sophia ist, verdankt seine ganze Karriere dieser Sprache. Nach dem Kriege mit Griechenland, in dem die Türken dank den Lehren ihrer deutschen Instruktoren siegten, verwandelte sich die Vorliebe für alles Deutsche in einen wahren Enthusiasmus. Eine klassische Szene ereignete sich im Zollamt zu Galata. Ein deutscher Kaufmann, Vertreter einer Berliner Papierfabrik, sollte seine Muster verzollen lassen. Der Zollbeamte schätzte sie so hoch ein, daß der Reisende ausrief: „Der Zoll ist ja höher als der Berliner Fabrikspreis." Kaum aber hörte der Beamte das Wort Berlin, als er entgegnete: „Sie sind Deutscher, das ist etwas anderes" — und die Schätzung der Ware war sofort auf ein Minimum reduziert.

Günstig war es für ungetrübte deutsch-türkische Beziehungen, daß Deutschland in der Türkei in der letzten Zeit keine direkten politischen Interessen zu vertreten hatte, wie es damals der Fall war, wo der große Friedrich

seinem Vertreter am Goldenen Horn schreiben mußte: „Hetz' Er mir nur den Türken dem Russen auf den Hals und spar' Er keinen Taler!" Jetzt kultivierte Deutschland seine Freundschaft mit der Türkei nur im Interesse friedlicher Handelsverbindungen, nur zum Zwecke seines Exports und der Hebung und Ausbreitung der deutschen Ansiedelungen im Türkenreiche. Dabei muß anerkannt werden, daß eben diese Kolonien selbst, dank der Initiative und Aufopferungsfähigkeit ihrer Mitglieder, der deutschen Diplomatie die Aufgabe wesentlich erleichtert haben. Ein Beispiel bietet die deutsche Kolonie in Konstantinopel, die es fast ganz ohne Staatshilfe zu großer Blüte gebracht hat und in ihrem Spital, in ihrem Teutonia-Gebäude und in ihrem Schulpalaste wahrhafte Monumente deutschen Gemeinsinnes besitzt. Den Schulpalast verdankt sie fast ganz der Opferwilligkeit eines einzigen Mannes, Otto von Kapps. Mit dessen Namen ist eines der schönsten Kapitel deutscher Siedelungen im Orient verknüpft. Kapp, der für seine Verdienste um das Deutschtum im Orient von seinem König den Adel erhielt, ist ein Schwabe aus Rottenberg in Württemberg. Aus kleinen Anfängen schwang er sich, als Ingenieur bei deutschen Bahnen beginnend, rasch empor. Schon im Alter von 24 Jahren war er Regierungsbaumeister. Nach Studienreisen in Holland und Frankreich kam er 1881 als Oberingenieur beim serbischen Bahnbau nach dem Orient; sieben Jahre später leitete er den Kanalbau von Korinth. Dann wurde er Baudirektor der anatolischen Eisenbahnen und der Bahnen von Salonich nach Monastir, von Salonich nach Dedeagatsch und von Smyrna nach Afiun-Karahissar. Sein Erscheinen in Konstantinopel, von wo er die letzten großen Arbeiten dirigierte,

war für die deutsche Kolonie segensreich. Die „Teutonia“, das größte Vereinshaus der Deutschen, brannte nieder; die Kolonie war ihres geselligen und geistigen Mittelpunktes beraubt, denn niemand wußte, woher die Mittel zu einem Neubau herkommen sollten. Da erschien Otto Kapp und zauberte Kapital und Material herbei, und aus der Asche stieg verjüngt und verschönt das neue deutsche Haus empor, mit hell schimmernden Mauern und blinkenden Fenstern, mit kühlen Fluren, mit Theater und Konzertsaal, Tanzsälen und Kegelbahnen, Billardräumen und Fechtboden, geräumigen Fremdenzimmern und solidem Wirtshaus. Noch war dieses Werk nicht ganz vollendet, noch blühte das grüne Reis auf dem eben erst bedachten Hause, da vernahm Kapp die Klage: Die deutsche Schule nahe bei dem Galataturme werde zu eng für die rasch wachsende Kolonie und ihre reiche Kinderschar; auch sei das Gebäude ungesund, und es fehle dort an dem und jenem. Kapp übernahm es ohne Zögern die Mittel für einen Neubau zu beschaffen, trug allein das meiste bei, machte selbst den Baumeister, und nach wenigen Monaten wehte auf dem stolzesten Schulpalaste, der je in Konstantinopel errichtet wurde, die deutsche Flagge.

Kapp hatte das Ansehen des Deutschtums in der Türkei sich entwickeln sehen und es entwickeln geholfen von allem Anfang. Wie tief in den Türken die Sympathie für die Deutschen geworden war, davon hatte er einmal ein treffliches Beispiel erfahren. Eines Tages fuhr er in einem kleinen Kaïk in Begleitung einer Dame über das Goldene Horn. Als er am Landungsplatze ausstieg und das Überfahrtsgeld dem Kaïkdschi in die Hand drückte, gab dieser das Silberstück mit einer höflichen Verbeugung

zurück und sagte: „Sie haben deutsch gesprochen und sind Deutsche. Von unseren Freunden lasse ich mich für diesen kleinen Dienst nicht bezahlen.“ Sprach's, grüßte und stieß schnell vom Lande ab.

Es war kurz nach dem Kriege mit Griechenland, als ich im Restaurant Janni folgender Szene beiwohnte: Drei Berliner saßen an einem Tische und konversierten ziemlich laut; an einem anderen Tische befanden sich mehrere türkische Offiziere. Als die deutschen Worte an ihr Ohr klangen, erhoben sie sich, brachten ihre gefüllten Gläser zu den Berlinern, und indem sie sich in aller Form vorstellten, hielt einer von ihnen eine Rede in deutscher Sprache: „Gestatten Sie uns mit Ihnen zu trinken auf das Wohl aller Deutschen, unserer Freunde, denen wir ergeben sind bis zu unserem letzten Atemzug. Wie für unseren eigenen Herrscher sind wir jederzeit bereit, unser Blut für den Kaiser von Deutschland zu vergießen!“

Die Sympathien, welche die Türken seit zwanzig Jahren für die Deutschen zeigten, waren im Laufe dieser zwei Dezennien aber manchen Anfechtungen und Bedrohungen ausgesetzt. Die schlimmste Prüfung war zweifellos die vielgenannte Affäre Hobe, deren Intimitäten der großen Öffentlichkeit bisher ziemlich unbekannt geblieben sind. Hobe Pascha war bis zum Jahre 1894 ein Mitglied jener Militärmission, die von der deutschen Regierung auf Wunsch des Sultans Abdul Hamid zur Ausbildung der türkischen Armee nach Konstantinopel geschickt worden war. Hobe nahm in der türkischen Hauptstadt eine angesehene Stellung ein und genoß das vollständige Vertrauen des Kaisers Wilhelm wie des Sultans Abdul Hamid. Plötzlich wurde er im September des genannten Jahres

von der deutschen Regierung unter Zeichen höchster Ungnade zurückberufen. Was vorgefallen war, wußte niemand bestimmt anzugeben; nur das eine war klar, daß die deutsche Botschaft in der Affäre eine Rolle gespielt hatte. Die Baronin Hobe verließ später als ihr Gemahl Konstantinopel; zur Verabschiedung fanden sich am Bahnhof ein: die Botschafter von Rußland, Österreich-Ungarn und Amerika, die Vertreter aller anderen Gesandtschaften und die distinguiertesten Persönlichkeiten der Gesellschaft — nur von der deutschen Botschaft war niemand erschienen. Dieser Vorfall trug nicht dazu bei, die umherschwirrenden Gerüchte zu klären. Die Gerüchte erzählten folgendes: Zwischen Hobe Pascha und Testa, dem ersten Dragoman der deutschen Botschaft, herrschte tödliche Feindschaft. Hobe Pascha bekleidete beim Sultan die Stelle eines Generaladjutanten. Alltäglich kam er in den Jildis Kjöschk. Er wußte, was darin vorging; er kannte vorzüglich die jeweilig dort herrschenden Stimmungen und Strömungen und war infolgedessen von starkem persönlichem Einflusse auf den türkischen Hof. So geschah es, daß er der deutschen Regierung und dem Deutschtum manchen großen Dienst zu leisten vermochte, den andere nicht leisten konnten; selbst Testa nicht, der bisher als der einflußreichste aller Deutschen gegolten hatte. An ein Zusammenarbeiten beider war nicht zu denken; daher entstand aus ihrer parallelen Tätigkeit auf gleichem Gebiete eine gefährliche Konkurrenz. Immer häufiger kam es vor, daß man sich statt durch Testa durch Hobe Pascha mit dem türkischen Hofe in dieser oder jener Angelegenheit in Verbindung setzte. Testa fühlte sich dadurch verletzt und wünschte, seinen Konkurrenten verdrängt zu sehen. Er suchte vor allem Gehör beim

Botschafter Fürsten Radolin zu finden, und er soll diesem die Eröffnung gemacht haben, daß Hobe Pascha das Geld, welches ihm der Sultan für die Verpflegung der nach Berlin gesandten türkischen Edukationsmission übergeben, nicht an die richtige Stelle abgeführt. Fürst Radolin mußte natürlich entsetzt sein ob einer solchen Anschuldigung. Ein deutscher Offizier, der in einen derartigen Verdacht auch nur geraten kann, ist unmöglich. Man untersuchte die Sache, es kam nichts heraus. Hobe Pascha mußte als unschuldig erscheinen; er durfte in seinen Stellungen verbleiben und hatte von seinem Ansehen höchstens bei der deutschen Botschaft eingebüßt. Kurz darauf geschah ein Zweites. Um eine simple Visitkarte tobte jetzt der Kampf. Testa fand nämlich eine Visitkarte, auf der sich Hobe Pascha als Oberststallmeister des Sultans bezeichnete. Als solchen glaubte Testa seinen Konkurrenten niemals gekannt zu haben. Der Titel mußte also angemaßt sein. Ein deutscher Offizier, der in solchem Verdacht steht, ist unmöglich. Hobe wurde vor den Fürsten Radolin zitiert, um sich zu verantworten. Hobe verantwortete sich: „Ich bin", sagte er, „tatsächlich Oberststallmeister Seiner Majestät des Sultans. Der beste Beweis dafür, daß ich es bin, ist dieser Umstand: als Kaiser Wilhelm hier war, stellte mich der Sultan ihm in dieser Eigenschaft vor." Das genügte dem Fürsten Radolin nicht; Hobe wurde ungnädig entlassen, und nach Berlin ging ein böser Bericht ab. Wenige Tage später unterbreitete Hobe Pascha dem Botschafter eine schriftliche türkische Anerkennung seines Titels als Oberststallmeister. Hobe Pascha, der seine Ehre zum zweiten Male in ungerechtfertigter Weise schwer bedroht sah, hatte nämlich dem Sultan die Angelegenheit vorgelegt und eine schrift-

liche Beglaubigung seines Titels erbeten und erhalten. Ob auch über diese Rechtfertigung nach Berlin berichtet wurde, das erzählten die Gerüchte nicht. Angeblich hat zum Schlusse der Botschafter sich den Antipathien Testas gegen Hobe besonders deshalb angeschlossen, weil der Ton, die Gesellschaftssprache und der ganze Zuschnitt in Hobe Paschas Hause durchaus französisch waren. Radolin wollte dem Umstande nicht Rechnung tragen, daß Hobe Pascha von Jugend auf an den Gebrauch der französischen Sprache gewöhnt war, und daß schon in dem väterlichen Hause Hobes, dessen Vater General gewesen, mit Vorliebe französisch gesprochen wurde. Dem vereinten Ansturm von Radolin und Testa konnte Hobe nicht widerstehen, und er wurde zur großen Freude seiner Feinde bald abberufen. Aber ehe seine Heimreise erfolgte, erfuhr der Sultan die wahren Umstände, welche der Laufbahn Hobe Paschas in der Türkei ein so unrühmliches Ende bereitet hatten. Der Sultan dankte darauf dem scheidenden General für seine Dienste und gab ihm ostentativ die Versicherung, daß er in Konstantinopel, wenn er jemals dahin wieder zurückkehren sollte, stets willkommen geheißen werden würde. Die wahre Ursache zu Hobe Paschas Sturze war nämlich diese: Von der deutschen Botschaft erhielt der Pascha den mündlichen Auftrag zur Erfüllung einer angeblichen Order des Kaisers Wilhelm; die angebliche Order verlangte nicht mehr und nicht weniger als: daß alle deutschen Untertanen, die sich in türkischen Diensten befänden, sich verpflichtet fühlen sollten regelmäßig Rapporte über die Vorgänge am türkischen Hofe, in der türkischen Armee und an der Hohen Pforte nach Berlin zu senden. Hobe Pascha weigerte sich entschieden einen solchen Auftrag zu übernehmen. Er er-

klärte, daß er zwar nach wie vor deutscher Untertan sei und bleiben wolle, daß er aber auch Mitglied des türkischen Hofes sei und als solches die Geheimnisse des Sultanspalastes nicht verraten könne und werde. Diese Erklärung wurde in ziemlich entstellter Form nach Berlin gemeldet, worauf der Kaiser in einem Telegramm den Sultan ersuchte, daß dieser die Abberufung Hobe Paschas verlangen solle. Deshalb konnte später die deutsche Botschaft auch behaupten, daß Hobe Pascha nicht vom Kaiser Wilhelm abberufen, sondern auf Wunsch des Sultans aus Konstantinopel entfernt wurde.

Die Folgen der Affäre wirkten lange nach und das ohnehin niemals schlummernde Mißtrauen der Türken gegen Europa und die Europäer blieb auch gegenüber dem einzigen Freunde fortan unzweifelhaft bestehen. Man konnte dies am besten während des zweiten Besuches des Kaisers Wilhelm in Konstantinopel, auf der Fahrt nach Jerusalem im Jahre 1898, erkennen; auch damals wurde Kaiser Wilhelm lebhaft begrüßt, aber der Enthusiasmus kam den Leuten nicht wie im Jahre 1889 aus der Tiefe des Herzens, und es war seltsam, daß man, wenn man das Volk belauschte, tausendfältig die Frage hörte: Was kostet uns der Besuch und was trägt er uns ein? Ein türkischer Patriot machte mir, um die Situation zu zeichnen, folgende Mitteilung:

„Seit der Neubegründung des Deutschen Reiches konnte man bei uns eine deutschfreundliche Stimmung finden. Das plötzlich mächtig gewordene Deutschland hatte in der Türkei keine politischen Interessen und beobachtete während des Krieges mit Rußland eine wohlwollende Neutralität. Dann gab es uns seine Offiziere zur Erziehung unserer

Armee, und als es zum Kriege mit Griechenland kam, siegten wir dank den Lehren unserer deutschen Lehrer. Tief verpflichtet wurden wir auch durch durch die freundschaftliche Haltung der deutschen Diplomatie und der deutschen Presse gegenüber der gerechten türkischen Sache in diesem Kriege. Nun aber hatten auch wir den Beweis geliefert, daß die Türkei aufgehört habe, eine quantité négligeable zu sein; die Zeit platonischer Liebeleien mit Deutschland war zu Ende, und für unsere endlosen Konzessionen wollten wir einen praktischen Bund fürs Leben geschlossen sehen. Mit Spannung erwarteten wir den Besuch des deutschen Kaisers, überzeugt, daß er uns die Erfüllung unserer Hoffnungen bringen mußte. Aber Kaiser Wilhelm reiste reich beschenkt nach Jerusalem ab, und wir, wir hatten nichts gewonnen, wir blieben ärmer zurück als zuvor. Kaiser Wilhelm wollte nicht unser Protektor, unser Bundesgenosse gegen unsere Feinde sein; er kam, wie die Engländer sagten: als kaiserlicher Commis voyageur, forderte neue wirtschaftliche Konzessionen und ging, nachdem er sie erreicht hatte. Der deutsche Kaiser nahm keine Rücksicht darauf, daß auch die Ottomanen — alle Ottomanen ohne Unterschied der Rasse und Religion — ihre Berechnungen an seinen, für den türkischen Staatsschatz so kostspieligen Besuch geknüpft hatten. Die einen, die türkischen Chauvins, hatten gehofft, daß infolge des ersehnten deutschen Bündnisses die durch einen siegreichen Krieg behauptete Insel Kreta uns erhalten bleiben müßte: diese Hoffnung erwies sich gerade während der Festlichkeiten zu Ehren des hohen Gastes trügerischer als je; die Enttäuschung berechtigte zur Klage, daß Deutschland uns verlassen habe und jetzt gleich den anderen Mächten unsere

Verlegenheiten nur für seine eigenen egoistischen Zwecke mißbrauche. Andererseits wurden auch die fortschrittlich gesinnten türkischen Elemente und die christlichen Nationen des Landes sogar in ihren bescheidensten Erwartungen betrogen. Kurz vor der Ankunft des Kaisers Wilhelm in Konstantinopel hatte eine Gruppe ernster türkischer Patrioten dem deutschen Botschafter Freiherrn von Marschall eine Reihe von aufrichtigen Berichten über die wahren Zustände des Reiches zur Übergabe an Kaiser Wilhelm überreicht. Unsere Ansicht war es, daß der deutsche Kaiser diese Rapporte hätte berücksichtigen müssen, wenn er ehrlich die Stärkung der Türkei wünscht; denn ohne eine gründliche Reorganisation unserer Verwaltung ist eine starke Türkei nicht denkbar. Kaiser Wilhelm selbst hätte dann darüber entscheiden können, ob es für ihn tunlich gewesen wäre, sich in die inneren Angelegenheiten des ottomanischen Reiches einzumischen und die ihm übermittelten Berichte der ottomanischen Patrioten dem Sultan zu unterbreiten. Aber es war ein unbegreiflicher Fehler des Freiherrn von Marschall, daß er über diese Schriftstücke, die ihm nicht für seine Person, sondern zur Übermittlung an Kaiser Wilhelm zukamen, nach eigenem Ermessen verfügte, so daß der deutsche Monarch nicht einmal Kenntnis von den Schritten, Wünschen und Hoffnungen der türkischen Fortschrittler erhielt. Unsere Berichte waren von der Liebe zum Vaterlande diktiert und hatten nur das Heil der Gesamtbevölkerung und das Heil der Dynastie zum Ziele. In diesen Rapporten, die wir zur Kenntnis des deutschen Kaisers und durch dessen Vermittlung zur Kenntnis unseres eigenen Monarchen bringen wollten, der abgeschlossen von aller Welt im Jildis Kjöschk lebt und die Katastrophe

nicht ahnt, die uns wie ihn bedroht, war folgendes gesagt: Wir sind Patrioten. Wir sind nicht Alttürken oder Jungtürken, nicht Moslems oder Christen, wir sind einfach Ottomanen und wollen Gleichheit für alle Ottomanen ohne Unterschied der Rasse oder Religion. Die Grundlage des Islamismus ist die Gerechtigkeit, die Gesetze unserer Religion sind demokratische. Kein Unterschied darf bestehen zwischen Moslems und Nichtmoslems, wenn unser zerrüttetes Land seine Existenzberechtigung und Vitalität in der modernen Welt behalten will. Wir haben im letzten Kriege gesiegt dank der Hülfe unserer christlichen Lehrer, der Deutschen, und dank den vielen tausenden begeisterten Freiwilligen christlicher Religion; den christlichen Untertanen des Sultans möge daher die Armee des Sultans nicht länger verschlossen bleiben. Der Padischah soll sich von der Kamarilla befreien, die das Reich ruiniert und den Herrscher bedroht, da sein Leben in ihrer Hand liegt. Die Kontrolle der Regierung ist die einzige Rettung für Sultan und Reich; das verantwortliche Ministerium eine unaufschiebbare Notwendigkeit. Ohne dies wird niemals dem Mißbrauch, der Ungesetzlichkeit, der Korruption und dem Diebstahl in den höchsten Administrationen gesteuert werden können. Wir sind keine Revolutionäre, wir sind gute Ottomanen und lieben unseren Sultan. Wir wollen ihn befreien von der Furcht, die ihn beherrscht, wir wollen ihn schützen vor dem Gift und dem Dolch, mit dem ihn nur die Kamarilla bedroht. Während er Millionen für die Spionage unter dem von ihm ferngehaltenen Volke ausgibt, umlauert ihn die Gefahr in seiner nächsten Umgebung. Wir wollen ihm statt der unverläßlichen habgierigen Umgebung ein treues Volk schenken. — Das ist

es was wir sagten, und was dem Kaiser Wilhelm nicht wiederberichtet wurde."

Sicher ist, daß der deutsche Einfluß in der Türkei seit jener Zeit nicht mehr in demselben Maße wuchs wie früher und daß der Türke mit ziemlicher Kühle die Inschrift liest, die der Sultan auf dem von Kaiser Wilhelm der türkischen Hauptstadt gespendeten Brunnen angebracht hat:

Der treue Freund Seiner Majestät des Sultans Abdul Hamid Chan II.,
Die glänzendste Zier einer erlauchten Kaiserfamilie,
Seine Majestät Kaiser Wilhelm II., der auf dem Gipfel des Glückes steht
Als deutscher Kaiser und Herrscher ohnegleichen,
Hat als Gast des Padischahs der Osmanen
Konstantinopel verschönert, da er es betrat.
Zum Andenken an diesen Besuch ist dieser Brunnen errichtet,
Und wie das klare Wasser, das ihm entströmt,
Ist beider Monarchen Freundschaft ein Bild der Reinheit.
Ewig soll dieser Brunnen ein Monument dieser Freundschaft sein.

Die Stockung im Fortschreiten des deutschen Einflusses wurde in erster Linie für die französische Diplomatie Veranlassung zur Entfaltung neuer energischer Aktionen im Orient. Seit Louis XIV. war die Türkei ein Gegenstand inniger französischer Liebe. Noch heute weiß es jeder gebildete Osmane, daß der allerchristlichste König sich einst geweigert hat, mit den anderen christlichen Fürsten Europas teilzunehmen an der Abwendung der

osmanischen Gefahr. Französische Offiziere waren es, die hundert Jahre später die türkische Artillerie, diese Lieblingswaffe der Osmanen, reformierten und jene Festungen der Dardanellen bauten, die noch jetzt die Hauptstadt des Sultans beschützen. In den Zeiten der armenischen Wirren, als alle europäischen Staaten die Pforte bedrängten, hielt Frankreich sich weise im Hintergrunde; die französischen Minister nahmen ruhig die Orden und Sultansgeschenke an, die man ihnen von Stambul sandte, und während Gladstone Abdul Hamid II. den roten Sultan nannte, fand Hanotaux wohlwollende Worte für den Padischah. Konnte es denn anders sein? Für Frankreich galt der ganze Orient als eine einzige französische Kolonie; die Levantiner betrachteten französische Bildung und Sprache als das höchst Erstrebenswerte und Nützlichste. Durch die Kulturarbeit von Jahrhunderten hatte das französische Schulwesen im ganzen Orient Eingang gefunden.

Mit einem Male war das alles in Umwandlung begriffen. Die intellektuelle und wirtschaftliche Hegemonie wurde den Franzosen entrissen, und nicht von irgend einer fremden Macht, sondern just von dem Erbfeinde, der sich nicht damit begnügte, Frankreich bei Sedan zu zerschmettern sondern auch mit frischer Kraft daran ging, Frankreichs Einfluß überall, wo er ihm begegnete, zu paralysieren Mit tiefem Grolle sahen die Franzosen, wie die deutsche Bildung im Orient sich rapid verbreitete, in wenigen Jahren solche Fortschritte machte, welche den Franzosen erst nach Mühen von Jahrhunderten zuteil geworden waren. Wie früher nach Paris, so strömten jetzt die türkischen und levantinischen Studenten nach Berlin. Wie früher französische, so reformierten jetzt deutsche Offiziere

die türkische Armee. Der deutsche Handel verdrängte den französischen über Nacht aus seinen ererbten Absatzgebieten. Bis zum ersten Besuche Wilhelms II. in Konstantinopel im Jahre 1889 hatten die Türken von der Existenz des neuen Deutschen Reiches nicht viel mehr gewußt als dies, daß es einen Bismarck hervorgebracht habe. Die Reise des jugendlichen deutschen Kaisers nach Konstantinopel war eine der glücklichsten Ideen dieses impulsiven Monarchen. Zum ersten Male erschien ein europäischer Herrscher am Hofe des Sultans als Gast; diesen Beweis einer spontanen Sympathie behielt der Sultan so dankbar im Gedächtnis, daß er fortan freudig allem entgegenkam, was sich deutsch nennt. Die Armee wurde durch deutsche Offiziere reformiert. Alle Ministerien erhielten hohe deutsche Beamte. Die eigentlichen Leiter des Zollamtes, der Finanzen, der Post, des Handelsministeriums, des Ackerbauministeriums, der medizinischen Schulen wurden Deutsche. Deutsche Konzessionsbewerber erhielten alles, was sie wünschten, viele tausende Kilometer Eisenbahnen wurden an deutsche Unternehmer vergeben. Ohne Kampf war Frankreich im Orient besiegt worden; ohne Widerstand leisten zu können mußte man eine Position aufgeben, wie keine andere europäische Macht sie früher im Orient besessen hat. Das ganze neunzehnte Jahrhundert war für die Türkei ein französisches und ein französierendes. Die wichtigsten administrativen Reformen, welche Machmud II. und Abdul Medschid einführten, stammten aus französischen Kabinetten. Armee, Schule und Sprache der Vornehmen waren französisch. Die ersten Bahnen in der Türkei wurden von Franzosen gebaut. Welche Vorteile zog das französische Kapital unter Napoleon III. aus

türkischen Finanzgeschäften! Die Milliarden, die Sultan Abdul Asis verschwendete, bereicherten französische Rentiers. Der französische Botschafter am Goldenen Horn war ein wirklicher Vizesultan. Und alles dies ging verloren, ehe man es nur merkte, verloren durch die Inaktivität der modernen französischen Diplomatie. Es ist wahr, die Franzosen haben absolut nichts getan, um sich die Türkei zu entfremden; aber sie haben auch nichts getan, um ihren Einfluß zu erhalten und zu stärken. In einem solchen Falle sind Unterlassungssünden nicht geringere Vergehen als effektive Fehler in der aktiven Taktik. Diese Erkenntnis wies zugleich den Weg, der einzuschlagen war. Man brauchte einen energischen Vertreter am Goldenen Horn; und man sandte den Bezwinger Boulangers, Constans, nach Stambul. Constans fühlte sich immer als ein Genie, berufen an erster Stelle zu glänzen. In Paris war es ihm nicht möglich geworden, nun winkte ihm Konstantinopel. Mit Freuden ging er an die Arbeit, und das Glück war ihm hold. Der Einfluß Deutschlands war an einem offensichtlichen Haltepunkt angelangt, und die Türkei zog selbst die Gelegenheit herbei, um die französische Diplomatie zu einer kühnen Aktion zu reizen.

Zwei Worte sind es, die im orientalischen Leben die wichtigsten Rollen spielen, die den Sultan und seine Minister, den Staat und das Volk regieren. Das eine heißt: Bellar, das Verhängnis; das andere: Kismet, das Schicksal. Bellar treibt den Menschen immer das zu tun, was just das Verkehrteste ist; und Kismet tröstet über Willenlosigkeit und Unverstand, Nachlässigkeit und Torheit als über etwas Unabänderliches hinweg.

Einer der wenigen Reste der französischen Errungen-

schaften früherer Zeiten ist die Hafen- und Dockkompagnie, die in der Periode der französischen Allmacht am Goldenen Horn mit einer Überfülle von Privilegien beschenkt wurde. Abdul Hamid II. hatte das Recht dies zu bedauern; aber nur das Bellar konnte seine Ratgeber auf die unglückliche Idee bringen, diese Begünstigungen im Interesse des Reiches durch Rückkauf aus der Welt zu schaffen. Daneben tauchte eine andere Frage auf: Die französischen Schutzbefohlenen Lorando und Tubini besitzen aus der kurzen Regierungszeit Murads V. einen aus einem Wuchergeschäfte stammenden Wechsel auf so und so viele Millionen. Abdul Hamid weigerte sich, die Forderung ohne Prüfung anzuerkennen. Da trat Constans als Sachwalter auf und intervenierte bei der Pforte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, Constans verlor die Geduld und ging mit eiserner Faust auf den Sultan los. Er gab als Grund seines brüsken Vorgehens an, der Padischah hätte sein Wort gebrochen, da er die Regelung der strittigen Angelegenheiten bis zu einem bestimmten Termin versprochen. Wie empfindlich diese modernen französischen Diplomaten geworden sind! Sie sind es in Konstantinopel nicht immer gewesen. Sie verstanden einst ganz gut viel bedeutsamere Sultansworte zu überhören, ganz andere Sultanslaunen zu ertragen. Es war im Jahre 1632, als die türkische Regierung ein im Bosporus ankerndes französisches Schiff ohne Rücksicht auf die bestehenden freundschaftlichen Verträge, unbekümmert um die Rechte und Freiheiten der Fremden, in Beschlag nahm und für sich behielt. Der damalige französische Gesandte Marcheville sandte seinen eigenen Sohn zum Großwesir und ließ Beschwerde führen. Der Großwesir warf den Sohn des

Botschafters in den Kerker. Nun schickte Marcheville einen Dragoman zum Sultan; und der Sultan befahl, daß man den Dolmetsch aufspieße; und da er für einige Tage nach Skutari überschiffen wollte und des edlen Schauspiels nicht verlustig werden mochte, mußte das Urteil vollzogen werden, ehe der Padischah den Fuß in den Nachen setzte. Was tat Frankreich damals? Nichts! — Vierzig Jahre später gab es einen neuen Zwischenfall. In Saïda wurden zwei französische Dragomane zur Bastonade verurteilt und jeder erhielt wohlgezählte fünfhundert Stockschläge. Was tat darauf die französische Regierung? Sie selbst entschädigte die Geprügelten mit einem Schmerzensgelde von fünfhundert Livres jährlich, und dem Botschafter Monsieur de St. Priest fiel es nicht ein, von der Pforte Genugtuung und Garantie für die Sicherheit des Lebens, der Ehre und des Eigentums der französischen Untertanen in der Türkei zu verlangen. Man meine nicht, daß beider Länder Stärkeverhältnis damals ein anderes war als heute. War etwa das Frankreich Ludwigs XIV. weniger achtunggebietend als die dritte Republik? Aber die französischen Diplomaten unterschieden zu jener Zeit zwischen höheren und höchsten Interessen. Die höheren waren Angelegenheiten persönlichen Ursprungs, die höchsten betrafen den Staat als solchen. Dieser unterstützte die Pforte mit Kriegsschiffen, Armeeorganisatoren und Ratschlägen gegen alle Mächte, vornehmlich gegen Österreich und Rußland. Constans jedoch sah Frankreichs höchstes Interesse darin, um einiger Finanziers Privataffären willen einen bis hart an den Krieg streifenden Konflikt hervorzurufen. Weil ein paar Franzosen mit der Türkei ein eingestandenes Wuchergeschäft nicht zu realisieren vermochten, weil der

Sultan zögerte, den wirtschaftlichen Ruin seines Reiches durch die Belastung einer neuen Hundertmillionenanleihe herbeizuführen, lichtete die französische Kriegsflotte im August 1901 die Anker und dampfte nach den offenen türkischen Häfen im Mittelmeere. Ich will nicht mißverstanden werden. Ich verdamme nicht in Bausch und Bogen den Vorgang. Es ist sogar lobenswert und nachahmenswürdig, daß eine Regierung für die Interessen eines jeden einzelnen ihrer Untertanen mit Nachdruck und Wärme eintrete. Geschähe dies nicht, so wären ja Handel und Verkehr, mit Ländern wenigstens, die sich dem Völkerrechte und den Gesetzen der Zivilisation noch nicht völlig erschlossen haben, einfach undenkbar; dann dürften europäische Kaufleute nicht mehr wagen, die Früchte ihres Fleißes nach den Staaten des Orients zu exportieren und dort ihre Regsamkeit zu betätigen. Aber diese Regel verträgt starke Ausnahmen. In diesem besonderen Falle, der die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich zog, lehnte sich die Pforte nachträglich dagegen auf, ungerechtfertigt hohe materielle Opfer zu bringen, welche eine frühere Regierung in einer unbedachten Freigebigkeit zugesagt hatte. Gewiß, versprochen ist versprochen, und eine Regierung darf auch ein von einer Vorgängerin gegebenes Wort nicht brechen. Die französischen Wucherer bestanden auf ihrem Schein, und er mußte eingelöst werden; die französische Kaigesellschaft pochte auf die ihr zugesicherten Rechte und Privilegien, und sie durften ihr nicht verkürzt werden. Nun drängte sich aber die große Rätselfrage vor: weigerte sich die Pforte, die Rechte der Kaigesellschaft anzuerkennen? leugnete der Sultan Abdul Hamid die Schulden seines Bruders Murad ab? Nein, erklärte Constans selbst, aber

der Sultan und seine Regierung zögerten mit der Regelung und Bezahlung. Ein türkisches Sprichwort heißt: Eilen ist Teufelswerk, Zögern ist Gotteswerk. Die ganze Lebensweise und Lebensweisheit des Orients liegt in diesen Worten. Dieses Sprichwort ist der wahre Beherrscher der Gläubigen. Nur nichts überstürzen, nur immer langsam voran. Man muß also im Orient Geduld haben. Anerkannt muß werden: die beiden französischen Wucherer, die jetzt vom Sultan Abdul Hamid die Schulden des Sultans Murad beglichen sehen wollten, haben durch fünfundzwanzigjähriges Warten eine ganz respektable Geduldprobe abgelegt; auch die Kaigesellschaft hatte lange genug auf die Liquidierung von vierzig Millionen Franks gewartet. Aber man bedenke, daß es sich um orientalische Geschäfte handelte, bei denen man sich von vornherein aller Schwierigkeiten bewußt sein muß. Wer mit der Türkei einen Handel eingeht, weiß gar wohl, daß dieser Handel immer zum Pasarlik, zum Abhandeln führt. Man setzt das Höchste fest und rechnet nur auf die Hälfte; und ist zufrieden, wenn man nur ein Viertel bekommt; und macht ja schon, wenn man nur ein Achtel erhält, einen guten Schnitt. So wäre es auch den französischen Herren ergangen, und alles wäre in Ordnung gekommen, wie ähnliches schon hundert Male geregelt worden ist. Die Finanziers verstehen diese Sachen unter allen Umständen besser abzumachen als die Diplomaten. Doch diesmal legte sich nur die Diplomatie ins Mittel, denn Constans mußte das Prestige Frankreichs erhöhen. Die französische Regierung forderte sofortige Regelung und prompte Bezahlung. Bei Allah, des Sultans Zögern war begreiflich. Alle Kassen leer, die Armee und Staatsbeamten seit

Monaten, vielleicht seit Jahren nicht bezahlt — woher kommen über Nacht hundert Millionen Franks? Und da man sich auf der Pforte noch darüber den Kopf zerbrach, polterte Constans schon mit dem Ultimatum daher, mit einem Ultimatum, welches die unerhörte Komödie europäischer Politik gegenüber der Türkei in helles Licht stellte. Man schreckte den Sultan mit dem plötzlich erwachten Mitgefühl der Franzosen für Mazedonien und Altserbien; man drohte ihm, die Bestrebungen der Jungtürken zu unterstützen, nachdem man erst wenige Wochen zuvor denselben Jungtürken an der Seine das Leben sauer gemacht hatte; und schließlich schob man sogar die Armenier vor, obwohl Delcassé just damals der französischen Post in Konstantinopel befohlen hatte, die armenischen Revolutionspamphlete zu konfiszieren und der Pforte auszuliefern. Von dieser — man verzeihe mir das wahre Wort — von dieser Revolverpolitik war nur ein Schritt zur Kanonenpolitik. Die französischen Kriegsschiffe dampften nach den levantinischen Gewässern und französische Truppen besetzten die Insel Mytilene. Aber das war kaum geschehen, als den Franzosen vor ihrer eigenen Heldenhaftigkeit bange wurde, und nachdem man von Paris aus durch den seltsamen Coup die ganze Welt in Aufregung versetzt hatte, blies man ebenso überraschend schnell zum Rückzuge. Die französische Regierung erklärte ihren Sinneswechsel folgendermaßen: Frankreich will der Welt ein Beispiel und eine Lehre geben; es will sich nicht um Geld schlagen; seiner Kraft ist es sich voll bewußt und es will freiwillig bestimmen, wann es sie anwenden soll; obwohl es jetzt im Rechte, will es auf die Kraftanwendung verzichten; wenn die Türkei Miene macht, sich vor der französischen Flagge

zu beugen oder das Haager Schiedsgericht anzurufen, dann will Frankreich versöhnlich sein. Verblüffend wie der Beginn der ganzen Affäre war, wie ich gesagt habe, auch diese jähe Dämpfung des Fanfarengetöses. Wenn Frankreich nicht die Absicht hatte, sich um Geld zu schlagen, dann hätte es auch dieses theatralischen Kreuzzuges nicht bedurft, um auf so sonderbare Weise der Welt die französische Friedensliebe zu beweisen. Was bedeutete die Phrase: wenn die Türkei Miene macht, sich vor der französischen Flagge zu beugen? Schon bei der ersten Meldung von der Entsendung einer Eskadre von Toulon nach der Levante hatte der Sultan die gewünschte gute Miene zum bösen Spiele gemacht und sich vor der französischen Flagge, sozusagen ehe sie noch in den türkischen Gewässern sichtbar war, tief verbeugt. Alle alten Forderungen Frankreichs hatte er sofort erfüllt, ohne länger zu zögern; und alle neuen nahm er an, ohne zu überlegen. Das Geld, um das Frankreich sich nicht schlagen wollte, war schon durch monatliche Anweisungen an die Zollämter sichergestellt, ehe noch Kontreadmiral Caillard seine Truppen auf Mytilene landen ließ. Und trotzdem erfolgte die Beschlagnahme dieser Insel. Nie noch ist die perfide Politik europäischer Mächte gegen die Türkei klarer charakterisiert worden, als durch diesen französisch-türkischen Konflikt. Man wollte den Sultan demütigen, weil er es nur gewagt hatte, die Rechtlichkeit einer fremden Forderung anzufechten. Eine Forderung, die vor wenigen Jahren einige hunderttausend Franks betragen, hatte man ihm jetzt mit einer Rechnung über viele Millionen präsentiert. Das wollte der Sultan prüfen lassen, ehe er sich zum Zahlen zwang. Und als Frankreich sich zum unbarm-

herzigen Gerichtsvollzieher aufwarf, da war es die Pforte, die nach dem Schiedsgerichte rief. Frankreich hatte also die Gelegenheit, die Angelegenheit in dieser Weise auszutragen, schon früher gehabt; der Sultan hätte leicht beweisen können, daß die Wucherer Lorando und Tubini einer kleinen Ziffer ein paar Nullen angehängt haben, und um dies zu verhindern, sandte man eine Kriegsflotte nach der Levante! Natürlich wollte sich Frankreich nicht um Geld schlagen, die Wahrheit war: daß man eine Gelegenheit ergriff, um wieder mit Glanz in die verlorenen levantinischen Positionen einzuziehen. Die orientalischen Expeditionen waren seit jeher die populärsten aller französischen Unternehmungen. Von den Kreuzzügen bis Navarin hat man in dem Ruhm der Orientfahrten geschwelgt. Nun sollte eine Verbindung hergestellt werden zwischen Vergangenheit und Gegenwart; ein neues Glied gewonnen werden für die rostig gewordene Kette französischer Heldentaten in der Levante. Einst schickte man seine Galeeren, wenn das Blut der Märtyrer nach ihnen schrie; heute fliegen die dampfgetriebenen Stahlpanzer schon, wenn ein Wucherer Mühe und Not hat, seine tausend Perzent Zinsen einzutreiben. Allerdings, das war ja nur der goldene Vorwand, hinter dem sich die stolze Flotte nach dem Orient bewegte. Ganz andere Ziele hatte sie sich außer dem sichtbaren Punkte gesteckt: Wo sie ihre Masten zeigt, da soll wieder das Ansehen Frankreichs erkannt werden; und wo sie ihre Anker wirft, da soll für dauernde Zeiten die Erinnerung bleiben, daß die dritte Republik die Traditionen Ludwigs XIV. nicht vergessen, und daß sie nicht aufgehört hat, die Protektorin der katholischen Kirche im Morgenlande zu sein; daß sie ihren Teil haben wolle

von den Früchten der kommerziellen Erschließung Kleinasiens; daß sie bereit sei, ihre Schulen zu schützen; mit einem Worte, daß sie wieder Anspruch darauf mache, die Rolle zu spielen, die Frankreich durch Jahrhunderte im Orient gespielt hat. Diese Rolle verlangte die flagrante Verletzung der Souveränität des Sultans, die Besetzung von Mytilene, der Insel, von der die französische Presse in jenem Momente stolzberauscht, als wäre sie schon französisch, sagte: sie ist die glückliche Beherrscherin des Ägeischen Meeres, der Schlüssel Kleinasiens und der Dardanellen. Vielleicht erträumte man sich hier schon ein französisches Gibraltar. Vor den Augen der verzückten Franzosen stieg die Königin des östlichen Mittelmeeres aus den Fluten hervor und bot der Republik die Macht über das westliche Morgenland dar. Von den Zinnen der alten venezianischen Festung, die sich an den Küsten der lesbischen Insel erhebt, läßt man die Blicke fliegen nach Süden und Norden, gedenkend jener Zeit, wo dieser Fels die Station zu siegbringenden Fahrten nach Konstantinopel und Alexandrien zugleich war. Mit Recht wurden die Franzosen poetisch bei der Nachricht von der leichtesten Eroberung, die sie je gemacht; in wenigen Stunden gewöhnten sie sich, die Insel als ihr Eigentum für alle Zeiten zu betrachten; sie schmückten die Geschichte dieser Insel, ihre liebliche und praktische Lage und selbst ihre Bevölkerung, die niemals eines guten Rufes sich erfreute, mit den süßesten Kosewörten ihrer schmeichlerischen Sprache.

Und dann wurde alles aufgegeben, die Flotte abberufen und in aller Stille Frieden mit der Pforte gemacht. Delcassé erklärte als Grund hierfür mit tiefem Bedauern: Frankreich ist nicht die einzige Macht, die über

den Orient zu bestimmen hat. Wer war der Republik in den Rücken gefallen? Deutschland? Nein! England? Nein? — Aber Rußlaud! — Von der blinden Furcht vor Deutschland beherrscht, hatte man in Frankreich sich über jeden Fortschritt entsetzt, den Deutschland im Orient machte. Als das deutsche Kaiserpaar in Palästina erschien, da bekam die Patriotenpresse wahre Wutanfälle und verlangte, daß die Republik die französischen Interessen im Heiligen Lande tatkräftig vor dem unverschämten deutschen Einflusse schütze. Und über alledem merkte man in Paris gar nicht die ruhige Arbeit der russischen Palästinagesellschaft; sah man nicht die festungsartigen Russenbauten, die in und um Jerusalem mit ihren hochragenden Zinnen landbeherrschend emporwuchsen; hörte man nicht den mächtigen Klang der russischen Kirchenglocken, die ihren siegenden Ruf allerorten im Heiligen Lande ertönen ließen. In die weitausgebreiteten Arme des Russentums sanken alle Nationen jener Provinzen; die griechischen Kirchen und Klöster senkten ihre Fahnen vor dem unwiderstehlichen Eroberer; die Syrier und Araber rechneten längst nicht mehr auf Frankreich, sondern nur auf Rußland; die Schulen der Russen hatten kaum noch Raum für die Zahl der andrängenden Einheimischen, und in Beyrut, wo seit jeher die französische Jesuitenschule die Sehnsucht der Wissensdurstigen war, wurde der Grundstein zu einer russischen Hochschule gelegt. Um die Hegemonie in Palästina und Syrien, die es seit den Zeiten Ludwigs XIV. unbestritten innegehabt hatte, führte Frankreich den Krimkrieg. Was Rußland damals einbüßte, hat es längst zurückerobert; und nicht nur das: es begann — mehr noch als Deutschland — Frankreich im ganzen Orient zu verdrängen.

Hatte man in Paris ernstlich auf russische Hülfe im Konflikte mit der Pforte gerechnet? Dann hat Constans die Republik sicherlich am besten darüber aufklären können, daß Frankreichs gefährlichster Gegner im Orient nicht Deutschland, sondern Rußland sei. Frankreich und Rußland können nur dort innig umschlungen marschieren, wo Frankreich nichts anderes will, als Rußlands Lasten erleichtern, Rußlands Triumphe vermehren. In der Levante ist ein Zusammengehen undenkbar, weil da auch Frankreich etwas will, Rußland aber nur nimmt, nie gibt. In Kleinasien hat Frankreich sogar Mittel und Wege gefunden, seine Interessen mit denen Deutschlands zu vereinigen; die Bahn nach Bagdad wird eine deutsch-französische sein. Aber russische und französische Interessen in der Türkei können nie friedlich miteinandergehen, sondern werden immer hart aufeinanderstoßen. Der wahre Feind Frankreichs im Orient ist Rußland; ist Rußland von jeher gewesen, wird Rußland immer sein. Mögen die Präsidenten der Republik hundertmal nach der Newa pilgern und dem russischen Kaiser den Staub von den Füßen küssen; möge der Zar hundertmal nach Frankreich kommen und Land und Volk mit seiner Huld beschenken; mag die Republikaner der Absolutismus des großen Alliierten oder den Zaren die Doktrin der sozialistischen Republik nicht mehr genieren — alle diese Gegensätze können sich versöhnen, wenn die französischen Milliarden nach Rußland rollen. Aber der Kontrast zwischen den russischen und französischen Plänen im Orient kann nie und nimmer aus der Welt geschafft werden, und wenn die Republik dort auf der Wahrung ihres Prestige allzu fest besteht, dann erhält es einen zarischen Fußtritt. Das war die wahre Ursache des

jähen Endes, welches der französische Argonautenzug nach Mytilene fand.

Beim Sultan wuchs durch diesen Schachzug der Petersburger Politik, die rücksichtslos den Alliierten opferte, als dies für sie selbst von Vorteil war, das Ansehen Rußlands natürlich ganz gewaltig, und der Botschafter des Zaren wurde wieder einmal die wichtigste Person am Hofe des Padischah. Die Beziehungen kaum einer anderen europäischen Macht zur Pforte waren so wechselvolle wie die russischen. Im Jahre 1492 interessierte man sich in Moskau zum ersten Male für die Türkei, und Iwan III. schrieb an den ihm verbündeten Chan der Krim: „Frage den Sultan der Osmanen, ob ich, Dein Bruder, auch der Bruder des Sultans sein könnte.“ Worauf bald vom Sultan Bajesid an den vermittelnden krimschen Chan die Antwort kam: „Wenn der Fürst von Moskau Dein Bruder ist, so ist er auch der meinige.“ Drei Jahre später kam Michael Pleschtschejew als erster russischer Gesandter nach dem türkischen Konstantinopel; er suchte nichts als Handelsverbindungen und Garantien für die Sicherheit russischer Reisenden im Orient zu erlangen. Die Mission endete mit der ungnädigen Heimsendung des Russen. Der Zar hatte seinem Botschafter befohlen, vor dem Sultan nicht niederzuknieen und seine Anrede an den Padischah direkt zu richten, nicht durch die vorgeschriebene Vermittlung des Zeremonienmeisters. Pleschtschejew fügte dem noch aus Eigenem den Stolz hinzu, daß er ein ihm vom Sultan angebotenes Gastmahl und Ehrenkleid zurückwies; seither haben die Botschafter des orthodoxen Zaren ihre Gesinnungen in bezug auf sultanische Geschenke stark geändert. Bajesid legte den moskowitischen Diplomaten die Abreise nahe und

beklagte sich beim Zaren über die Unverschämtheit des Boten. Darauf kam von Moskau der höflichere und gewandtere Alexej Golochwastow als neuer Gesandter, aber Sultan Bajesid hatte die Lust verloren, mit den groben Moskowitern in Verkehr zu treten. Erst Bajesids Sohn Selim erwiderte die russischen Gesandtschaften, indem er im Jahre 1512, um seine Thronbesteigung anzuzeigen, den Fürsten Kemal von Menkub nach Moskau beorderte. Kemal wurde vom Zaren mit großer Auszeichnung aufgenommen und brachte bei seiner Rückkehr den dritten russischen Gesandten mit, den Offizier Alexejew, der mitzuteilen hatte, daß auch in Moskau mittlerweile ein Thronwechsel stattgefunden. Der neue Zar Wassily schrieb dem Sultan Selim: „Unsere Väter haben in brüderlicher Eintracht gelebt; weshalb sollte dies nicht auch mit uns, ihren Söhnen, sein?“ Rußland blieb noch lange der suchende Teil; während die Zaren jeden Augenblick eine Gesandtschaft nach Stambul abordneten, fand Kemal erst nach Jahrzehnten einen Nachfolger. Als Sultan Suleiman 1520 den Thron bestiegen hatte, schickte ihm Zar Wassily Iwanowitsch kurz nacheinander zwei Botschafter nach Belgrad. Beide kehrten nicht nach Rußland zurück, und man hat nie erfahren, wo sie geblieben sind. 1530 erschien darauf ein dritter russischer Gesandter bei Suleiman und verlangte unter Androhung von Feuer und Schwert die Aufsuchung und Herausgabe seiner zwei Vorgänger. Der Sultan wies den Russen so schroff ab, daß dieser froh war, mit heiler Haut fortzukommen. Nach dem Tode des Zaren Wassily sandte dessen Nachfolger Iwan IV. den Diplomaten Adaschew mit freundschaftlichen Briefen an Suleiman. Dieser erwiderte des Zaren Höflichkeit nicht.

Er sandte wohl zweimal Beamte nach Rußland, aber nicht in politischen Missionen, sondern um Zobelfelle für die Haremsdamen einzukaufen. Diese Haltung Suleimans war um so auffallender, als des Sultans Gemahlin eine geborene Russin war, die ihn so sehr beherrschte, daß er neben ihr keine andere Frau hatte. Sie hieß als Türkin Churrem, die Fröhliche; in den Werken der fremden Geschichtsschreiber nennt man sie Roxelane. Nie hat in der Türkei eine Frau eine so wichtige Rolle gespielt wie sie, die nicht bloß den Sultan, sondern auch durch den Sultan das Reich beherrschte, die Großwesire ernannte und die Provinzen an ihre Anhänger verschenkte. Später haben noch zwei Russinnen aus der Sklavinnenkammer heraus als Sultaninnen geherrscht: Schechsuwar, die Gemahlin Osmans II.; und Tarchan, die Gemahlin Murads IV. und Mutter Mohammeds IV. Diese Heiraten von Sultanen mit Russinnen blieben ohne Einfluß auf die diplomatischen Beziehungen beider Staaten. Die Moskowiter ließen sich durch die Zurückhaltung der Osmanen nicht abschrecken. 1570 sandte Zar Iwan der Schreckliche den Diplomaten Nowossilzow nach Stambul, um Suleimans Sohne Selim II. zu seiner schon vor vier Jahren erfolgten Thronbesteigung Glück zu wünschen und gleichzeitig Klage zu führen wegen des Einbruchs der Türken nach Rußland. „Der Zar", sagte Nowossilzow, „ist doch kein Feind der Mohammedaner. In der russischen Armee sind mehrere hohe Generale Moslems." Sultan Selim II. nahm diese Erklärung kühl entgegen und erkundigte sich nicht einmal nach der Gesundheit des Zaren. Die hartnäckigen Moskowiter antworteten darauf ein Jahr später mit einer neuen Gesandtschaft und wiederholten ihre Vorwürfe und Klagen. End-

lich, neun Jahre später, bequemte sich die Hohe Pforte einen Beamten nach Moskau zu schicken, um die Klagen des Zaren zu prüfen! — Erst unter den Romanows begannen sich die Verhältnisse zu ändern, und die Türken gerieten der wachsenden russischen Macht gegenüber bald in Nachteil. Es kam zu Reibungen und zu einem Kriege, und die Russen siegten zum ersten Male über die Türken. Der Friede vom 11. Februar 1681 gab den Russen den Dnjepr und Bug und die ungehinderte Wallfahrt nach Jerusalem frei. Dann kam die Politik Peters des Großen zur Geltung; und ehe man sich's versah, war die Türkei in ein förmliches Abhängigkeitsverhältnis zu Rußland geraten. Kriege folgten auf Kriege, die für die Osmanen stets mit Demütigungen und Provinzenverlusten endeten. Die Niederlage Rußlands im Krimkriege brachte der Pforte nur eine vorübergehende Erholung, und zwei Jahrzehnte später stand der Erbfeind gar vor den Toren von Stambul. Welch ein wunderbarer Weg von Michael Pleschtschejew, dem Gesandten Iwans III. an Bajesid, zu Nikolay Pawlowitsch Ignatjew, dem Botschafter Alexanders II. am Hofe des Abdul Asis und Abdul Hamids II.! — Ignatjew vertrat Rußlands Politik am Goldenen Horn in so vortrefflicher Weise, daß die Kollegen am Bosporus ihm den Beinamen „Menteur Pacha“ verliehen und selbst die verschlagensten orientalischen Diplomaten ihn als „Vater der Lüge“ bewunderten. Fünfzig Jahre lang hat Nikolay Pawlowitsch für die Ausbreitung der allslawischen Macht, die sich in Rußland verkörpert, gearbeitet, und er hat dem zweiköpfigen zarischen Adler die Wege gewiesen vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Er hatte als Dreißigjähriger auf dem Pariser Kongresse eine so günstige Festsetzung der russisch-

rumänischen Grenze erzielt, daß er von seiner Regierung aus der militärischen in die diplomatische Karriere hinübergenommen wurde. Der fernste und der nächste Orient wurden die Felder seiner Tätigkeit, und immer zeigte er sich den schlauesten Morgenländern überlegen. Ihm verdankt Rußland den Vertrag von Aigun, der in der Folge das Übergewicht des Zarenreiches im himmlischen Reiche begründete; er leistete China Vermittlungsdienste im Kriege mit Frankreich und England, und erhielt als Lohn dafür die ganze mandschurische Küste; er verschaffte Rußland auch die Hegemonie in Mittelasien. Seine Hauptarbeit aber leistete er als Botschafter des Zaren am Bosporus. Von der ersten Stunde an, da er die türkische Erde betrat, bis zum Friedensschlusse von San Stefano und bis zur Berliner Konferenz blieb er treu der Aufgabe, die er sich gestellt hatte: Zertrümmerung der Türkei. Aber nicht als Feind trat er auf, sondern nach dem Gortschakowschen Rezepte handelte er: Freundschaftlich-energisch! Den Sultan Abdul Asis wußte er zu überzeugen, daß Rußland der Türkei die Niederlagen des Krimkrieges nicht mehr nachtrage und daß die Pforte am Zarenreiche den besten Freund habe. Für diese Auffassung gewann er die Mutter des Padischah, eine Kurdin, welche allein Einfluß auf den wilden Charakter des Sohnes besaß, und den Großwesir Machmud Nedim, der von christlichen Eltern aus Georgien abstammte und für den rollenden Rubel so empfänglich war, daß ihn das Volk allgemein Machmud Nedimow nannte. Dem Sultan schmeichelte Ignatjew besonders damit, daß er sich für dessen Lieblingsidee: die Thronfolgeordnung zugunsten des Prinzen Jussuf Izzeddin, des Sohnes des Abdul Asis, zu ändern, mit aller Kraft ein-

setzte. Freilich hat dies nicht viel genützt; die alte osmanische Erbordnung, daß nicht der Sohn dem Vater folge, sondern immer der älteste Prinz der ganzen Familie Osmans den Thron besteigt, blieb bestehen; auf Abdul Asis folgten seine Neffen Murad und Abdul Hamid, und der Sohn des Abdul Asis, Jussuf Izzeddin, lebt heute noch als ein armer Gefangener in einem Schlosse zu Beikos am Bosporus, wartend ob noch zwei oder drei Herrscher vor ihm sterben, bis es ihm vergönnt sein kann, aus dem Kerker auf den Thron zu steigen. Aber wenn auch der Plan selbst nicht gelang, Ignatjews guter Wille wurde belohnt durch das uneingeschränkte Vertrauen des Sultans. Nikolay Pawlowitsch hat dies Vertrauen wohl zu nützen verstanden. Ganz merkwürdig wird dieser Abschnitt der Ignatjewschen Tätigkeit beleuchtet in einer Schrift, die der Großwesir Chalil Pascha am 20. Januar 1877 in Konstantinopel veröffentlichte. Chalil Pascha verschaffte sich als Botschafter in Petersburg und Wien auf unlautere Weise einen Briefwechsel der russischen Regierung mit ihren Diplomaten in der Türkei und einen zweiten Briefwechsel zwischen Ignatjew und dem russischen Botschafter in Wien, Nowikow, der in der österreichischen Hauptstadt gleichzeitig Präsident des Wiener panslawistischen Komitees war. Als Chalil Pascha Minister des Auswärtigen geworden war, verfehlte er nicht, den Sultan einen Blick in die kostbare Briefsammlung werfen zu lassen. Es zeugt für den Fatalismus des Abdul Asis, daß Ignatjew trotzdem bei ihm in Gunst blieb. Erst unter Abdul Hamid II., als Chalil Pascha als Nachfolger Machmud Nedims Großwesir geworden war und der Krieg mit Rußland schon vor der Tür stand, wagten die Türken die Aktenstücke in Kon-

stantinopel selbst zu publizieren, um die Welt über die Hinterlist der russischen Politik aufzuklären. Aber das Büchlein verschwand blitzschnell aus der Öffentlichkeit, und das Exemplar, das vor mir liegt und mir vom Großwesir Dschewad Pascha eingehändigt wurde, als die Türkei anläßlich der armenischen Wirren abermals vor einem Konflikt mit Rußland stand, dürfte in der Welt nur wenige Genossen haben. Die Schrift führt den Titel: „Les Responsabilités“ und enthält auf 110 Seiten ein halbes Hundert Aktenstücke und Chalils Kommentare. Die fünfzig Dokumente sind wahre Bausteine zu einem grandiosen Monument für den Vater der Lüge und die treulose russische Politik. Nirgends mag soviel Falschheit, Hinterlist, Geschmeidigkeit mit Rücksichtslosigkeit gepaart, soviel Freundschaftsheuchelei und soviel Unbarmherzigkeit gegenüber der Vertrauensseligkeit, nirgends solche Brutalität in der Politik unter der Maske der Fürsorge für den Geprellten zum Ausdruck gekommen sein, als auf den fünfundfünfzig Blättern dieses schmächtigen Büchleins. Ich brauche nur ein einziges Beispiel anzuführen: Auf Seite 103 lesen wir, wie Ignatjew, der dem Sultan immerfort Rußlands Freundschaft als die verläßlichste Stütze seines Thrones hinstellt, dem Khedive Ismael russische Hülfe gegen den Padischah anbietet! — Die Folge der türkischen Kurzsichtigkeit war der verhängnisvolle Krieg mit Rußland und der Abfall der Tributstaaten von der Pforte. Rußland selbst hat die Türkei an jene Epoche erinnert, als es sich im September 1902 offiziell an der bulgarischen Erinnerungsfeier für die Kämpfe um den Schipkapaß beteiligte. Ein türkischer General, Marschall Reuf Pascha, der an jenen Kämpfen aktiv teilgenommen

hat, erzählte mir oft von diesem merkwürdigsten aller Ereignisse des Krieges, das nicht weniger als sechs Monate zu seiner Entwicklung brauchte. Vom 17. Juli 1877 bis 9. Januar 1878 rangen die Russen und Bulgaren einerseits, die Türken andererseits um diesen kostbaren Besitz. Am 7. Juli 1877 war es, da fiel die alte Residenz der bulgarischen Zaren, Tirnowo, in die Hände der Russen. Die Osmanen hatten die Stadt nur schwach besetzt gehabt; fünf Bataillone und vierhundert Mann Artillerie mit sechs Kanonen konnten dem kühnen Ansturm russischer Kavallerie nur unbedeutenden Widerstand entgegensetzen. Die leichte Eroberung machte die Russen zu Herren des Straßenknotens, der Tirnowo mit dem Tundschatal und dem Schipkapasse verknüpft. Größer noch als der praktische war der moralische Sieg der Russen. Seit 1393 war Tirnowo in den Händen der Osmanen gewesen, seit vielen Jahrhunderten hatte in den Mauern der alten Zarenstadt kein christliches, kein orthodoxes Heer geweilt. Und nun war die Residenz, die in der Geschichte und der Legende der Bulgaren durch die Jahrhunderte der osmanischen Herrschaft lebendig blieb als das Nationalheiligtum des unterjochten Volkes, wieder unter dem siegreichen Banner der Orthodoxie. General Gurko, ermutigt durch die schnelle Besetzung von Tirnowo, beschloß sich schleunigst auch des Schipkapasses zu bemächtigen. Den ganzen Train ließ er in Tirnowo zurück und nahm für seine Truppen und Pferde nur eine fünftägige Ration Biskuits und eine dreitägige Fourage mit. Aber diesmal war die Arbeit nicht mehr so leicht; zweimal mißlangen die Angriffe der Russen; am dritten Tage knüpfte der Pascha Unterhandlungen wegen der Kapitulation an — doch als General Gurko

am nächsten Morgen die Unterhandlungen fortsetzen wollte, war der gute Mehmed Pascha mit allen seinen Tapferen entwischt. Nun besetzten die Russen den Paß, befestigten ihn mit fünfundzwanzig Redouten und schafften Kriegsmaterial und Lebensmittel in die Position. Bald sollten sie erkennen, wie dringend gerechtfertigt diese Vorsichtsmaßnahmen waren. In Konstantinopel begann man sich der Gefahren bewußt zu werden. Man versuchte sie durch einen Personenwechsel zu beschwören: an Stelle Abdul Kerims wurde Suleiman Pascha zum Oberfeldherrn ernannt; dieser rückte mit frischen Truppen an und brachte den Russen schwere Verluste bei. Großfürst Nikolay und General Gurko waren genötigt, das ganze jenseits des Balkans gewonnene Terrain aufzugeben, und nur den Schipkapaß vermochten sie zu halten. Um jene Zeit war die Situation der russischen Armee fast auf dem ganzen europäischen Kriegsschauplatze kritisch geworden. Vor Plewna hatte sie eine schwere Niederlage erlitten, ihre Rückzugslinie schien bedroht, von allen Seiten drängten türkische Korps heran, und jetzt schickte Suleiman Pascha sich an, auch den Schipkapaß zurückzugewinnen. Hier hatten die Russen als Besatzung bloß ein Regiment Infanterie, einige Druschinas bulgarischer Miliz und ein paar Sotnien Kosaken zurückgelassen; dazu kam in letzter Stunde ein Regiment, welches General Radezky den Bedrängten zu Hülfe sandte. Erst als die Russen Kenntnis davon erhielten, daß Suleiman Pascha mit vierzig Bataillonen nach dem Schipkapaß marschierte, eilte General Radezky mit seinem ganzen Korps ebenfalls dorthin. Ehe Radezky aber eintraf, hatten die paar Regimenter der Russen und Bulgaren, die ihre Position verteidigten, Kämpfe zu bestehen,

die sich würdig jenem anreihen, den einst Leonidas und seine Heldenschar bestanden. Suleiman Pascha selbst hat dies in seinem Berichte an den Sultan Abdul Hamid ausgesprochen: „Nie hat man“, so schrieb er, „einen erbitterteren und blutigeren Kampf gesehen. Seit dem 21. August dauerte er täglich von morgens bis abends mit derselben Heftigkeit fort. Ohne auf ihre Verluste zu achten, hörten die Russen nicht auf, sich zu schlagen; beständig kehrten sie zurück, die Gefallenen wurden immer wieder durch neue Helden ersetzt. Die für den Feind wie für uns so wichtigen Stellungen wurden von beiden Seiten mutig umworben. Einmal gelang es sogar drei russischen Kompagnien, dank einer außerordentlichen Hingebung, die Höhen zu gewinnen. Trotz des Herannahens der Nacht hörten die Russen nicht auf, ihre wütenden und verzweifelten Versuche gegen unsere Linien fortzusetzen; erst um halb neun Uhr morgens zwangen Erschöpfung und grausame Verluste den Feind, die übermenschlichen Anstrengungen, sich unserer Stellungen zu bemächtigen, aufzugeben.“ Aber schon nach kurzer Rast begannen die Russen ihr Stürmen von neuem, „mit noch mehr Furie als früher“, so daß Suleiman seiner Meldung an den Sultan den Nachsatz hinzufügen mußte: „Trotz der harten Niederlage, welche die Russen erlitten, ist die Angelegenheit noch ohne Lösung; die starken Befestigungen des Schipka sind noch nicht unser.“ Und sie wurden auch nicht wieder türkisch. General Radezky war endlich angekommen und rettete die Besatzung. In den zehntägigen Kämpfen hatten die Türken siebentausend Mann verloren, doppelt soviel, als die Besatzung betrug. Trotz seiner Mißerfolge wich Suleiman nicht vom Platze, denn er schätzte richtig die Bedeutung, welche dieser

Punkt für den ganzen Krieg hatte. Er verlangte dringend noch sechzehn Bataillone, bekam aber nur sieben. Am 16. September beschloß er, den St. Nikolayberg, den höchsten Punkt des Schipkapasses, durch einen kühnen nächtlichen Überfall zu erobern. Er formierte aus drei Bataillonen ein Freiwilligenregiment von dreitausendfünfhundert Mann, die bereit waren, sich dem sicheren Tode zu weihen; und ihrer Kühnheit gelang die Überrumpelung. Nachdem sie die paar Kompagnien, die die Tranchéen bewachten, vollständig niedergemetzelt hatten, waren sie um die sechste Mrrgenstunde des 17. September Herren des St. Nikolayberges, und Suleiman Pascha telegraphierte nach Konstantinopel: „Der Schipka ist unser!" Aber zur selben Zeit, als diese Siegesbotschaft dann von Stambul nach den europäischen Hauptstädten weiter telegraphiert wurde, war sie auch schon nicht mehr richtig. Denn nur sechs Stunden lang hatten sich die Türken des Besitzes der so furchtbar umstrittenen und so teuer erkauften Bergspitze zu erfreuen vermocht; um 12 Uhr mittags eroberten die Russen den Platz zurück. Suleiman Pascha überließ nunmehr den Oberbefehl über die Armee meinem Gewährsmanne für diese interessanten Erinnerungen, dem Marschall Reuf Pascha; aber auch diesem gelang es nicht, den Schipka wiederzugewinnen. Im Januar 1878 gab es die letzten Kämpfe um den Schipkapaß, als Radezky, Swjätopolk-Mirsky und Skobelew mit sechzigtausend Mann den General Wessell Pascha, der die Russen umzingeln wollte, gefangen nahm. Das Bravourstück kostete den Russen die Hälfte aller Offiziere und viele tausend Mann; aber es war entscheidend; Wessell Pascha ergab sich mit dreißigtausend Mann und hundert Kanonen, und die Russen hatten den Weg nach

Konstantinopel frei. Gurko rückte in Sofia ein, das seit 1434 kein christliches Heer gesehen hatte, und vereint mit Radezky schlug er Suleiman Paschas Donauarmee.

Eine Generation hat seither gewechselt, und von den Helden jener Kämpfe sind die meisten vom Tode hinweggerafft worden: die Gurko, Radezky, Skobelew und Dragomirow. Von den russischen Offizieren von Namen sind nur noch Kuropatkin, der Schilderer der Kämpfe um den Schipkapaß, und Fürst Swjätopolk-Mirsky, der den General Wessel Pascha gefangen nahm, am Leben.

Mit Wehmut gedachte mein Freund Reuf Pascha des unglücklichen Suleiman, den ein tragisches Schicksal auf einen verlorenen Posten gestellt hatte. Als Sultan Abdul Hamid II. Suleiman aus Montenegro zurückrief, um ihm das Oberkommando an Stelle des Abdul Kerim Pascha zu übertragen, ließ er ihm durch den Palastsekretär Saïd folgendes schreiben: „Zwischen Leben und Tod des Reiches liegt die Breite eines Fingers, und der General, dem es gelingen wird, die Regierung und die Nation aus dieser Gefahr zu retten, wird sicherlich den höchsten und glänzendsten Platz und die Gnade und Gunst des Sultans, ebenso wie die Gebete der ganzen Nation erwerben.“ Suleiman hat gewiß sein Bestes versucht, allein er konnte gegen das Kismet nicht aufkommen. Seine Bemühungen fanden keine Unterstützung, seine Pläne kein Verständnis; Mehmed Ali Pascha, der zum Islam übergetretene Preuße Karl Detroit aus Magdeburg, auf dessen Hilfe Suleiman rechnete, ließ den Oberbefehlshaber in Stich; Osman Pascha, der Suleiman Hilfe leisten wollte, wurde selbst in Plewna eingeschlossen. Dabei fehlte es Suleiman an Mitteln zur Verpflegung seiner Verwundeten und Kranken, litt er Mangel an Ärzten

und Krankenwärtern: „Wir sind ob der Sorglosigkeit unserer Sanitätsbeamten und ob unseres Mangels an Heilmitteln errötet.“ Vielfach wurde Suleiman Pascha als ein Feldherr geschildert, der seine Truppen leichtmütig auf die Schlachtbank warf. Als der Adjutant des Sultans, Oberst Dschelal Bey, bei Suleiman, der nach seinem Weggang vom Schipkapaß Kommandierender der Donauarmee geworden war, erschien, um ihm den Bestallungsferman für das neue Kommando zu übergeben, richtete er im Namen des Sultans folgende Mahnung aus: „Der Höchstkommandierende soll weder ein so schlaffer Mensch sein wie Mehmed Ali, noch ein so inhumaner wie Suleiman.“ Man hatte dem Sultan berichtet, daß Suleiman am Schipkapasse mehr als zwanzigtausend Soldaten nutzlos geopfert hätte. Die sultanische Mahnung ist ein schönes Zeugnis für das fühlende Herz Abdul Hamids II., der seine Soldaten geschont wissen wollte; allein Suleiman hat sie augenscheinlich nicht verdient, schrieb er doch dem Großwesir Edhem Pascha: „Die von den Russen wie von den Türken verübten Grausamkeiten sind maßlos und müssen das Mitleid aller gefühlvollen Menschen erregen.“

Von Suleimans hervorragendsten Kampfgenossen im Russenkriege lernte ich viele kennen; einige von ihnen wurden mir zu Freunden, doch fast ausnahmslos muß ich ihrer mit Trauer gedenken. Mein tapferer Marschall Fuad Pascha, der Held von Elena, ist im Sommer 1902 wegen angeblich revolutionärer Umtriebe degradiert und nach Syrien verbannt worden, und dort verschollen.

Mein Freund Osman Nuri, beigenannt Ghasi, der Glaubensheld, ist vor sechs Jahren, im April 1900, in

Konstantinopel im Alter von 70 Jahren gestorben und unter großen Ehrenbezeigungen in der Moschee des Eroberers von Byzanz, des Sultans Mohammed II., begraben worden. Seine Karriere war eine der schönsten, die je ein Soldat zurückgelegt hat. Seine wechselvollen Schicksale führten ihn von der untersten Stufe zur höchsten Sprosse, vom einfachen Soldaten zum Marschallsrange, zum Posten eines Kriegsministers und machten ihn an seinem Lebensabende zum unzertrennlichen Gefährten des Sultans. Ich darf seiner Erinnerung wohl mit Recht einen breiten Raum widmen, indem ich auf Grund der Mitteilungen, die er mir persönlich machte, sein Leben schildere. Dem Helden wird nicht bloß die osmanische Geschichte ein dankbares Andenken bewahren, auch in der allgemeinen Weltgeschichte muß ihm eine erhabene Stelle gewahrt bleiben. Hätte er nicht monatelang den russischen Siegeszug gehemmt, dann gäbe es heute vielleicht keine Türkei mehr.

Osmans Geburtsstadt war Tokat in Anatolien; er stammte also aus einer für den Islam und die Osmanen historischen Gegend. Unweit von Tokat liegt die Grabstätte des Sidi Ghasi, des im ganzen Orient berühmten arabischen Cid, der mehrere Jahrhunderte vor dem spanischen die Welt des Mittelalters durch die Größe seiner Heldentaten in Erstaunen setzte. Und das ganze Gebiet um Tokat ist voll von Erinnerungen an das erste Auftauchen des Stammes Osman; dort gelangten die Osmanen zuerst zu Macht und Ansehen. In solcher Umgebung wurde Osman Nuri geboren, der vom Schicksal eine der letzten militärischen Größen des dekadenten Osmanentums zu werden bestimmt war. Der kleine bulgarische Ort Plewna, den vor drei Jahrzehnten noch kaum eine Landkarte verzeichnet hatte, ist

zu historischem Ruhm gelangt, seit der anatolische Löwe Osman ihn so heroisch gegen die Russen verteidigt hat.

Frühzeitig kam Osman mit seinen Eltern nach Konstantinopel. Er besuchte eine Schule in Stambul, an der sein Onkel Direktor war, und kam dann in die Militärschule von Pankaldi, die er im Alter von zwanzig Jahren als Mulasim oder Unterleutnant verließ. Im Krimkriege bestand er die Feuerprobe, nach Beendigung des Krieges wurde er als Hauptmann dem Generalstabe zugeteilt. Viele wichtige Missionen wurden ihm anvertraut — kartographische Aufnahmen in Anatolien, die Unterdrückung der Brigantenbande des Jussuf Kerim, die im Libanon herrschte. Im Jahre 1863 wurde Osman, damals schon Major, nach Kreta geschickt und dem Generalissimus Omer Pascha attachiert. Ihm fiel die Aufgabe zu, jenes Kloster Arkadion zu stürmen, das die griechischen Frauen in die Luft sprengten, als die Männer es aufgegeben und in Stich gelassen hatten. Mit Bewunderung sprach Osman Pascha stets von dieser weiblichen Heldentat. Wo es schwierige Soldatenarbeit gab, sah man Osman am Platze. So 1867, während einer der blutigsten Revolten in Yemen; seine dort bewiesene Tapferkeit machte ihn zum General und Pascha. Er zählte damals erst 35 Jahre. Abwechselnd kommandierte er nun in Mazedonien, Albanien, Konstantinopel, Bosnien, Armenien, und endlich wurde er als Nachfolger Jawer Paschas zum Befehlshaber der gegen Serbien aufgebotenen Truppen ernannt. Mit Blitzesschnelle organisierte er seine Truppen, forcierte die serbische Grenze und inaugurierte die Serie seiner berühmtesten Taten mit der Eroberung der Höhen von Iswor. Der Krieg zwischen Rußland und der Türkei war in vollem Gange, die Os-

manen erlitten Niederlage auf Niederlage und wurden immer südlicher gedrängt. Da setzte sich Abdul Hamid mit Osman Pascha in Verbindung; ein eigener Draht wurde zwischen Widdin, wo Osman garnisonierte, und dem Palaste des Sultans hergestellt, und in der Nacht vom 7. zum 8. Juli 1877 standen beide in ununterbrochenem Depeschenwechsel miteinander. Die Folge war, daß Osman Pascha mit seinen Truppen nach Plewna marschierte und schon am 19. Juli den Eintritt in die Festung erzwang. Großfürst Nikolay sagte damals noch: „Was kümmert uns Plewna, wir werden es im Vorübergehen nehmen! Der Weg nach Konstantinopel ist offen für uns!“ Kurze Zeit darauf aber klagte Alexander II. dem Grafen Tolstoi: „Plewna! Plewna! Muß dieser Name immerfort in meinen Ohren klingen wie eine düstere Warnung?“ Und Tolstoi erwiderte: „Ja Plewna! Dort ist es, wo unser böses Schicksal uns erwartet!“ Der Weg nach Konstantinopel war versperrt. Ebenso blitzschnell wie Osman nach Plewna gekommen war, machte er aus der schwachen Festung ein unbezwingliches Bollwerk, wobei sein Generalstabschef Tewfik*) ihm rühmenswerte Hilfe leistete. Unter den Augen der ringsum in dreifacher Zahl lagernden Russen wurden Schutzwerke gebaut. Wohl versuchten die Russen die Arbeit zu stören und gingen sogar zu einem Bajonett-angriff vor, allein sie mußten sich in vollständiger Auf-

---

*) Tewfik Pascha, der an der heldenhaften Verteidigung von Plewna kaum geringeren Anteil hatte als Osman Pascha, wurde im Gegensatze zu letzterem von Konstantinopel stets fern gehalten und erhielt, gleichsam als Verbannter, nur Posten in der Provinz. Ich lernte ihn kennen, als er Wali in Angora war, und verdanke ihm auch einige der hier mitgeteilten Episoden.

lösung zurückziehen und ließen von ihren 13000 Infanteristen und ihren drei Regimentern Kavallerie als Opfer des zehnstündigen Kampfes 1000 Tote und 2000 Verwundete zurück; auch Osman Pascha hatte 1000 Tote und 1000 Verwundete verloren. Erst zwei Wochen später erneuerten die Russen unter General Krüdener den Angriff mit 6 Divisionen gegen Osman Pascha, der insgesamt über 20000 Mann und 58 Geschütze verfügte. Von 8½ Uhr morgens an stürmten die Russen unter Krüdener, Schuchowskoi und Skobelew gegen die Türken an. Um 3½ Uhr nachmittags erreichte der Kampf den Höhepunkt. Der sonst ruhige Osman Pascha geriet immer in heiße Erregung, wenn er — zwei Jahrzehnte später — dieser blutigen Episode seines Lebens, dieses 30. Juli 1877, gedachte. Immer fester und stärker rückten die Russen vor, und die Türken, erschöpft und dezimiert, wichen Schritt um Schritt zurück. Osman stellte sich den Zurückgedrängten entgegen und führte sie wieder in die Schlachtlinie. Trüb war es gewesen vom frühen Morgen an, eine graue Wolke lag über dem Felde. Erst gegen Abend hob sich der Nebel, als wollte er der sinkenden Sonne zeigen, was er bislang vor ihr verhüllt hatte ob der Gräßlichkeit des Bildes; seit zwölf Stunden tobte der Kampf, Mann gegen Mann, Bajonett gegen Bajonett, ja Faust gegen Faust. Und zwischendurch fielen die Bomben, gesandt von Freund oder Feind und wahllos Freund und Feind zerschmetternd, denn in dem wilden Gewühl konnte man den einen nicht mehr vom anderen trennen, unterscheiden. Verwischt waren die Positionen, vermischt die Trachten der Truppen. Immer neue Verstärkungen zogen die Russen heran, vergebens warfen sich die Türken dem verheerenden erbarmungslosen

Artilleriefeuer entgegen. Fürst Schuchowskoi eroberte zwei Positionen und brach mit zwei Bataillonen in Plewna ein. Seit halb sieben Uhr abends erstreckte sich die türkische Verteidigungslinie auf eine Distanz von zwanzig Kilometern, und Osman hatte keine Reserven mehr, um seine erschöpften Truppen zu stützen. Da gab er das Signal zu einem Verzweiflungsangriff. Eine letzte Anspannung aller Kräfte, und mit einem Male warfen sich die Türken wie eine unaufhaltsame Flutwelle über die russischen Truppen. Diese jähe Flut wusch die Feinde hinweg, trieb sie zurück, warf Tausende nieder, jagte die anderen in die Flucht. Selbst die todesmutigen Kosaken Skobelews rasten nach Nikopolis und Sistowa, Angst und Schrecken vor den Türken verbreitend, so daß die ganze Bevölkerung jammernd ihnen nacheilte gegen Bukarest und auf der Donaubrücke ein wütendes Gedränge zahllose Opfer forderte. In den Hospitälern von Simnitza allein ließen die fliehenden Truppen viertausend Verwundete zurück. Dieser Sieg Osmans erweckte Bewunderung in der ganzen Welt, der Sultan schickte dem Helden reiche Geschenke, aus Europa selbst kamen zahlreiche Glückwünsche, darunter besonders herzliche aus Deutschland, deren Osman Pascha stets stolz gedachte. Die allgemeine kriegspolitische Situation war infolge des Ereignisses günstiger geworden für die Türken, man sprach schon von Friedensvorschlägen. Aber der Zar befahl neue Hunderttausende auf den Kriegsschauplatz, und selbst die kaiserliche Leibgarde wurde von der Newa an die untere Donau beordert. Endlich fügte sich der Zar der Notwendigkeit, die rumänische Allianz zu Hilfe zu rufen, und Fürst Karol rückte mit seinen Tapferen gegen Plewna vor. Die mehrwöchentliche, nur durch kleine

Scharmützel unterbrochene Pause, die ihm jetzt gegönnt gewesen war, nützte Osman Pascha, um seine Position zu verstärken und seine Armee zu ergänzen, soweit es ihm möglich war. Er formierte eine mobile Division aus 19 Infanteriebataillonen, 9 Eskadronen Kavallerie und 3 Batterien Artillerie. Mit Hilfe dieser 11000 Mann verstärkte er auch in einigen glücklichen Streifzügen seine Proviantmittel. Am 3. September begann wieder die Serie größerer Kämpfe; an diesem einen Tage verloren die Türken 2000 Mann, darunter viele Offiziere. Tag um Tag folgten heftige Angriffe der Russen: am 7., 8., 9. und 10. September. Die Schutzvorrichtungen Plewnas hielten zum Teil nicht mehr Stand vor dem Feuer der russischen Artillerie, Osman verlor eine Position nach der anderen, er hatte keine Verbindung mehr mit der Außenwelt, alle Wege waren ihm abgeschnitten, seine Soldaten erschöpft, seit Tagen standen sie oft 12 bis 20 Stunden ohne Nahrung ununterbrochen im Kampfe; dazu kam Verrat im Inneren der Stadt, bulgarische Bewohner entzündeten Feuer, um den Russen die Richtung für ihre Angriffe anzugeben; es war eine trostlose Situation, aus der sich Osman Pascha, wie schon einmal am 30. Juli, neuerdings in der Nacht vom 11. zum 12. September, durch eine verzweifelte Attacke auf die russischen Linien befreite. Diese Nacht, in der die Russen das Fest des heiligen Alexander, des Patrons des Zaren, feierten, war eine der fürchterlichsten während der Belagerung von Plewna. Der Morgen sah die Russen und Rumänen als Besiegte und Fliehende. Die Türken verloren in diesen Kämpfen 3000 Mann, darunter ihre besten Offiziere; die Rumänen 100 Offiziere und beinahe 2000 Soldaten, die

Russen 300 Offiziere und 4000 Soldaten. Osman Pascha hatte wieder Luft, verbesserte die Verteidigungswerke und erbaute mit seinem Generalstabschef Tewfik, der sich in den letzten Kämpfen besonders ausgezeichnet hatte und zum General erhoben worden war, außer vielen anderen Befestigungen die mächtige Redoute von Griwitza. Auch Proviant konnte Osman wieder gewinnen, und andererseits die momentane Sicherheit der Wege ausnützen, um aus seiner Festung unnütze Esser, wie Greise, Frauen, Kinder und Verwundete nach Sofia zu transportieren. Als die Russen wiederkehrten, mußten sie die Belagerung ganz von vorn beginnen. Der Ingenieur General Totleben kam mit ihnen. Er schnitt die telegraphischen Verbindungen mit Sofia ab und blockierte Plewna. Vom 15. September bis 14. Oktober währte jetzt die Blockierung, nur zweimal unterbrochen durch den kühnen Zug des Achmed Hifzi Pascha, der Osman Pascha frische Truppen zuführte — 9000 Mann, außerdem Lebensmittel und Munition — und durch die Ankunft des Schewket Pascha von Orchane, der unter schweren Opfern 500 Wagen mit Lebensmitteln brachte, als die Not in Plewna am 4. Oktober aufs höchste gestiegen war. Schewket war auch der Überbringer des Firmans, durch den Marschall Osman Pascha den Titel Ghasi, Glaubensheld, erhielt — die höchste Auszeichnung, die ein moslemischer Krieger für die glänzendste Tat zum Schutze des Vaterlandes und des Glaubens erhalten kann. Schewket kehrte noch in derselben Nacht nach Orchane zurück, und nicht bloß glücklich kam er heim, sondern es gelang ihm auch noch, auf dem Wege einen russischen Lebensmitteltransport mit 15 000 Schafen, 500 Ochsen und 100 Pferden zu erbeuten; 3000 Schafe schickte er nach

Plewna, den Rest nahm er mit sich. Wochenlang dauerte noch die Belagerung, fort und fort gab es Kämpfe. Großfürst Nikolaus forderte „im Namen der Humanität und um unnützes Blutvergießen zu vermeiden", den Marschall Osman Pascha auf, den Widerstand aufzugeben. Osman aber entgegnete: „Nichts fehlt meinen Truppen, sie haben noch nicht alles getan, um die Waffenehre zu bewahren; wir setzen den Kampf fort für unseren Glauben und unser Land." Aber es ging immer schlechter. Die Truppen durften nur des Nachts essen, Tags gab es stets Dienst und Kampf. Beide Armeen waren sich so nahe, daß die Soldaten miteinander sprechen konnten. Es fehlte inmitten von Tod und Verderben nicht an gemütlichen Szenen; einige Türken klagten ihren vor den Wällen stehenden Feinden über Hunger — da warfen die Belagerer den Belagerten Biskuits zu. Von Zeit zu Zeit verabredeten die Russen und Rumänen mit den Türken kurze Ruhepausen. Am 22. November lasen die Türken einen großen Zettel, den die Russen an den Mauern Plewnas angenagelt hatten; da hieß es in schlechtem Türkisch: „Die Festung Kars ist gefallen, Muktar Pascha hat sich ergeben. Soldaten, ihr seid umzingelt! Der Sultan wünscht den Frieden — nur Osman Pascha hält euch zurück! Ergebt euch, erhaltet euch eueren Frauen und Kindern! Sonst werdet ihr vor Hunger sterben oder massakriert werden!" ... Tagtäglich erhielt Osman Pascha vom russischen Hauptquartier Zeitungen zugestellt, die die russischen Siege meldeten. Osman Pascha schickte hunderte Boten um Hilfe aus — keiner kehrte zurück, keiner erreichte seinen Bestimmungsort. Die Situation war verzweifelt. Es gab nichts mehr zu essen in Plewna, es

fehlte an Fourage für die Tiere, an Medikamenten für die Kranken, an Charpie für die Verwundeten, an Holz zum Heizen, und die Kälte war groß. Plewna war ein Riesengrab, das schon eine ganze Armee verschlungen hatte. Aber Osman verlor noch immer nicht den Mut; ja, er konnte witzig und heiter sein; als er eine Depesche schrieb, platzte eine Kugel neben ihm und warf ihm Erde auf das Papier. Osman lachte: „Der Feind bemüht sich liebenswürdig zu sein und schüttet mir Sand auf das Papier, um die Tinte zu trocknen.“ Ein anderes Mal riß eine Kugel den Fuß eines Sessels fort, auf dem der Leibarzt Osmans, Hassib Bey, saß; der Arzt fiel um und erhob sich zitternd, Osman aber sagte: „Fürchten Sie sich doch nicht, die Russen zielen nicht auf die Ärzte, sondern auf die Soldaten.“ ... Als die Lage indessen unhaltbar wurde, berief Osman am 1. Dezember seine Offiziere zur Beratung und man beschloß, einen Ausfall zu versuchen. Man verteilte an die Truppen die letzte Munition, das letzte Essen und das Geld der Armeekasse. Am Abend des 10. Dezember, bei dichtem Nebel, drängte sich Osman mit seinem Heere durch die Reihen der Feinde. Unbemerkt kamen sie an den Widfluß, aber ehe sie ihn überschreiten konnten, war es Tag geworden, und die Russen bemerkten die Fliehenden. Der letzte fürchterliche Kampf begann — hier Osman, dort Totleben! Auf einem Hügel stand Zar Alexander, totenblaß. Von einer Kugel getroffen, die ihm den Fuß zerschmetterte, stürzte Osman Pascha nieder. Das war das Ende. Über der Baracke, in die der verwundete Türkengeneral gebracht wurde, erscheint die weiße Flagge. Man trägt Osman Pascha als Gefangenen vor die russischen Heerführer. Die russischen Soldaten salutieren, Großfürst Nikolaus und

Fürst Karol von Rumänien begrüßen den Gefangenen mit den Worten: „Ihre Tat wird als eine der ruhmreichsten Waffentaten in der Geschichte verzeichnet bleiben.“ Osman entgegnete: „Ich glaube das Möglichste getan zu haben, um meine Soldatenehre zu retten, und das ist mein einziger Trost in diesem peinlichen Moment.“ Alle russischen Generale kamen, um dem Helden zu huldigen, und Skobelew sagte: „Das ist ein edler Soldat, dieser Osman Pascha. Ich bin glücklich, einmal in meinem Leben die Züge Osmans gesehen zu haben, ich werde sie nie vergessen.“ Der Zar selbst kargte nicht mit Worten der Bewunderung und Sympathie; er sagte: „Osman Pascha, bedauern Sie nicht, sich ergeben zu haben; solches Mißgeschick ist Los im Kriege. Leider konnte Ihnen Ihre Regierung nicht Hilfe zur Zeit bringen. Ich empfange Sie nicht als meinen Feind, sondern als meinen Gast, und gebe Ihnen Ihren Säbel zurück, da ich mich glücklich schätze, einen solchen Tapfern wie Sie im Felde zu treffen.“ Auf kaiserlichen Befehl wurde dem Gefangenen ein Zelt neben dem des Großfürsten Nikolaus errichtet und der türkische Arzt Hassib Bey betraut, ihn zu pflegen. Täglich besuchte ihn der Großfürst, um über sein Befinden dem Zaren zu berichten. Nach seiner Genesung brachte man den Löwen von Plewna nach Kischinew, dann nach Charkow; im „Hotel Bellevue“ in der letzteren Stadt räumte der Hotelier dem berühmten Türken seine eigenen Gemächer ein, die hervorragendsten Familien der Stadt wetteiferten miteinander, ihm Liebes und Freundliches zu bereiten; wenn er eine Einladung zu einer Theatervorstellung annahm, so reservierte man ihm eine Loge, und besondere Affichen

zeigten sein Erscheinen an. Mit Rührung gedachte Osman dieser Feste und Huldigungen.

Dann kam der Friede, und Osman kehrte im Triumphzuge heim. Er reiste zu Wasser. Am Eingang des Schwarzen Meeres in den Bosporus erwartete ihn eine mächtige Menschenmenge. Sie gab ihm das Geleite durch den ganzen Bosporus und begrüßte ihn fortwährend mit Jubelrufen. Er begab sich direkt zum Sultan. Der empfing ihn in feierlicher Audienz in Gegenwart aller Würdenträger mit folgenden Worten: „Komm, komm, berühmter Held, du, der du mit Ruhm die osmanischen Waffen geschmückt und unsere militärische Ehre gerettet hast!“ Und der Padischah küßte den Helden auf die Stirn und überreichte ihm den Säbel des Sultans Machmud mit der Inschrift: Ghasi. Abends fand im Sserai ein Bankett statt. Aber bald wandte sich die Gunst des Sultans von Osman ab, namentlich infolge allzu lebhafter Demonstrationen des Volkes für den tapferen General. Der Held von Plewna erhielt deshalb einen Posten fern von der Hauptstadt, erst in Armenien, dann in Bagdad. Hierauf hielt es der Palast für klüger, ihn an den Hofhalt zu ziehen, ihn den Hofbeamten anzureihen, ihn so einerseits den Strömungen des Volkes zu entreißen und andererseits dem Hofe mit dem Besitze dieses Helden in den Augen des Volkes eine Gloriole zu verleihen. Nur selten ist Osman seither wieder hervorgetreten: einmal als Kriegsminister, dann im letzten Kriege mit Griechenland, wo er wenige Tage Generalinspektor der Kriegsscharen Edhem Paschas war. Am Hofe von Jildis Kjöschk fungierte er als Obersthofmarschall und Obersthofmeister. Seine praktische Bedeutung in diesen Ämtern war gering. Zwar war er

einer der wenigen, die den Sultan regelmäßig begleiten und sehen — er fuhr mit dem Padischah stets im selben Wagen Freitags zum Selamlik — aber er hielt sich fern von aller Politik und wagte nie den Mund aufzutun zu einem Rate oder einer Warnung. Er beklagte tief die Mißwirtschaft einiger Günstlinge des Palastes, die Intriguen höchster Beamten, ihren Egoismus und ihre Unaufrichtigkeit gegenüber dem Herrscher; aber der einstige Löwe von Plewna war im Hofleben zahm geworden, der einstige Retter des militärischen Ruhmes seines Vaterlandes fand nicht den Mut, seine Klage vor dem Ohre des Sultans zu erheben ... Von morgens früh bis abends zehn Uhr war Osman im Sserai, wohnte aber nicht dort, sondern in einem eigenen Konak neben Jildis Kjöschk. Er bezog als Palastbeamter 400, als Marschall und Flügeladjutant des Sultans 200 Pfund monatlich. Dabei bestritt der Sultan seinen ganzen Haushalt und sandte ihm selbst das Essen aus der kaiserlichen Küche. Zwei von Osmans Söhnen haben Töchter des Sultans geheiratet: Nureddin Pascha *) die Prinzessin Zekieh und Mehemed Kemaleddin Pascha die Prinzessin Naimeh.

*) Nureddin Pascha wurde im Jahre 1904 wegen revolutionärer Umtriebe und wegen schlechter Behandlung seiner Frau, der Sultanstochter, von letzterer geschieden und ins Innere verbannt. Das Eheleben des Paares beschäftigte — ein seltener Fall bei den Türken — Jahre hindurch die Öffentlichkeit und bereicherte die Skandalchronik Konstantinopels um pikante wie blutige Kapitel: Im Mai 1896 war eine im Palaste angestellt gewesene fränkische Sängerin, Valentine Wrebetz, Adoptivtochter eines ebenfalls im Palaste beschäftigt gewesenen italienischen Musikers Namens Lombardo, im Hause ihres Adoptivvaters in Beschiktasch ermordet worden. Ein Mann trat ins Zimmer und stach das Mädchen nieder. Lombardo wurde von dem Attentäter verwundet. Als der Mörder sich flüchtete, rief ihm ein junger italienischer Musiker, Namens Rafaele Marigliano, der bei Lombardo zu

So war der einfache Osman aus Tokat zum Helden von Plewna, zum Heros eines Volkes geworden: eine

Besuche weilte, nach: „Ich weiß, wer dich sandte, Mörder!“ Einige Tage später wurde Marigliano auf offener Straße überfallen und erdolcht. Der Mörder wurde diesmal gefangen — es war dasselbe Individuum, das den Mord an der Valentine Wrebetz verübt hatte — ein albanesischer, aus Prizzend gebürtiger Hirte, Namens Hidir ibn Fetah. Den Zeitungen Konstantinopels wurde streng verboten, die Vorfälle zu besprechen. Der „Moniteur Oriental“ wagte trotzdem eine kurze tatsächliche Meldung zu bringen. Darauf wurde diese Zeitung von der Zensur konfisziert und für einige Zeit am Erscheinen verhindert; gegen den Herausgeber des „Moniteur“, Bellis, wurde ein Giftattentat versucht, so daß Bellis seines Lebens nicht sicher mit seiner Familie nach Athen abreiste. Vier Wochen später brachten die türkischen Blätter folgende kuriose Notiz: „Zur Entkräftung der Gerüchte, welche über die bekannte Affäre der Ermordung der Valentine Wrebetz und des Rafaele Marigliano umgehen, ist mitzuteilen, daß der Albanese Hidir ibn Fetah, der verhaftet wurde, den Mord eingestanden hat. Valentine Wrebetz unterhielt mehrere Liebschaften und versprach jedem Liebhaber die Ehe. Als einer der Liebhaber von diesem Treiben Kenntnis erhielt, mietete er den Albanesen, das treulose Weib zu ermorden. Rafaele Marigliano mußte ebenfalls getötet werden, weil er den Urheber des Mordes kannte. Der Albanese wurde zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt.“ Auch Lombardo scheint den „Urheber des Mordes“ gekannt zu haben; denn er starb wenige Tage nach dem Tode der Wrebetz und des Marigliano, nicht an der erhaltenen Wunde, sondern an einer vergifteten Speise. Wer war der geheimnisvolle Urheber aller dieser Morde? Das stand in keiner Zeitung, und doch wußte die ganze Stadt genau, was vorgefallen war. Kurz vor Ermordung der Valentine Wrebetz war in Pera eine Halbweltdame, die unter dem Namen Camelia bekannt war, nebst ihrer Mutter, ihrem Koche und ihrem Hündchen ermordet worden. Camelia war die Geliebte des Nureddin Pascha gewesen; Valentine Wrebetz, welche der Gemahlin Nureddins, der Prinzessin Zekieh, Gesangsstunden gab, verriet der Sultanstochter die Liebschaft des Paschas. Die gekränkte Prinzessin schickte Mörder aus, um ihre Rivalin zu beseitigen. Als Nureddin Pascha in Erfahrung brachte, daß Valentine Wrebetz die eigentliche Urheberin des Verlustes seiner Geliebten war, dang er den Albanesen Hidir ibn Fetah als Werkzeug seiner Rache.

Bauernwiege war sein erstes Bett, an den Stufen des sultanischen Thrones stand seine Bahre ...

Nach Osman Pascha will ich auch mit wenigen Worten des Marschalls Reuf Pascha gedenken. Er folgte Suleiman Pascha im Kommando am Schipkapasse und büßte in einer Schlacht ein Bein ein. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, wurde er Kriegsminister, dann als Oberkommandant der kaiserlichen Garde eine hochwichtige Persönlichkeit. In der letzteren Eigenschaft machte ihn der Sultan manchmal auch zum Großinquisitor; zweimal mußte er einstige Kampfgenossen dem Verderben opfern: 1878 präsidierte er dem Gericht, das Suleiman Pascha degradierte und in die Verbannung schickte; 1902 sprach er das Urteil über Fuad Pascha. Wie oft saß ich bei ihm in seinem Konak in Beschiktasch, in seinem großen, vom Bosporus bespülten Arbeitsgemache, und lauschte beim Plätschern der Wellen den Erzählungen aus jenen stürmischen Tagen, welche die türkische Armee mit Ruhm bedeckten, aber das türkische Reich um die Siege von Jahrhunderten brachten; und dann zog Reuf einen melancholischen Vergleich zwischen seinem Vaterlande und seinem eigenen Körper: in jenen Tagen am Schipkapaß wurden beide verkrüppelt.

Fast dreißig Jahre sind seither vergangen. Aber noch immer läßt sich der osmanische Sultan von der gleißnerischen russischen Politik täuschen. Diese ist auch heute nicht anders als sie damals war. Alles, was man in den Geheimdokumenten liest, die Großwesir Chalil Pascha 1877 veröffentlichte und die ich früher erwähnt habe, alles dies könnte man, fast ohne ein Wort zu ändern, noch jetzt auf die russische Politik im Orient anwenden. Wie heute ging auch damals das Zarenreich Hand in Hand mit Österreich-

Ungarn, um den status quo auf dem Balkan nicht erschüttern zu lassen; wie damals hinderte das auch heute die russische Propaganda nicht, in den türkischen Provinzen Unruhen hervorzurufen; hinderte das schließlich nicht die russische Diplomatie, die vor der Welt selbst als Reformen fordernd erscheint, im Geheimen den Widerstand des Sultans gegen Fortschritt und Freiheit anzufachen und zu nähren. Leider scheint auch Abdul Hamid II., wie einst Abdul Asis den Versicherungen Ignatjews getraut hat, den Schwüren der Nelidow und Ssinowjew zu glauben, daß der einstige Erbfeind der treueste und ehrlichste Freund der Türkei geworden sei. Mehr als einmal hat der Sultan den russischen Bären, den alten Erbfeind, zu Hilfe gerufen zum Schutze gegen den alten Erbfreund, den Löwen von Albion, der zürnend wegen der türkisch-russischen Freundschaft mit Rachepläne in Arabien umgeht.

Einst war es so: England rechts, Frankreich links, der Sultan in der Mitte. Und als Zar Nikolay I. sich anschickte, das phantastische Testament Peters des Großen zu realisieren und mit einem gewaltigen Drucke seiner eisernen Faust den kranken Mann von seinem hundertjährigen Siechtum zu befreien, da fielen ihm Napoleon III. und Königin Viktoria in die Arme. Seither galt England neben Frankreich als Protektor des Sultans. Die Geschicklichkeit der russischen Politik, die freundschaftlich-energisch handelt, hat auf die Verhältnisse vielleicht weniger eingewirkt, als die Ungeschicklichkeit der englischen und französischen Politiker es war, welche eine Verschiebung der diplomatischen Positionen verursachte. Die Engländer namentlich haben es den Nelidow und Ssinowjew nicht schwer gemacht an Stelle der englischen Hegemonie die

russische Vormacht zu setzen. Am heftigsten und unheilbarsten ging die stille englisch-türkische Allianz in jenen Tagen in die Brüche, da der alte Gladstone Abdul Hamid II. persönlich für die armenischen Massakres verantwortlich machte und ihn als roten Sultan, Sultanmörder, öffentlich brandmarkte, und da Kimberley und Rosebery drohten, die Hohe Pforte und den Jildis Kjöschk in Trümmer zu schießen. Abdul Hamid II. ist einer jener Charaktere, die den Mittelweg hassen; er ist maßlos in seinen Abneigungen, unerschütterlich in seinen Zuneigungen; er ist dankbar seinen Freunden, aber auch treu gedenkend seinen Beleidigern. Er hat dem alten Gladstone sein Wort vom roten Sultan nie vergessen, und beim Tode Gladstones durften die Konstantinopeler Zeitungen über den englischen Staatsmann keinen Nekrolog bringen, sein Porträt nicht veröffentlichen. Niemals hat es der Sultan vergessen, daß der Botschafter der englischen Regierung, Sir Philipp Currie, die Anschuldigungen Gladstones, die Drohungen der Kimberley und Rosebery in einer Audienz ihm, dem Padischah! in unverhüllter Brutalität zu wiederholen wagte; zwar wurde infolge einer telegraphischen Beschwerde, die damals der Sultan durch Armin Vámbéry dem Prinzen von Wales übermittelte, Sir Philipp Currie abberufen, allein die Wirkung jenes diplomatischen Fehlers war nicht wieder gut zu machen. Der Sultan, der selbst seine innere und äußere Politik macht, vermag nicht zu begreifen und will es nicht glauben, daß der Botschafter ein solches Vorgehen ohne Autorisation seiner Regierung gewagt hätte. So wurde die traditionelle englisch-türkische Freundschaft begraben, und die britische Diplomatie betrat den Weg der Nadelstichpolitik; um den

Sultan beständig zu quälen, hat sie sich Arabien als Feld ihrer Tätigkeit erwählt. Die kleine arabische Hafenstadt Kueit oder Koweit bildet seit Jahr und Tag eine ständige Reibungsfläche beider Staaten. Die landläufige Kenntnis von diesem Orte, der im Herbst 1902 zum ersten Male aus dem Dunkel exotischer Geographie in das grelle Wetterlicht der Tagespolitik gezerrt wurde, ist keine allzu reichliche. Selbst Vielwisser vermöchten kaum mehr zu erzählen, als daß Kueit zwanzigtausend Einwohner zählt, in der nördlichen Partie des persischen Golfes an einer Bai liegt, die bei einer Länge von dreißig und bei einer Breite von fünfzehn Kilometern außerordentlich gut geschützt ist, und endlich, daß die Bewohner dieser Stadt neben einem ausgedehnten Handel nach Inner-Arabien die Perlenfischerei im Golfe und den gesamten Schifferdienst an der Küste betreiben. Und nicht einmal lange ist es her, daß man dies wenige in Erfahrung brachte. Es bedurfte erst des grandiosen Projektes der Verbindung des Mittelländischen Meeres mit dem Persischen Meerbusen durch eine Eisenbahn, um die Hafenstadt Kueit in den großen Interessenkreis der europäischen Mächte einzubeziehen. Den Forschern, die den besten Weg suchten für die geplante Bahn, bot sich Kueit selbst als einer der natürlichen Endpunkte. Das Schicksal schuf den Platz gleichsam in weiser Voraussicht für die Verbindung Europas mit Asien durch eine Route, welche kürzer und bequemer sein wird als der Weg über Suez. Dieses Moment hob ihn empor aus seiner bisherigen Unbedeutendheit für die allgemeine Politik und fesselte an ihn das Interesse von mindestens drei europäischen Großmächten. Das genügte andererseits, um auch die Aufmerksamkeit der unmittelbar

Beteiligten, der Türken und Araber, zu erwecken. So bedeutsam die neue Geschichte von Kueit werden kann, so unbedeutend war die Geschichte der Vergangenheit dieses Ortes. In den großen Kämpfen der alten Zeit spielte Kueit niemals eine selbständige Rolle, sondern wurde nur mitgerissen von anderer Orte Herrschern zu Siegen oder Niederlagen. Nach dem Sturze des Kalifats von Bagdad kam die Stadt in den Besitz der Perser, und als der osmanische Sultan Murad IV., der Eroberer Mesopotamiens, seine Tyrannenfaust auf Bagdad senkte, fiel Kueit von selbst in das türkische Machtgebiet. Je schwächer das osmanische Reich dann wurde, desto kräftiger regte sich das Unabhängigkeitsgelüste der vom Zentrum der osmanischen Autorität entfernten Provinzen, und wie in ganz Arabien gibt es heute auch in Kueit nur eine nominelle türkische Oberhoheit. Gleich dem früheren Scheich von Kueit, Mehemed, erkennt auch der gegenwärtige, Mubarek el Saheb, den Sultan in Stambul als seinen weltlichen und geistlichen Herrscher an, aber es fällt ihm nicht bei, daraus die Verpflichtung zum Gehorsam abzuleiten. In der osmanischen Staatsrangliste kommt der Khedive in Ägypten oder der Fürst von Bulgarien noch heute nach dem Großwesir und beide gelten offiziell um nichts mehr als der Wali oder Generalgouverneur einer großen Provinz des Reiches; demnach ist der Scheich Mubarek el Saheb von Kueit gar nur ein einfacher Kaimakam oder kleiner Vizegouverneur in den Augen der türkischen Herren an den grünen Tischen der Pforte; in seinem eigenen, wenn auch kleinen Gebiete ist er indessen in Wahrheit Selbstherrscher, so gut Sultan wie der Padischah, der Sultan der Sultane. Die Engländer haben diese Situation am

ehesten verstanden und auszunützen versucht. Sie machen ja niemals Politik und treiben niemals Handel ins Blaue hinein. Mit bewundernswerter Voraussicht zeichnen sie sich ihre Wege für Jahrzehnte vor. Schon vor achtzig Jahren erkannten sie die Bedeutung von Kueit für die Zukunft, schon vor achtzig Jahren faßten sie Fuß in jenem Erdenwinkel, an dem alle anderen europäischen Nationen noch in unseren Tagen achtlos vorüberzogen. Damals bereits setzten sie in Kueit einen Residenten ein. Damit nährten sie allerdings zunächst nur den Stolz der Eingeborenen, die klug genug waren, aus solcher Ehrung das wahre Motiv herauszulesen; und wenn sie nie mit den türkischen Behörden zu tun haben wollten, damals dachten sie anders, damals erinnerten sie sich der türkischen Oberhoheit, um durch sie von jener der Gjaurs verschont zu werden. Das gelang ihnen, der englische Resident zog schleunig ab, und er hat bis heute keinen Nachfolger gefunden. Erst in der letzten Zeit machte England wieder Anstrengungen, den Einfluß dort zurückzugewinnen. Aber mittlerweile ist Rußland von Mittelasien her mit unverrückbarer Schwere zum Persischen Golf herabgesunken, und von der anderen Seite dringt die dampfgetriebene deutsche Schienenmacht durch die Täler Anatoliens und Mesopotamiens unaufhaltsam vor. Was England in seinen guten Zeiten, da es alleinherrschend war in Vorderasien, nicht erreichen konnte, was es damals versäumt hat, das wird es heute nicht so leicht gewinnen können, nachdem es im südafrikanischen Kriege seine militärischen Schwächen enthüllt und die Zahl seiner Rivalen sich verdoppelt und verdreifacht hat. Was es selbst nicht besitzen darf, sollen auch die anderen nicht haben, denkt sich England jetzt, und von London aus kam

die Idee, im Südosten Arabiens ein großes arabisches Sultanat zu schaffen. Man gewann für den phantastischen Plan durch Geld und gute Worte den Scheich Mubarek von Kueit. Die schweren Opfer trugen vorläufig nur magere Früchte. Scheich Mubarek erlaubte einem seiner Untertanen, dem Perser Ali Ebn Allam, als englischer Vizekonsulatsagent in Kueit zu funktionieren, und gestattete ferner, daß an einer Stelle des Hafens an einem Maste eine englische Flagge gehißt wurde. Das war alles, was er den Engländern gewährte. Weit willfähriger folgte er den Einflüsterungen, daß er berufen wäre, ein großes arabisches Sultanat zu begründen, in der Folge selbst Mekka und Medina den Türken zu entreißen und so das Kalifat aus dem Hause Osman in das Haus Mubarek zu verpflanzen. Ach, wenn es nur nicht gar so schwer wäre, ein Dschengischan oder Tamerlan zu werden! Der brave Mubarek mußte es erfahren, daß die Welt sich mit Geld allein nicht erobern läßt. Dem Gelde der Engländer verdankte er es wohl, daß er zehntausend gutbewaffnete Soldaten zur Verfügung hatte; es gelang ihm auch, den Scheich Saadu, das Oberhaupt des berühmten tapferen Montefikstammes, sowie den Scheich Abd ur Rachman Feissal, den Abkömmling der heldenhaften Wahabiten-Emire, um seine Fahne zu scharen. Doch als sie alle drei auszogen auf den Kriegspfad, um in erster Reihe das Reich von Nedschd zu erobern, dessen Herrscher Abdul Asis Ibn Reschid zum Sultan der Osmanen hielt, da stolperten sie schon an der ersten Etappe und fanden in Abdul Asis ihren Meister, der sie heimschickte mit blutigen Köpfen und ihnen den schönen Traum jämmerlich zerstörte. Die Affäre trug nicht dazu bei, des Sultans Mißtrauen

gegen England zu beseitigen. Die britische Politik beging durch die Aufwiegelung Arabiens einen Fehler von unberechenbarer Tragweite. Der Sultan konnte den Verlust europäischer Provinzen verschmerzen, mußte sich an den Gedanken gewöhnen, daß er Afrika teils schon verloren habe, teils noch sicher verlieren werde. Aber an seiner wirklichen oder nominellen Macht in Asien läßt der Sultan nicht rütteln solange er atmet. Damit, daß die türkische Herrschaft in Europa über kurz oder lang zu Ende gehen müsse, hat man sich in Stambul schon abgefunden; doch nur, weil man hofft, in Asien das Reich Osmans dann um so fester zusammenhalten zu können. Dadurch, daß England immer von neuem Arabien insurgiert, stachelt es den Sultan nur auf, alle seine Kräfte für die Abwehr dieser Angriffe zu sammeln.

Die englische Diplomatie könnte da viel von der österreichisch-ungarischen lernen. Österreich-Ungarn hat von allen Staaten Europas in der Türkei zweifellos die meisten Interessen, und doch ist zwischen der Doppelmonarchie und der Pforte während der Regierungszeit Abdul Hamids II., wenn man von dem schnell beigelegten Konflikte wegen der Verhaftung des österreichisch-ungarischen Vizekonsuls in Mersina absieht, niemals ein so ernster Zusammenstoß erfolgt, daß daraus leicht schwere Folgen hätten entstehen können. Das Verdienst hieran gebührt in erster Linie dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Konstantinopel, Baron Franz Calice, und allen zuvor anerkannte dies der Sultan, als er dem Diplomaten den Iftichar-Orden in Brillanten verlieh, die höchste Auszeichnung, die gewöhnlich nur Prinzen des osmanischen Hauses oder fremden Fürstlichkeiten gebührt, falls sie sich — wie der Ordenszweck verlangt — besondere Ver-

dienste um die osmanische Dynastie erworben haben. Baron Calice ist der Doyen der Diplomaten am Goldenen Horn, wo er fast seit dem Beginne der Herrschaft Abdul Hamids Österreich-Ungarn vertritt. Leicht war dieser Posten während dieser Jahrzehnte wahrlich nicht. Die Ecke im äußersten Südosten Europas war der Brennpunkt der gesamten europäischen Diplomatie, ein Winkel voller Reibungsflächen, wo es mehr als einmal bedenklich aufzuckte und wo der Brennpunkt sich in einen Brandpunkt umzuwandeln drohte. Der Gegensatz der englisch-russischen Interessen, die armenischen Revolutionen, der Krieg um Kreta, endlich die mazedonischen Fragen — das waren Angelegenheiten, welche die gespannteste Aufmerksamkeit der Diplomaten erforderten, namentlich jener, welche Österreich-Ungarn, die der Türkei in Europa nächstnachbarliche Großmacht, vertreten. Immer wußte Baron Calice Mittel und Wege zu finden, die die Würde und das Ansehen Österreich-Ungarns im ganzen Orient mehrten, wie es lange schon nicht geschehen, und die dabei jedem schärferen Konflikt, der unheilbar hätte werden können, weise auswichen. Wenn man sonst von den europäischen Diplomaten, die im Orient wirken, sagt: man dürfe sie nicht länger als fünf Jahre dort lassen, da sie dann in orientalische Untätigkeit versinken und kraftlos werden, so hat sich an Baron Calice die Ausnahme von der Regel erfreulich bewährt.

Ein warmes Wort der Anerkennung verdient an dieser Stelle auch Generalkonsul Hickel, der viele Jahre, zuerst in Konstantinopel, dann in Salonich, die wirtschaftlichen Interessen Österreich-Ungarns im nahen Orient wahrzunehmen hatte. Im März 1906 wurde er nach Marseille

versetzt, zum großen Bedauern aller Österreicher und Ungarn, die sein Wirken mit Verständnis verfolgten. Unter allen Vertretern der beiden Donau-Monarchien in der Türkei war er zweifellos der beste Kenner von Land und Leuten. Dank seinen Erfahrungen und seinem Wissen leistete er nicht bloß in wirtschaftlicher Beziehung unschätzbare Dienste, sondern war auch in den wichtigsten politischen Fragen ausschlaggebend tätig. Namentlich in den letzten Jahren, da er in Salonich seine stille, aber von der Diplomatie allgemein bewunderte Wirksamkeit entfaltete, war ihm durch die mazedonischen Angelegenheiten häufig genug Gelegenheit geboten, den Beweis zu liefern, daß im Orient die Konsulatsverweser jene Diplomaten sind, auf welche die Regierungen am sichersten bauen können, wenn es sich um gründliche Sanierung der Verhältnisse handelt.

Die lange Reihe der Gesandtschaften, die von Wien nach Konstantinopel im Laufe von bald vierhundert Jahren geschickt wurden, hat als erster Nuntius der tapfere ungarische Kämpe Hoberdanácz*) eingeleitet. Kaiser Ferdinand sandte ihn nach Stambul, um die dem Königreiche Ungarn entrissenen Ortschaften zurückzufordern. Auf Sultan Suleimans Befehl wurde Hoberdanácz von tausend Reitern am 29. Mai 1528 in die osmanische Hauptstadt geleitet und dort ehrenvoll empfangen. Aber als er dem Großwesir Ibrahim sein Anliegen im Namen des mächtigsten Monarchen, Ferdinands I., vorgebracht hatte, ward ihm zur Antwort: „Mit welcher Stirn vermißt sich dein

*) Hammer nennt ihn (Geschichte des Osmanischen Reiches, Pesth 1834, Bd. II, S. 65 und 85) Hoberdansky von Salathnok laut dem Gesandtschaftsberichte im k. k. Hausarchiv. Der richtige Name ist der von mir gegebene.

Herr, sich den Mächtigsten zu nennen, angesichts des Kaisers der Osmanen, in dessen Schatten und Huld sich die übrigen christlichen Könige empfehlen!" Des ungarischen Kämpen und Botschafters Kriegsmanier stach gewaltig ab von der anderen christlichen Gesandten schmeichlerischem Wesen, und als Hoberdanácz auch dem Sultan gegenüber nicht de- und wehmütig dastand, wurde er einfach eingesperrt und neun Monate gefangen gehalten. Zwei Jahre später stand Hoberdanácz dem Großwesir Ibrahim im Felde gegenüber; nachts schlich er sich ins türkische Lager zu Ofen, um den Verräter Zapolya zu töten; er wurde erkannt, in einen Sack genäht und in die Donau geworfen. So endete der erste österreichische Gesandte nach der Türkei. Nach 33 Jahren wurde Albert von Wyß der erste ordentliche Botschafter bei der Pforte, und seither sind die diplomatischen Beziehungen nur in Kriegsfällen unterbrochen worden. Mit Glanz und Pracht zogen die Botschafter früher immer ein, aber ihre Erfolge waren selten glänzende. Baron Calice dagegen verschmäht jeden Prunk; er erscheint am Hofe des Sultans nicht, wie beispielsweise vor zweihundert Jahren Graf Oettingen: mit hochrotsamtnem zobelausgeschlagenen Kalpag, mit diamantbesetztem Reiger und einem Oberkleid aus Goldstoff, sondern in einfachem Frack oder Salonrock. Und dennoch hat er in Jildis Kjöschk größeren Einfluß und mehr für seinen Staat gewirkt als viele seiner Vorgänger, die in die Sserais von Stambul, Tschiraghan und Dolmabaghdsche mit blendendem Pompe einzogen, aber mit leeren Händen wieder herauskamen.

Freilich sind auch die Zeiten andere geworden. Der Sultan der Osmanen ist nicht mehr ein Weltbeherrscher, sondern ein bloßer Länderbeherrscher. Erst Abdul Hamid

dem Zweiten ist es gelungen, das Ansehen des Reiches wieder zu heben und namentlich einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf alle Bekenner des Islams in Nah und Fern zu gewinnen. Unter ihm hat die Politik der Türkei eine neue eigenartige Wendung genommen. Die Pforte, die jahrhundertelang die Geschicke des Reiches leitete, ist all ihrer effektiven Macht entkleidet worden, und der Sultan allein ist es, der die Politik bestimmt. Er ist sein eigener Ssadrasam, sein Großwesir; er ist auch sein eigener Hardschije-Nasiri, sein Minister des Äußeren. Es ist einleuchtend, daß solche Verhältnisse die Tätigkeit der fremden Diplomaten zu einer ungemein schwierigen machen. Unterredungen mit dem Großwesir und Minister des Äußeren haben nur einen problematischen Wert; deren Zusagen, Versprechungen und Abmachungen sind beschriebene Zettel, „Papier für Zuckerdüten", wie der Türke sagt, und weiter nichts. Wert und Wirkung hat nur des Sultans Wort, das Irade mit dem kaiserlichen Siegel. Aber zum Sultan kommt man nicht so leicht, wie zu einem Pascha auf der Pforte; mit dem Kalifen kann man nicht so reden wie mit dem Großwesir. Wieviel Erfahrung, Klugheit, Feinheit, Takt und Energie braucht man, um zu rechter Zeit das rechte Wort zu sprechen, um in den Minuten einer Audienz zu erledigen, was man sonst in monatelangen breiten Verhandlungen urgieren konnte! An diesen Klippen scheiterten manche Diplomaten am Goldenen Horn, und dies ist die Ursache, daß in keiner Hauptstadt der Welt ein solch ununterbrochener Wechsel der diplomatischen Chefs stattfindet, wie in den Botschaftspalästen zu Pera.

Am wenigsten von allen Diplomaten verstehen es die amerikanischen, sich an die Verhältnisse in Konstantinopel

anzuschmiegen; deshalb gibt es dort auch die meisten Konflikte zwischen der Türkei und Nordamerika, wobei die Amerikaner gewöhnlich die lächerlichsten und simpelsten Anlässe ergreifen, um ihr Prestige zur Geltung zu bringen. So war dies 1899 der Fall, als MacKinley bei der Pforte einen furchtbaren Protest gegen die von der türkischen Regierung in Aussicht genommene Sperre gegen amerikanisches Schweinefleisch erheben ließ. In einer verblüffend groben Note verlangte die Regierung von Washington eine ausführliche Angabe der Gründe, welche die türkische Maßregel veranlaßt hatten, und forderte, daß von der Türkei nichts gegen amerikanisches Pökelfleisch unternommen werden sollte. Nun muß man aber wissen, daß der Handel zwischen der Türkei und den Vereinigten Staaten vorläufig noch nicht bedeutend und insbesondere der Import Amerikas nach der Levante kaum der Rede wert ist; die amerikanischen Konsuln hatten damals schon seit sechs Jahren nicht einmal etwas über eine Einfuhr amerikanischer Fleischwaren in die Türkei berichten können, weil eben nichts eingeführt wurde; eine Schädigung des amerikanischen Handels war also gar nicht in Sicht. Die Pforte konnte deshalb leicht gute Miene zum bösen Spiele machen und den Amerikanern die gewünschte Erklärung geben; und damit wurde der Konflikt beigelegt. Nun aber konnten die amerikanischen Diplomaten auf ihren Lorbeeren nicht mehr ruhen, und sie suchten und fanden ein Gebiet, auf dem sie das Spiel, sich zur Geltung zu bringen, immer wieder erneuern konnten: sie entdeckten eine Geldfrage, sie begannen nach französischem Muster eine Schuld des Sultans durch Flottendemonstrationen einzutreiben. Der Sultan hatte den Amerikanern nach langem Drängen zu-

gesagt, als Entschädigung für die während der armenischen Wirren in Kleinasien zu Schaden gekommenen Missionäre neunzigtausend Dollars zu bezahlen. Aber zwischen einem solchen Versprechen und dessen wirklicher Erfüllung braucht es in der Türkei ungefähr so vieler Jahre, als zwischen Stambul und New York Meilen sind. Sultan Abdul Hamid II. schenkte vor einigen Jahren seinem Günstling Izzet einige tausend Pfund, damit er sich in der Nähe des Jildis Kjöschk ein Haus baue. Nach einiger Zeit fragte der Herrscher den Günstling, ob er das Haus schon baue. „Nein", antwortete Izzet. — „Weshalb denn nicht?" zürnte der Sultan, „ich habe Dir doch dazu das Geld gegeben." — Der Günstling entgegnete: „Ich hatte soviel Schulden, Herr, ich habe die Schulden bezahlen müssen, die Gläubiger bedrängten mich." — Da verrauchte schnell des Sultans Zorn und melancholisch sagte er: „Du hast recht getan, Izzet, Schulden sind das ärgste Übel in der Welt". — — An die Wahrheit dieses seines eigenen Wortes mag der Sultan lebhaft erinnert worden sein, als wegen der erwähnten Schuld von neunzigtausend Dollars die Vereinigten Staaten von Nordamerika im April 1900 nicht nur die diplomatischen Beziehungen zur Türkei abbrachen, sondern auch mit einer Flottendemonstration und zuletzt sogar mit der Besetzung von Smyrna drohten. Aber nicht nur der Sultan, auch die europäischen Mächte hatten Grund, angesichts des brüsken Vorgehens der nordamerikanischen Union nachdenklich zu werden. Nachdem die Amerikaner kurz vorher in Amerika und Asien eine Politik des Eroberns verfolgt hatten, die häufig mit europäischen Interessen zusammengestoßen war, traten sie plötzlich in der ureigenen europäischen Einflußsphäre, im türkischen

Orient, wahrhaft bramarbasierend auf. Und aus welchem geringfügigen Anlasse, wegen neunzigtausend Dollars, leiteten sie die Berechtigung zu diesem furchtbaren Skandalmachen ab! Als Amerika mit Spanien Krieg führte, griff es noch immer nicht zu dem gewaltigen Mittel, eine Flotte nach Europa zu schicken. Lächerlich wie der Beginn dieser Komödie war auch ihr Ende: die Türken bestellten bei einer amerikanischen Firma den Bau eines Kriegsschiffes — und der Konflikt war beigelegt!

Die Amerikaner würden klüger gehandelt haben, wenn sie an die Tätigkeit der amerikanischen Missionäre in Kleinasien gar nicht erinnert hätten. Denn die amerikanischen Missionsanstalten in der Türkei waren stets nichts anderes als Dynamitardenschulen. Man fragte sich oft: wie konnten die Armenier, dieses arbeitsame, handelsbeflissene, immer nur nach Erwerb und Wohlhabenheit hastende Volk; wie konnten sie, denen Kühnheit und aggressives Handeln nur in allerbescheidenstem Maße eigen sind; wie konnten sie sich zu Revolutionen entschließen, die alles bedrohten und auch in der Wirklichkeit vernichteten, was sie bisher geliebt und erstrebt hatten? Wer Land und Leute kennt, hat bald den Faden ergriffen, der aus dem Labyrinth dieses Rätsels führt. Dieser Faden beginnt im Herzen Anatoliens, zieht sich über den alten Kontinent nach der Neuen Welt, um auf seinem Rückwege von Amerika über England, hundertfach verstärkt, das Land seines Ursprunges zu erreichen. Mit anderen Worten: Die Söhne der besten armenischen Familien besuchen in Konstantinopel das amerikanische „Robert College“, die Schulen der „Frères“ und der Mechitaristen, wo sie überall eine Erziehung erhalten, die knapp noch für die konstitutionellsten Staaten Europas passen würde. Diesen reichen Muttersöhnchen schaden in-

dessen ein bißchen mehr oder weniger eingeschwatzte Revolutionsideen nicht. Ganz anders aber steht es mit der Erziehung in den kleinasiatischen, von Armeniern bewohnten Provinzen und den Folgen dieser Erziehung dort. Seit Jahrzehnten haben englische und angloamerikanische Missionäre Schulen in Anatolien gegründet auf Kosten reicher überseeischer Frömmler, die von ihren dunkel erworbenen Reichtümern gern einen Teil für Gotteswerk und Himmelsseligkeit opfern. Seit Jahrzehnten propagieren diese Sendlinge des Westens Ideen, die allem eher nützen, als dem armenischen Volk, das mit ihnen beglückt werden soll. Das English Bible House, die Jewish Mission, die vielen Sailors Homes, in die fast nie Matrosen hinkommen, ferner die Scotish Church und das American Bible House — sie alle sind nichts anderes als Brutstätten der Unzufriedenheit, sie alle verfolgen Ziele, die ihren Namen widersprechen. Die armenischen Knaben in Erzerum, Wan, Bitlis, Trapezunt, Amassia, Samsun, Siwas, Karput und Diarbekr erhalten von den Missionären eine Erziehung, die vielleicht für den Yankee, aber keinesfalls für die unreifen Söhne des kleinasiatischen, von den Armeniern bewohnten Hochlandes paßt. Diese Kinder sind in Gegenden geboren und aufgewachsen, wo noch die Unkultur verflossener Jahrhunderte herrscht, und sind umgeben von Unwissenheit, Aberglauben und niedrigstem Servilismus. Da wird ihnen plötzlich das Evangelium ungebundenster Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit gepredigt; Worte, für deren Klang selbst Millionen europäischer Ohren noch taub und unempfindlich sind. Das armenische Kind kann die ihm von den angloamerikanischen Schulmeistern eingetrichterten Lehren nicht verdauen, seine Begriffe verwirren sich, da alles, wovon es

umgeben ist, alles, was es kennt und liebt, in krassem Gegensatze ist zu den Worten seiner Meister. Der armenische Jüngling, der aus solcher Schule hervorgeht, kann in seinem Heimatlande nicht mehr leben; er sieht alles dunkler und schlechter als seine Umgebung; er fühlt überall Beengung, Knechtschaft, Unterdrückung; das Vaterland ist ihm zu eng geworden, und er wandert aus. Aber auch für das festländische Europa, selbst für Europas Republiken ist seine Bildung zu viel; er findet nirgends Verständnis für seine verwirrten Begriffe, denn auch in Europa und selbst in Europas Republiken gibt es Gesetze — Gesetze, die aller Schrankenlosigkeit, aller Umstürzlerei ein Halt gebieten. So muß denn der hyperfreigesinnte Armenier dort Anschluß suchen, wo er für seine Ideen Verständnis erwarten darf: bei den Extrem-Sozialen und Anarchisten in Amerika. Dann kehrt er als amerikanischer Bürger in die Heimat zurück und macht Revolution! Wenn die Armenier, die alle Eigenschaften besitzen, um ruhige Staatsbürger zu sein, und die auch bis zur Vergiftung ihrer Jugend durch die amerikanischen Missionäre zufrieden und ungestört im osmanischen Reiche lebten, so plötzlich auf die Bahn der Anarchie gerieten, so sind hierfür nur die amerikanischen Missionäre verantwortlich zu machen, die in Anatolien das Gift verbreiteten, das Zehntausenden den Tod, Hunderttausenden die Not brachte. Es ist deshalb kein Wunder, daß während der armenischen Revolutionen in erster Linie die amerikanischen Missionsanstalten angegriffen und zerstört wurden; und die Regierung der Vereinigten Staaten würde weise handeln, wenn sie nicht den Schleier von dieser amerikanischen Kultur in Anatolien heben würde.

IV.

Finanzwirtschaft und Bakschisch.

14*

Geschichte der Finanzen in der Türkei. — Suleimans ökonomische Grundgesetze. — Münzverschlechterung als Ursache von Revolten. — Tabaksteuer. — Die ersten türkischen Dukaten. — Münzreformen. — Auswärtige Anleihen. — Staatsbankrott unter Abdul Asis. — Aufschwung unter Abdul Hamid II. — Landwirtschaft. — Bergwerke. — Forstwirtschaft. — Eisenbahnen. — Bakschisch-Geschichten.

Die drei Jahrzehnte der Regierung Abdul Hamids II. waren für die Finanzen, den Handel und Verkehr und die gesamte Volkswirtschaft der Türkei an Erfolgen reich. Seit Suleiman dem Großen, dem Gesetzgeber unter den osmanischen Sultanen, hat keiner den finanziellen Fragen so viele Aufmerksamkeit gewidmet wie Abdul Hamid II., hat keiner so viele und so schwere Aufgaben so glücklich gelöst wie er. Dies erkennt man am besten, wenn man die Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht.

Suleiman der Große hatte erkannt, daß eine gute Finanzwirtschaft eines Staates kräftigster Kriegsnerv und gesündeste Friedensader sei. Einmal zwar sah er sich gezwungen, zu einer außerordentlichen Finanzmaßregel, zu einer Kriegssteuer von fünfzehn Aspern auf den Kopf aller seiner Untertanen, ohne Unterschied der Vermögensumstände, ohne Rücksicht auf die Religionen, seine Zuflucht zu

nehmen. Aber seine Ausnahme bestätigte bei ihm wirklich die Regel. Sonst gab es zu seiner Zeit nur ordentliche Steuern, und zwar durchwegs gemäßigte. Die Grundsteuer betrug beispielsweise nicht mehr als vierzig bis fünfzig Aspern vom Hause, also beiläufig einen Dukaten nach dem damaligen Werte des Geldes; dazu kamen die sogenannten Awaris oder Nebenabgaben in gleicher Höhe. Von je zwei Schafen wurden eine Asper Schafgeld und drei bis fünf Aspern für den Kommissär erhoben. Bei der Ordnung, die in der Finanzwirtschaft herrschte, gedieh der Staat, blühte der Wohlstand des Volkes, wuchs das Gold und Silber des Schatzes. Die Einkünfte des Reiches betrugen jährlich sieben bis acht Millionen Dukaten, und die Krongüter schätzte man auf 2441 Lasten Aspern, rund fünf Millionen Dukaten.

Aber nach Suleimans gutem Beispiel wirtschaftete keiner seiner Nachfolger. Schon wenige Jahre nach des großen Sultans Tode begann die fürchterliche Münzverschlechterung, welche im Laufe der Zeiten zu ungezählten Revolten und Katastrophen führte. Die Oka — einein-viertel Kilogramm — Silber, welche dem vorgeschriebenen Münzfuß gemäß zu fünfhundert Aspern ausgeprägt werden mußte, wurde zu tausend und mehr ausgemünzt, so daß die Drachme Silbers, die nur fünf Aspern Wert hatte, als zehn oder zwölf Aspern gegeben wurde. Es kam noch schlimmer, so daß der Geschichtsschreiber klagte: „Leicht ist das Geld wie Mandelblätter und nichtig wie Tautropfen." Als man dieses Geld für Truppenzahlungen verwendete, da rotteten sich die Janitscharen zürnend zusammen. Die Münzverschlechterung wurde die Ursache zu einem folgenschweren Ereignisse: zum ersten Male seit dem Bestande

des osmanischen Reiches fielen die Truppen im Sserai des Sultans selbst die im Diwan versammelten Wesire mit Gewalt an und forderten die Köpfe der zwei an der Münzverschlechterung schuldigen Minister. Und der Sultan mußte nachgeben; die beiden Würdenträger mußten aus dem Diwan heraus unter die blutdürstenden Soldaten treten und ihre Köpfe dem Henker hinlegen. Das geschah am 3. April 1589, im dreihundertsten Jahre nach der Begründung der Selbständigkeit des osmanischen Reiches. So alt ist das finanzielle Elend der Türkei!

Hundert Jahre später gab es eine neue schwere Krise. Der Staat half sich damals durch eine Maßregel, die besondere Erwähnung verdient. Es wurde die erste Tabaksteuer eingeführt, die gleich im ersten Jahre 12 844 000 Aspern einbrachte. Um jene Zeit wurden zum ersten Male auch Dukaten mit dem Tughra, dem verschlungenen Namenszuge des Sultans, geprägt. Alle fremden Goldmünzen wurden in Tughradukaten, alle fremden Silbermünzen in osmanische Piaster umgeprägt. Neben den Münzstätten in Konstantinopel wurden mehrere neue begründet: in Adrianopel und Smyrna für Gold; in Adrianopel, Smyrna und dem silberreichen Erzerum für Silber. Das half aber wenig gegen den immer trister werdenden Zustand der Finanzen. Das Reich ging an dieser Krankheit schneller zugrunde, als an seinen territorialen Einbußen und seinen Blutverlusten.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts, als Machmud II. die Reformära eröffnete, fühlte er die Notwendigkeit durchgreifender ökonomischer Veränderungen. Man begann nicht bloß Reformen in der Armee, Justiz, Religion, sondern man sprach auch schon von der Regelung des

Handels, Hebung der Landwirtschaft. Aber schließlich verbesserte man die Volkswirtschaft nicht, sondern verschlimmerte sie noch, soviel das überhaupt möglich war. Man kümmerte sich nämlich gar nicht um den Staat und das Volk, sondern dachte nur daran, die Kassen des sultanischen Schatzes zu füllen. Man reformierte, indem man, um für den Sultan Geld zu schaffen, die Lebensnotwendigkeiten des Volkes mit den unmäßigsten Lasten belegte. Die Charadsch, die Kopfsteuer der Rajahs, der nicht moslemischen Untertanen, wurde von vierzehn auf dreißig Piaster erhöht; und die Moslems wurden mit einem Teßkere, einer Paßsteuer, beglückt; so wurde die proklamierte Gleichheit der Religionen zur Wahrheit. Um die Beamten fortan pünktlich bezahlen zu können, beschloß man, die Prozeßabgaben zu erhöhen. Um Gehälter zu sparen, enthob man die hohen Paschas ihrer Statthalterstellen und ersetzte sie durch kleine Beamte. Mit England, Frankreich und Österreich schloß man Handelsverträge ab, um die durch die sogenannten Kapitulationen festgesetzten Zölle umgehen und erhöhen zu können.

Auch Abdul Medschid, der Vater des gegenwärtigen Sultans, der Reformen um Reformen proklamierte und gewiß den besten Willen hatte, fand nicht die richtigen Mittel, um die finanzielle Krankheit wirksam zu bekämpfen. Er unternahm das Kühnste und mußte dann zur alten Weise greifen. Er wankte zwischen Fortschritt und Reaktion hilflos hin und her. Er änderte den bisherigen Modus der Steuereinhebung nach französischem System um und mußte dann wieder zur orientalischen Unordnung zurückkehren, weil die armenischen Sarrafs, die Geldwechsler, gegen das neue System protestierten. Der berühmte Wesir

Reschid Pascha ging in seinem Reformeifer so weit, an die Gründung einer Staatsbank zu denken. Man emittierte Schatzbons, welche aber ohne jedwede Garantie waren und deshalb keinen effektiven Wert hatten. Trotzdem ersuchte die Pforte die europäischen Regierungen naiverweise, diese Schatzbons „ohne Zweifel und ohne Furcht als gewöhnliche Münze, als gutes Geld anzusehen". Man lachte sie natürlich nur aus ob dieser herrlichen Idee, und sie mußte sich entschließen, wieder Metallgeld herbeizuschaffen. Damals, etwa 1840, wurden auch zum ersten Male die Medschidjes geprägt, in der Größe und im Werte von Fünf-Franksstücken; ihr Kurs aber war höchst unbeständig. Wie der Kurs schwankten auch fortwährend die Minister, es gab nirgends eine Stabilität. Die alte Korruption nahm wieder überhand, die armenischen Sarrafs machten neuerdings die Geschäfte der Regierung und des 1838 begründeten Finanzministeriums und stahlen dabei mehr noch als früher. Die Not wurde extrem. Es kursierten Münzen, deren Wert beweglich war wie die Welle im Meere. Es flatterten Papiere durch das Land, ohne daß man an eine metallene Bedeckung dachte. Es fehlte die Leitung in der Bewegung der Staatsfonds; das Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben war eine ungekannte arithmetische Aufgabe. Die ganze Menge der Silbermünzen, der Medschidjes und Beschliks, alle die Papiere wurden wertlos gegenüber den ausländischen Münzen. Eine wüste Baisse drückte auf die Stimmung, die materielle Dekadenz war angebrochen. Gebunden durch die Kapitulationen und ohne einheimische Industrie, mußte die Türkei die Einfuhr der Manufakturwaren aus dem Ausland mit ihren Agrikulturprodukten, die durch eine minderwertige Münze repräsentiert wurden,

doppelt und dreifach bezahlen. Zum Einheben der direkten Abgaben gab es buchstäblich noch keine ehrlichen Menschen und man mußte zum System der Verpachtung zurückkehren; die Zuschläge geschahen ohne Kontrolle und ohne Garantien, besonders in den fernen Provinzen. Die Zölle von Konstantinopel und ganz Asien, jene von Beirut ausgenommen, hatte Reschid Pascha einem reichen armenischen Hause zugeschanzt, das dadurch immense Verdienste gewann, während der Staat immer mehr verarmte, der allgemeine Wohlstand täglich sank, die unbezahlte Armee desertierte, revoltierte, und aus dem Elend des Volkes von Stambul der Haß gegen Europa erstand, da man die fränkischen Reformen als Ursache aller Übel ansah.

In dieser allgemeinen Verzweiflung erschien die Idee einer auswärtigen Anleihe zum ersten Male als Retterin der Situation. Man gab sich derselben mit Inbrunst hin und war erstaunt, daß man in Europa nicht gleich mit dem Gelde herausrückte; man mußte es der Pforte unverblümt begreiflich machen, daß der Kredit eines Staates von dem Vertrauen in die Regelmäßigkeit seiner Finanzverwaltung abhängt. Nun raffte sich der Diwan zu einigen Maßregeln auf, die dem fremden Kapital dies Vertrauen einflößen sollten. Man proponierte zunächst dem Sultan die Reduktion der Zivilliste, die Herabsetzung der unsinnigen Ausgaben für die Marine und für die Gehälter der hohen Würdenträger und Günstlinge, endlich die Schaffung eines obersten Finanzkonseils. Man verkündete, daß die ersten Fonds einer eventuellen Anleihe zur Organisation der Polizei, der Gendarmerie und gemischter Tribunale verwendet werden sollten — und diese Verkündigung sagt klarer als alles andere, weshalb man der Pforte keinen

Kredit gewähren wollte. Der Minister des Äußeren von Stambul schwang sich auf zum großen Worte: „Es hat der Kampf begonnen zwischen dem Guten und dem Bösen; gebe der Himmel, daß das Gute siege!“ Und tatsächlich schien etwas werden zu wollen. Man erhielt die Anleihe, man sah den obersten Finanzrat in Funktion treten und, unterstützt von drei ausländischen Adjoints, Vertretern Englands, Frankreichs und Österreichs, die Mittel zur Verbesserung diskutieren. Und dann blieb alles beim Alten. Der beste Wille scheiterte an der Apathie der Administration, das Geld des Auslandes verschwand, ohne eine Spur in der Volkswirtschaft zu hinterlassen, die Beamten fuhren fort den Staat zu berauben, und als Sultan Abdul Medschid starb, hinterließ er seinem Reiche eine Schuldenlast von 300 Millionen Franks.

Und noch immer ärger wurde es. 1869 konnte Abdul Asis auf zehn öffentliche Anleihen und außerdem auf eine konsolidierte Schuld von einer Milliarde Franks herabsehen. Wenige Jahre später hatte er die Staatsschuld schon vervierfacht. Als er starb, hinterließ er statt der übernommenen 300 Millionen vier Milliarden Schulden! Armee und Beamtenschaft waren dabei seit Jahren unbezahlt geblieben, lebten von Raub, Diebstahl und Bestechungen. Die Kassen aller Ministerien waren leer, die Finanzverwaltung konnte die Schuldzinsen nicht bezahlen, die Schatzbons nicht einlösen, und am 13. April 1876 kam es endlich zum Staatsbankrott.

Unter solchen Verhältnissen übernahm Abdul Hamid II. die Herrschaft. Kaum hatte er die Regierung angetreten, da brach der Krieg mit den Balkan-Vasallen und dann mit Rußland los. Als der Sultan jedoch wieder den

Frieden erlangt hatte, ging er mit äußerster Anstrengung an die Hebung der Staatsfinanzen. Am 8./20. Dezember 1881 erließ er das denkwürdige Irade, durch welches die Verwaltung der „Dette publique ottomane“ gegründet wurde. Die Regierung überließ einen Teil ihrer Einnahmen ihren Gläubigern zur Selbstverwaltung und Selbstbezahlung: die Tabakmonopole und Salzmonopole, die Warakai Sahiha oder Stempelabgabe, die Spiritussteuern, Zölle, Fischabgaben von Konstantinopel und Umgebung, Seidenabgaben von Konstantinopel, Adrianopel, Brussa, Tokat und Samsun; ferner die Revenuen aus Patenten, den Tribut Bulgariens, die Einnahmen von Cypern und Ostrumelien. Die Schulden des Staates, die Milliarden, sanken schnell, das Defizit des Budgets minderte sich von Jahr zu Jahr. Als Abdul Hamid die Regierung antrat, wies das Budget von 1875 bis 1876 ein Defizit von 2668000000 Franks auf!!! Zwanzig Jahre später war dies Defizit, trotz des Krieges, trotz der Kriegsschuld, trotz der bedeutenden Abzahlungen auf die alten Schulden, trotz der großen Ausgaben für Bahnen, Industriezwecke und Schulen, auf 115—130 Millionen Franks, im Finanzjahr 1895/1896, gesunken. Und heute ist fast das vollständige Gleichgewicht in den Einnahmen und Ausgaben erreicht. Den letzten Krieg gegen Griechenland bestritt der Sultan aus den Staatsfonds! Diese finanzielle Herkulesarbeit verdient aufrichtige Bewunderung. Ein Vierteljahrhundert genügte, die Schäden von Jahrhunderten zu beseitigen, das Mißtrauen Europas zu bannen, die Folgen der Katastrophe, wie sie kein anderer Staat gleich fürchterlich erlebt hat, aufzuheben, die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen,

Milliarden fremden Kapitals ins Land zu schaffen und für Kulturzwecke fruchtbar zu machen.

Die Landwirtschaft fand der Sultan Abdul Hamid II. bei seinem Regierungsantritt ebenfalls auf einer tiefen Stufe. Und wie unbeschreiblich reich an Bodenprodukten könnte die Türkei sein. Das Wort von Sully: „Labourage et pâturage sont les mamelles de la France“ paßt noch besser für das osmanische Reich. Dessen Hauptgetreidearten sind: Weizen, Roggen, Gerste, Mais; als Durchschnittszahl gilt achtfache Ernte, eine zehnfache als gut. Mais gibt den 200—300 fachen Betrag. Die Kornkammer der europäischen Türkei ist das Wilajet Adrianopel, die der asiatischen das Wilajet Chudavenghiar. Aber unendliche Strecken liegen noch brach, beispielsweise das mesopotamische Riesengebiet. Die Aufmerksamkeit Abdul Hamids richtete sich schon früh auf diesen Zweig des allgemeinen Reichtums eines Landes. Durch eine Reihe glücklicher und gutangebrachter Reformen verschaffte er ihm die Möglichkeit seines natürlichen Gedeihens. Des Sultans erste Sorge war es, den Landmann aus den Krallen der Kornwucherer zu retten, welche die Kräfte der Landbevölkerung paralysierten, den Ackerbauern die Früchte ihrer Arbeit raubten und statt des ländlichen Wohlstands das Elend gaben. Seit Urzeiten war der Kornwucher in Rumelien wie in Anatolien ein schier unheilbares Übel. Die Zinsen, welche der Bauer zahlte, betrugen zuletzt eine Viertelmedschidje auf eine Medschidje, und mehr noch bei einem türkischen Pfund, monatlich. Diese erschreckliche Ziffer spricht für sich. Abdul Hamid schuf ein Landwirtschaftsministerium und gründete 1887 die Agrikulturbank, welche dem Landmann zu 6 Perzent bis 150 türkische Pfund für die Zeit von drei

Monaten bis zu zehn Jahren leiht. Diese Bank hat seither mehr als hundert Filialen in den Hauptorten der größeren Provinzen und fast 400 Agentien in den Hauptorten der kleineren Bezirke errichtet. Ihr Nominalkapital von 291 946 546 Piastern ist ins Riesenhafte gewachsen, und für die jetzt geplante Mekkabahn konnte die landwirtschaftliche Bank der Regierung einen Vorschuß von 10 Millionen Piastern gewähren. Sie schuf vier große Agrikulturschulen in Halki bei Konstantinopel, in Saloniki, Smyrna und Beirut, wo osmanische Untertanen ohne Unterschied der Religion, wenn sie nicht unter 16 und nicht mehr als 22 Jahre alt sind, aufgenommen werden und Unterricht in Arithmetik, Geometrie, Algebra, Geschichte, Geographie und in türkischer sowie französischer Sprache erhalten. Außerdem erhält die Bank eine Tierarzneischule, eine Unzahl Modellfarmen und endlich sendet sie befähigte junge Leute zum Studium der Landwirtschaft ins Ausland.

Die Bemühungen Abdul Hamids um die Hebung der Landwirtschaft trugen reiche Früchte. Ganze Provinzen, die jahrhundertelang brach gelegen, sind erwacht zu blühendem Leben. Die Zerealien sind sogar einer der wichtigsten Exportartikel der Türkei geworden und gehen nach England und anderen Ländern. Adrianopel führt jährlich um rund 20 Millionen Franks Getreide aus. Baumwolle, vor Abdul Hamid in der Türkei unbekannt, ist ein Gegenstand fleißiger Kultur geworden. Alle aus fremden Ländern kommenden jüdischen, christlichen oder mohammedanischen Einwanderer, denen der Sultan in seinen Ländern Gebiete schenkt, müssen sich verpflichten, wenigstens ein Viertel der erhaltenen Güter, wenn das Klima es gestattet, mit Baumwollenstauden zu bepflanzen. Die Gebiete von Karahissar,

Jerli und Angora, besonders die zwei letztgenannten, erzeugen eine vortreffliche Wolle, die in Uschak für die berühmten sogenannten Smyrnateppiche Verwendung findet. Die europäische Türkei exportiert jährlich 3 Millionen Kilogramm Wolle nach Frankreich. Karahissar und Uschak, ferner Kutahja, Balikesser und Konia erzeugen Opium in reicher Menge, die Gegend um Smyrna wiederum hat einen Überfluß an Alizarin, Valloneen, Gallnuß und verfrachtet jährlich Riesenmengen nach den europäischen Industriezentren. Der Reichtum an Ölen, Früchten, Seide und Tabak ist bekannt. Der Handel mit all dem hat erst in den letzten zwei Jahrzehnten einen solchen Aufschwung genommen und den Wohlstand in den Provinzen erzeugt, welche Jahrhunderte hindurch als arm und unfruchtbar gegolten haben.

Dem Landwirtschaftsministerium unterordnete Abdul Hamid die Verwaltung der Bergwerke und der Wälder. Wer ahnt wohl den unerschöpflichen Reichtum des osmanischen Reiches an Mineralien und Metallen, an Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Salz, Quecksilber, Borazit, Zinn und Arsenik? Nur einige wenige Bergwerke wurden bisher erschlossen, aber schon sie ergaben eine halbe Million Oka Silber, 175 000 Oka Blei und fast 2 000 000 Oka Kupfer; von letzterem produzierten: Arghana Madeni allein 720 000 und Tokat 400 000 Oka. Das Rotkupfer von Tokat ist selbst in Europa gesucht wegen seiner Schönheit und Reinheit. Das Wilajet Aïdin ist berühmt wegen der Fülle seines Borazits und seiner Kohlen; letztere findet man ferner in Tripolitanien und Herakliä am Schwarzen Meer. In Eskischehir wurde das Suchen des Meerschaums erst seit den letzten Jahren systematisch betrieben. Riesig sind

die Marmorbrüche bei Panderma und Karahissar, woher schon die Römer und die Griechen mächtige Stöße holten. In wenigen Jahren hat sich für die Regierung das Erträgnis der Minen verzehnfacht; eine früher gar nicht beachtete Quelle schüttet jetzt Millionen Piaster jährlich in die Staatskasse.

Das gleiche gilt von der Forstwirtschaft. Unendliche Strecken im europäischen Teile des Reiches und dann besonders in den asiatischen Provinzen sind wälderreich. Vor zwei Jahrzehnten herrschten in der Forstwirtschaft verzweifelte Zustände. Die Bauern schnitten wild drauf los, wo es ihnen paßte, legten Brände, um den Herden Platz zu schaffen. Abdul Hamid ließ auch hier Ordnung machen. Eine Forstschule erzieht ein Korps von Inspektoren, die systematisch für die regelrechte Ausnützung der immensen Vermögen an Wald zu sorgen haben. Dadurch ist eine neue Einnahmsquelle aus einem bisher unfruchtbaren Felsen geschlagen worden. Schon 1892 brachte sie 8, 1893 gar 11 Millionen Piaster und jetzt das Dreifache und Vierfache.

Alle Fortschritte in der Staats- und Volkswirtschaft wären nicht so leicht erreicht worden, wenn Abdul Hamid nicht den Wert des Verkehrs, die Zauberkraft der Eisenbahnen erkannt hätte. Das Telegraphennetz wurde bis in das dunkelste Europa, bis in das Herz Albaniens und bis in die Schlupfwinkel der menschlichen Urheimat, in die Wüsten Arabiens und in die Oasen Mesopotamiens geworfen. Der elektrische Draht spannte sich vom Goldenen Horn bis zum Persischen Golf in Linien, welche 50 000 Kilometer erreichen und in Kabeln, welche 600 Kilometer betragen. Tausend Telegraphenämter sind über das ganze

Reich verbreitet. Die Einnahmen sind rund 50—60 Millionen Piaster jährlich, die Ausgaben nur ein Viertel davon. Die türkische Post ist dem Weltpostverein angeschlossen; sie hat 2000 Filialen und bringt jährlich 5 Millionen Franks ein, während die Ausgaben jährlich eine Million nur wenig überschreiten. Dieses Resultat wird erzielt trotz der erdrückenden Konkurrenz der ausländischen Postanstalten, welche in der Türkei von früher her als Gesandtschaftsposten bestehen, aber im Laufe der Jahre einen großen Teil des gesamten brieflichen Verkehrs an sich gerissen haben.

Aber alles, was die Türkei im letzten Vierteljahrhundert auf dem Gebiete der Volkswirtschaft erreicht hat, wird übertroffen durch die Fortschritte im Eisenbahnwesen.*) In Europa wurden die entwicklungsfähigsten

*) Nach dem Krimkrieg tauchte in Konstantinopel das erste Eisenbahnprojekt auf. Man wollte die ganze Balkanhalbinsel mit einem mächtigen Schienennetz bedecken; man fühlte die Notwendigkeit, die Hauptstadt des Reiches mit der damals wichtigsten Grenze, der Donauregion zu verbinden. Die Mächte, die sich mit der Türkei gegen Rußland vereinigt hatten, ermutigten die Pforte zur Ausübung des Planes, ließen es nicht an verlockenden Versprechungen fehlen, zeigten dem Sultan Abdul Medschid alle die Vorteile, die Staat, Regierung und Volk aus der Einführung und Entwicklung der Eisenbahnen ziehen könnten. Für kriegerische Offensive und Defensive waren die Vorteile klar. In zweiter Reihe standen ökonomische Interessen. Gegenden, die durch ihre geographische Lage bestimmt waren, der Durchgangsweg für den indo-europäischen Transit zu sein, lagen brach und öde. Die natürlichen Reichtümer schlummerten seit Jahrhunderten unberührt und unbeachtet. Der Nutzen mannigfacher Art war also unzweifelhaft. Dennoch hieß es: überlegen. Denn wenn der Staat noch im Verlaufe der Ausführung der Bauten, also während der unproduktiven Periode, durch irgend ein Hindernis zur Unterbrechung oder gar zur Einstellung der Arbeiten gezwungen sein würde, wäre er verurteilt zu zahlen ohne ein Äquivalent zu empfangen. Schon damals ohnehin erschöpft, hätte

Gebiete dem Weltverkehr und Handel erschlossen. Der Hafen von Salonichi wurde ausgebaut und bevölkert, der Hafen von Dedeagatsch neu geschaffen. Der Naturreichtum der kleinasiatischen Küstengebiete erwuchs aus den Furchen, welche die Lokomotive zog. Das gesegnete Pontusland erwachte unter dem befruchtenden Dampf. Märchen werden Wahrheit. Man zieht in wenigen Tagen zu den Wundern von Baalbek, zu den Heiligtümern von Jerusalem! Station Jerusalem! Station Damaskus! Das hätte vor einem Vierteljahrhundert niemand für möglich gehalten. Heute aber spricht man schon von Station Bagdad und Station Mekka. Selbst die dem Sultan abgezwungene Konzession der Monopolisierung der nord-anatolischen Zukunftsbahnen für russische Kapitalisten muß als ein erfreulicher Erfolg des kulturell wirtschaftlichen Fortschritts der Türkei betrachtet werden. Nach dem Beispiel Wilhelms II., der persönlich für die Gewährung der Konzession der Bagdadbahn an die deutsche Gruppe eintrat, setzte sich auch Nikolay II. dafür ein, daß die in die russische Einflußsphäre fallenden Zukunftslinien nur von Russen gebaut werden dürften. Dem Umstande, daß die Entscheidung über alle türkischen Angelegenheiten jetzt nicht mehr von der

---

er durch ein solches Mißlingen des Planes völlig erliegen und in seine Katastrophe die fremden Märkte hineinziehen müssen. Das Eisenbahnwerk konnte ebensogut den Ruin des Staates vollenden als seine Neugeburt fördern. Doch der Generalstab gab den Ausschlag, und man begann den Bau der Eisenbahnen. Die erste Bahn wurde von Smyrna nach Aïdin 1856 zu bauen begonnen; 1863 folgte die Bahn von Smyrna nach Cassaba. Aber bald trat eine Stockung ein, die bis 1886 dauerte, so daß die ganze großartige Entwicklung des Eisenbahnwesens in der Türkei in die Regierungsepoche des gegenwärtigen Sultans fällt.

Hohen Pforte gefällt wird, sondern einzig vom Sserai ausgeht, wurde Rechnung getragen, und der russische Botschafter Sinowieff und sein erster Dragoman Maximoff stellten die Forderungen direkt an den Sultan. Abdul Hamid sah vergebens nach Unterstützung aus und beschied sich endlich, als alle Verschleppungsversuche scheiterten, des Zaren Wunsch zu erfüllen. Schon vor Jahren war ein Russe, Graf Kapnist, mit Eisenbahnprojekten an die türkische Regierung herangetreten; darunter befand sich auch das Gesuch um die Konzession einer Bahn nach Bagdad. Diese Konzession wurde jedoch den Deutschen gegeben, denen der Sultan seit Jahren alle wirtschaftliche Ausbeute Kleinasiens überläßt. Die deutschen Erfolge erweckten die Eifersucht der anderen kapitalskräftigen Nationen. Die Engländer wollten ihre Bahn, welche von Smyrna nach Aïdin führt, verlängert haben, die Franzosen drangen auf der von ihnen gebauten Cassababahn ins Innere weiter, bis nach Afiun-Karahissar vor, und forderten neue Konzessionen in Syrien und Palästina. Alle diese Wünsche aber erschienen gering und nichtig vor dem mächtigen Verlangen, mit welchem jetzt Rußland ziemlich plötzlich auf dem Plan erschien — Rußland, nicht ein einzelner Privatmann, nicht eine Finanzgruppe, nein, die große russische Regierung, der Zar selbst. Das russische Verlangen bedeutete nichts Geringeres, als die friedliche Eroberung von Nordostkleinasien, die Umklammerung des ganzen Gebietes am südlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Wie harmlos standen die Worte da, welche die Bahnlinien beschrieben. Nur von Lokomotiven und Schienen war die Rede. Aber russische Schienen haben auch in Mittelasien schon die Herrschaft des Islams erdrückt; und so wird es auch in Kleinasien sein. Mit

einem einzigen Irade des Sultans hat Rußland die unschätzbarsten, wichtigsten strategischen Landstriche Kleinasiens in seine Einflußsphäre einbezogen. Wer Herr über dieses Gebiet ist, steht da in Kleinasien wie ein unbezwinglicher Riese, welcher mit seinen beiden Händen das Schwarze und das Persische Meer bedeckt, welcher einen Fuß an den Zwillingsstrom Mesopotamiens setzt und den anderen auf das Herz Anatoliens stemmt, vor dem auf der einen Seite der Schach, auf der anderen der Sultan erbebt.

Schon in alten Zeiten zogen durch dieses Gebiet die Kriegsstraßen der Welteroberer. Hier rangen die Assyrer mit den Medern, die Meder mit den Persern, die Perser mit den Griechen um die Macht in Kleinasien. Hier war das Schlachtfeld, auf dem Römer und Parther einander vernichteten. Hier begründeten die Araber in dem Siege bei Nehavend ihre Herrschaft über das Morgenland, aber hier brachen auch die Völker durch, welche das arabische Kalifat zertrümmerten. Bis hierher drangen die Glaubenshelden der Kreuzzüge, hier bekämpften sich die beiden Sekten des Islams, Schiiten und Sunniten, hier endlich prallte schon zweimal das Russentum mit dem Osmanentum zusammen in blutigem Streit. Nun ist der Zar zum dritten Male gekommen, nicht mit Kanonen, sondern mit Lokomotiven, aber er wird trotzdem sicherer und fester dableiben, als 1829 und 1878 nach den Siegen seiner Armeen. Diesmal hat es Rußland anders gemacht als sonst. Früher eroberte es in hartem Kampf, dann baute es Eisenbahnen. Jetzt baut es Eisenbahnen, dann werden seine Armeen einmarschieren. Mit dieser Perspektive muß man sich beizeiten befreunden, dieses Ende ist jetzt unausbleiblich und nicht einmal fern. Gerade vier Jahrhunderte sind es jetzt,

daß der erste zarische Gesandte, Michael Pleschtschejeff, zum osmanischen Sultan Bajesid dem Zweiten nach Konstantinopel kam. Wie klein war damals Moskau, wie groß war Stambul. Rußland blieb lange dem Osmanenreich gegenüber der ersuchende, der bittende Teil. Wie oft erschienen Gesandte der Zaren mit reichen Geschenken im Sserai des Padischah, bittend um Hilfe gegen den Chan der Krim, selbst gegen Polen und Litauen! Und noch der Vorgänger Peters des Großen schickte dem Sultan, gleichsam als Tribut, 1198 Zobelfelle, 20 Walroßzähne und 10 Falken. Und dann kam der Umschwung. Und heute spielt der Botschafter des Zars die erste Geige im Orchester am Goldenen Horn . . . Das grandiose russische Bahnprojekt ist ein dicker Strich unter das Kapitel der vierhundertjährigen russisch-türkischen Beziehungen. Die Linien dieser Zukunftsbahnen gleichen auf der Landkarte beinahe dem Bild eines russischen Kreuzes, und dieses Kreuz ist wie ein mächtiger Keil in den zwiespältigen Islam, zwischen die Reiche der persischen Schiiten und der osmanischen Sunniten, hineingetrieben worden.

Es wäre indessen ungerecht, wollte man den russischen Erfolg bloß vom politischen Standpunkte betrachten. Auch das kulturelle Moment muß gebührend hervorgehoben werden. Das letztere ist bisher von Freund und Feind gar nicht gewürdigt worden. Selbst ihre Feinde müssen den Russen zugestehen, daß sie ihre Kulturmission in Asien überall ehrenvoll erfüllt haben, obwohl sie dabei stets das Politische mit dem Zivilisatorischen verknüpften. Sie haben in Mittelasien durch die transkaspische Bahn eine ersterbende Region neu belebt, sie haben mit ihrer wunderbaren sibirischen Bahn eine tote Welt ins Leben gerufen. Sie

werden zweifellos auch in Armenien und an den südlichen Ufern des Schwarzen Meeres Taten vollführen, welche ihnen jeder Freund der Zivilisation hoch anrechnen wird müssen. Gegenden, die bisher nur ein gutes Feld für Räuberbanden geboten haben, werden nun dem Verkehr und Handel, der ganzen Menschheit erschlossen werden, in direkte Berührung mit der Kultur Europas kommen. Die Gebirge und Täler, in denen früher zahllose Karawanen durch die Unwirtlichkeit der Natur oder die menschliche Raubgier zugrunde gingen, werden bald kein Hindernis des freien Verkehrs mehr sein, sondern ein Bindemittel desselben. Dort, wo noch heute Verlassenheit herrscht oder nur der Schreckensruf Beraubter und Bedrückter erschallt, dort wird bald der übliche Gesang der russischen Arbeiter ertönen, werden die Eisenschienen erdröhnen und die Pfiffe der Lokomotiven statt der Pfiffe der Räuberkugeln den einsamen Wanderer aufscheuchen. Ingenieure und Architekten zaubern dann Städte aus dem Boden, bauen Häuser und Maschinen für die Landwirtschaft und Industrie. Wer weiß, wieviel Mühe und Schrecken diese Pioniere der Kultur hier zu überwinden haben, ehe sie ihr Werk erreichen und vollenden! Auch sie sind Helden, gleich jenen Männern, welche die Prairien Amerikas, die Urwälder Afrikas, die Salzsteppen und Sandwüsten Asiens erforschen. Nur wenige Auserwählte kennen durch persönliche Beobachtungen diese Länder, welche jetzt in die Einflußsphäre Rußlands geraten sind. Manche Strecken sind sicher noch von keinem modernen Okzidentalen betreten worden. Und doch sind es merkwürdige Gegenden, interessant für die ganze Menschheit. Da ist jene Stelle in Armenien, wo nach der biblischen Sage der Stammbaum des Menschen-

geschlechtes nach der Sintflut wieder Wurzel faßte. Riesige Provinzen, jede für sich umfangreicher als manches europäische Königreich, fallen in den Bereich der russischen Zukunftsbahnen; so ein Hauptteil von Armenien, mit Erzerum, welches die Russen schon zweimal im Kriege erobert hatten, aber immer wieder nach dem Frieden den Türken zurückgeben mußten. Jetzt werden sie mit der Eisenbahn in die Stadt einziehen, werden dieselbe im Frieden in Besitz nehmen und kein Krieg wird sie ihnen entreißen können. Von den Quellflüssen des westlichen Euphrat bewässert, liegt Erzerum wie eine Kulturoase im Nomadenland, mit seinen fünfzigtausend Einwohnern ein Bild regen Lebens, wie es weit und breit nicht leicht wieder zu finden ist. Obwohl die Türken den einstigen bedeutenden Handel der Stadt nicht förderten, ist Erzerum doch immer noch ein Durchgangsort zahlreicher Karawanenstraßen, welche kreuz und quer nach den Ländern Vorderasiens und Innerasiens führen. Das Land ist reich an Naturprdukten, aber arm an Menschen, arm daher an Städten. Meist sind die Dörfer nur unterirdische Gänge, in welchen die Bewohner im Winter wohnen, während sie im Sommer als Nomaden umherstreifen oder Filzzelte aufschlagen. Jahrtausendelang haben hier die blutigsten Kriege gewütet und alle Blüten älterer Kulturen zerstört. Die Türken erfreuen sich des Besitzes seit mehreren Jahrhunderten beinahe ungestört, sie haben aber nichts getan, um die natürlichen Schätze des Landes zu heben, sie ließen die Felder brach liegen; und selbst die Straßen würden alle verfallen sein, wenn nicht aus strategischen Gründen die eine oder andere von Zeit zu Zeit eine schwächliche Pflege erhielte. Welch köstlichen Ertrag könnten diese Länder liefern! Die

armenischen Hochplateaux sind, begünstigt durch breite flache Talsohlen, geschaffen für einen segensreichen Ackerbau und für die Kultur von Getreidearten. Die sanften Abhänge der Gebirge sind mit fetten Weiden bedeckt. Und die Küstengebiete strotzen von üppigem Pflanzenwuchs, von Wäldern aus Laub- und Nadelhölzern. Selbst die in trostloser Umgebung eingebettete Stadt Siwas bringt auf einem kleinen Umkreise so viel Korn auf den Markt, daß die Nomadenstämme von weither nach diesem Orte kommen, um ihre armseligen Industrieerzeugnisse — Teppiche und Waffen — gegen Korn von Siwas einzutauschen. Am erfreulichsten sieht es in den Küstenstädten aus, in Sinope, Samsun, Kerasunt und Trapezunt. Den Hafen von Sinope betrachtete schon Tamerlans Biograph Ahmed ben Arabschah mit Entzücken: „Die Hügel von Sinus", sagte er, „sind lieblicher als die Brüste der Huris im Paradiese, und die Landenge ist schlanker als die schlankeste Hüfte eines Jünglings." Auch Samsun und Kerasunt besitzen schöne Lage und hinter beiden Städten blühen auf fruchtbarem Erdreich Dörfer und Weingärten, gedeihen Äcker und Felder. Die Perle am Südufer des Schwarzen Meeres aber ist das altberühmte Trapezunt. Ein starker Glanz historischer Größe ruht auf dieser Stadt, und er verschönt noch heute die traurigen geringen Reste des alten Palastes der Kaiser von Trapezunt, die Ruinen der Felsenburgen im Inneren. Gern träumt man sich zurück in die Zeiten des Alexius des Dritten, des Legendenkaisers, und des Andronikos Gidon, welcher den Sultan Aladdin Keikobad von Konia besiegte. Und mit Wehmut gedenkt man der Prinzessin Katherina, jener Unvergleichlichen, die durch den Ruhm ihrer Schönheit den Orient in

Flammen setzte und endlich als Despina Katun mit Usun Hassan den Thron von Persien bestieg. Von der alten historischen Macht und Pracht ist nichts zurückgeblieben als Steine und Staub. Die Natur aber, die schon die alten Trapezunter entzückte und die Stadt so überschwänglich schmückte, daß sie in die gleiche Reihe mit den vier Eden des Osmanenreiches — mit Stambul, Brussa, Smyrna und Damaskus — gestellt wurde, diese herrliche Natur blüht unvergänglich fort. Überall prangt der Granatenbusch neben der Myrte, duftet der wilde Thymian mit der Nelke um die Wette, rankt sich der Efeu um Gemäuer, gedeihen Oleander, Lorbeer, Weinrebe und Feigenbaum. Hier ist das Land auch reich an Silber, Kupfer, Eisen und besonders Bleierzen. Aber ausgebeutet wird nichts. Wenn die russischen Zukunftsbahnen diese bisher der modernen Welt hartnäckig verschlossen gebliebenen Provinzen Türkisch-Asiens der Kultur und dem Handel eröffnen werden, dann werden sich manche Gegner der russischen Politik mit diesem speziellen Erfolg derselben versöhnen.

Nun kann es nicht mehr lange dauern und auch jene zwei großen Erfindungen der Neuzeit, die allem Fortschritte die Bahn brechen, müssen in die Länder des Sultans Eingang finden: neben die Drähte der Telegraphen wird man die Telephondrähte spannen und ein Meer von elektrischem Lichte wird fluten von den Ufern des Goldenen Horns bis zu den Ufern des Euphrat und Tigris, von den Küsten des Pontus Euxinus bis zu jenen des Mittelmeeres. —

Die Schilderung der bedeutenden Entwicklung der Finanzwirtschaft unter Abdul Hamid II. würde einseitig sein, wenn ich nicht auch des Schattens und der Fehler

gedenken würde, die aus den früheren Zeiten zurückgeblieben sind: der Korruption, des Bakschisch und der Unordnung in der Bezahlung der Staatsbeamten. Für das letzterwähnte Übel gibt es kein krasseres Beispiel als dieses: Der Botschafter in Berlin, Ghalib Bey, erschien eines Tages, ohne Urlaub genommen zu haben, in Konstantinopel. Er kam zurück, weil er nicht mehr die Schande der Schulden, weil er nicht mehr den Hunger ertragen konnte. Erst hatte er aus Mangel an Kostgeld den dritten Sekretär heimgeschickt, dann den zweiten. Dann bat er telegraphisch, man möge wenigstens seine seit Monaten nicht beglichene Rechnung beim Telegraphenamte in Berlin und seine seit Quartalen schuldige Wohnungsmiete bezahlen. Aber er bekam weder Geld noch Antwort, und da verschwand er einfach ohne Abschied aus Berlin. — In dem Briefe des Botschafters in Petersburg las ich folgende Stelle: „Wagen und Pferde habe ich verkauft, wir leben fast von trockenem Brot, und bald wird man uns auch das nicht mehr leihen!“ — Und der Gesandte in Madrid meldete dem Minister des Äußeren Tewfik Pascha lakonisch: „Ich bin zu Ende. Ich könnte mir nicht einmal ein Paar Handschuhe anschaffen, wenn ich irgendwo erscheinen müßte.“ — Wenn es so den Diplomaten, den Vertretern des Sultans im Auslande ergeht, da braucht man kaum besonders zu bemerken, wie traurig es um das Schicksal der Beamten im Inneren bestellt ist. Welch ein Jubel daher, wenn die türkischen Blätter nach langer Pause wieder einmal berichten: „Der Finanzminister hat mit der Auszahlung eines Monatsgehaltes an die Beamten sowie an die Armee begonnen.“ Die Auszahlung Eines Monatsgehaltes! Seit mehreren Monaten hat man kein Gehalt

bekommen; auch die Obersten im Staate und im Heere mußten fasten; die Offiziere erhalten wenigstens ihre Rationen — Fleisch, Butter und Reis — in reichlichem Maße. Die hohen Beamten leben nur von ihrem Kredit und können ihre hohen Gehälter — sei es auch gewöhnlich mit 80 Prozent Verlust — weiter verkaufen an den armenischen oder spaniolischen Saraf, der geduldig bessere Zeiten abwartet und trotz großen Risikos immer verdient. Den kleinen Beamten nimmt aber der Geldwechsler ihre Gehaltsquittungen nicht einmal gegen 99 Prozent ab. Man ermißt daher die Wirkung einer solchen Zeitungsnachricht, wie die früher erwähnte. Gottlob, die Goldlira kommt ins Rollen, und ihr heller Klang erweckt freudiges Echo in allen Herzen. An einem solchen Tage hat Konstantinopel eine andere Physiognomie, der kühlste Türke lächelt. Ein Monatsgehalt — ein Gehalt für drei, vier oder fünf zwar — aber doch etwas, eine Pause in den Kalamitäten. Der Beamtenstand in der Türkei ist bedeutend, beinahe erdrückend. Wenn die Beamten Geld haben, hat das ganze Volk Geld.

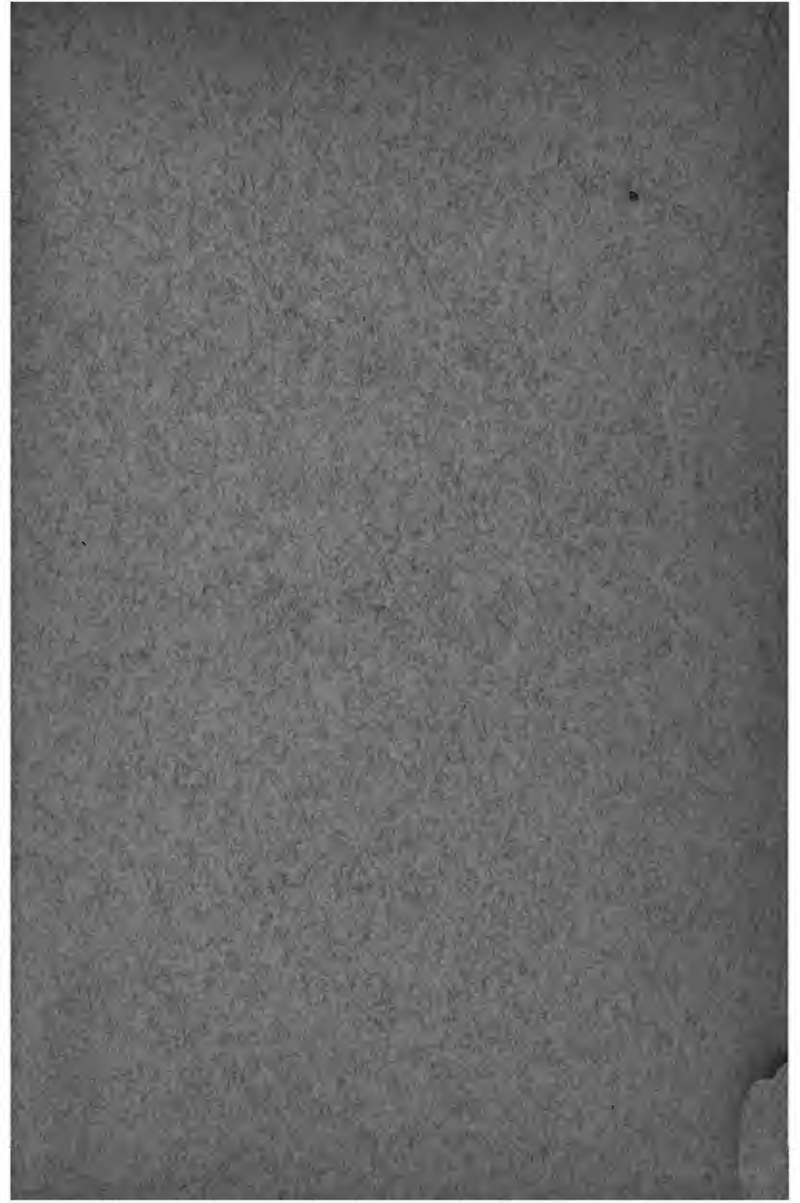
Bei solchen Verhältnissen blüht die Korruption, ist man auf Bakschisch angewiesen. Vom Standpunkte des Bakschisch allein wird alles und jedes betrachtet und behandelt. Nach dem Erdbeben, das im Juli 1894 den Basar von Stambul zerstörte, wandte der Sultan der Wiederherstellung der beschädigten Bauwerke seine besondere Aufmerksamkeit zu und widmete sowohl aus seinem eigenen Vermögen als aus staatlichen Mitteln bedeutende Summen für diesen Zweck. Aber Monat um Monat verging, ohne daß etwas geschah. Einigen Interessenten war es gelungen, mit Hilfe eines ausgiebigen Bakschisch bei den

kompetenten Behörden die Annahme eines ganz fehlerhaften Planes für die Wiedererrichtung des Basars durchzusetzen. Die Überrumpelung aber scheiterte an dem unerwarteten Widerstand des Palastes. Der Sultan hatte kein Vertrauen in seine Türken und befahl, eine aus fremden Fachleuten gebildete Kommission mit der Überprüfung des Bauplanes zu betrauen. Die Kommission verwarf das Projekt und beauftragte einen jungen europäischen Ingenieur mit der Ausarbeitung eines neuen Planes. Die Arbeit nahm einen vollen Monat in Anspruch. Der Plan fand den Beifall der Kommission und wurde der maßgebenden Behörde, der Stadtpräfektur empfohlen. Das geschah im April 1895; das Jahr 1896 war da, und niemand kümmerte sich um die Sache. Nur der junge Ingenieur interessierte sich lebhaft für sie, denn er hatte noch immer nicht sein Honorar bekommen. Endlich drohte er, sich an den Sultan zu wenden, und da speiste man den Ungemütlichen mit 25 Pfund ab. Einige Zeit später wurde der Basar doch wieder aufgebaut, aber nicht nach diesem Plane, der nur 28000 Pfund verlangte, sondern nach einem anderen, der 60000 Pfund beanspruchte. Natürlich läßt sich bei mehr Kosten mehr verdienen. Der junge europäische Ingenieur machte noch andere Erfahrungen. Für die Instandsetzung der durch das Erdbeben beschädigten Moscheen hatte der Minister des Ewkaf (Verwaltung der frommen Stiftungen) Ghalib Pascha zu sorgen. Ghalib Pascha überließ die Sorge dem Taamirat-Müdir, dieser engagierte unseren Ingenieur mit fixem Gehalt, zahlte aber prinzipiell immer nur die Hälfte aus, die andere Hälfte behielt der Taamirat-Müdir, der Administrator der Moscheenreparaturen, wie sein Titel auf deutsch

und sagte: „Die Tabakregie gewährt ein Darlehen von einer Million und verlangt dafür bloß einige kleine Konzessionen.“ Unerwarteterweise gab der Sultan seinem Günstling nicht sofort, wie Izzet gehofft hatte, den Irade, sondern entgegnete: „Ich werde den Großwesir fragen.“ Chalil Rifaat Pascha prüfte das Projekt und richtete an den Sultan ein Memorandum folgenden Inhaltes: „Die projektierte Anleihe von einer Million nominale wird uns bei der Stimmung Europas gegen uns gewiß kaum die Hälfte bringen. Die Aufhebung des Artikels, der die Tabakregie zwingt allen Tabak aufzukaufen, wäre für die Tabakpflanzer, die zum Reichtum des Landes soviel beitragen, der glatte Ruin. Es wäre lächerlich, den fremden ausländischen Pächtern und Direktoren der Regie die Eigenschaften von Staatsbeamten zuzuerkennen. Es ist bedauernswert, daß sich jetzt Leute finden, die von der mißlichen finanziellen Lage des Reiches profitieren und ein solches Unglück über das Land bringen wollen. Ich werde mich nicht zum Teilnehmer eines solchen Komplotts machen und mich niemals jenen zugesellen, die eine solche schändliche Konzession gewähren wollen. Kann die Regierung heute nirgends Geld bekommen als bei der Tabakregie, so darf sie dieser die Prolongation der Konzession nur dann gewähren, wenn die Regie gezwungen bleibt nach wie vor allen Tabak aufzukaufen und dadurch die einheimische Produktion zu fördern; wenn ferner die Regie die jährliche Abgabe auf 2 Millionen erhöht; und wenn sie drittens der Regierung eine Anleihe von 3 Millionen fix gewährt.“ Infolge dieses Referates lehnte der Sultan das Projekt ab. — Das war die Darstellung, die mir Dschawid Bey, der Sohn des Großwesirs, von der Geheimgeschichte jener viel-

besprochenen Anleihefrage gab. Erst viel später erfuhr ich, daß Chalil Rifaat Pascha das Projekt der Regie zu Falle brachte, weil sein Sohn Dschawid Bey nicht das Bakschisch von 32000 Pfund zugesichert erhielt, das er für seine Unterstützung des Planes verlangt hatte.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.





Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdruckerei),
Naumburg a. S.

